Die

Heimath in der neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,

geschrieben auf zweijährigen Reisen in Nordamerika und auf Cuba.

Von

Friederike Bremer.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Dr. G. Fink.

„Singet dem Herrn ein neu Lied."
Psalm 149.

Dritter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1854.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Inhalt

des dritten Bandes.

Seite

Zweiunddreißigster Brief.

Buschkitu; indianisches Reinigungs= und Versöhnungsfest. Feier des Neujahrstags in den Vereinigten Staaten. Der Sklavenmarkt in Neu=Orleans. Gumbo. Julia C. Eine Sklavenauction. Besuch in den Gefängnissen. Die Negermädchen. Die Oper. Schauspiel im Theatersaal. Schönheiten von Neu=Orleans. Sonntagsmorgen auf dem französischen Markt. Abendbesuch auf den französischen Begräbnißplätzen. Mobile. Sommerwetter. Mrs. Le Vert. Der Magnolienwald. Theater in Mobile. Eine junge Schauspielerin. Schöne Tage in Mobile. Besuch in einem Lager der Choctaw=Indianer. Gesellschaft in Mobile. Octavie und Betsy. Reisepläne nach Cuba. Der Alabamastaat. Wieder in Neu=Orleans. Abenteuer auf der Reise dahin. Hotel St. Charles. Gasthofleben. Uebersiedlung in ein Privathaus. Brand im Hotel St. Charles. Stillleben. Miß W. Abendlection. Sheridans Prometheus. Schulen in Neu=Orleans. Ein Examen.

Seite
Getümmel in einer africanischen Kirche. Negergottesdienst. Neu-Orleans einst und jetzt. Die Sklaverei. Madame Lallorue. Ein Sklavenhalter und Befreier. Weg zur Emancipation. Jenny Lind. Sehnsucht nach Cuba 1

Dreiunddreißigster Brief.

Cuba, Havanna. Die Palmen, die Luft. Abreise von Neu-Orleans. Reise den Missisippi hinab; Plantagen, Sumpfland, schwankende Grashalme. Das Meer, der mexicanische Meerbusen. Leben auf dem Meer. Passagiere an Bord. Vater und Tochter. Erster Anblick von Cuba. Stürmische, aber schöne Nacht. Hafen von Havanna, Ruhe, Sonnenschein, neues Schauspiel. Der Räuberhauptmann an Bord. Tropisches Frühstück. Landung. Havannahaus. Begegnung mit Jenny Lind. Zusammenleben mit ihr. Abschied und Andenken von ihr. Mein Tag im Hotel. Die Plaza de Armes; die Cortina de Valdez. Azoteon, das Morrolicht, zwitschernde Eidechsen. Aussehen Havannas. Reinheit der Luft. Kein Rauch. Urnengeschmücktes Dach. Cubanische Equipagen. Die Volante und der Calashero. Kleidung der Frauenzimmer. Die Kreolinnen. Die Bevölkerung auf den Straßen. Die Familie Tolme. Der Abend bei S. Die Domkirche, Priester, Gemälde, Musik. Das Grab des Columbus. Priesterparade in der Kirche, Zustand auf der Insel. Serro. Ländliche Wohnung. Die erste Nacht. Der Morgen im Bischofspark. Der Sonntag. Africanischer Tanz. Cubanische Bäume. Blüthe des Bananasbaums, Haushaltung der Frauen im Hause. Hübsche Gärten. Erinnerung an die letzten Orcane. Wieder in Havanna bei der Familie

Seite

Tolme. Fahrt nach Guanavacoa. Der Fischmarkt. Gute Freunde. Starke Hitze 62

Vierunddreißigster Brief.

Matanzas. Hinreise von Havanna. Herrlicher Morgen; Land und Natur. Schmarotzer. Ankunft in Matanzas. Mr. Baleys Haus. Ein Morgen im Yumorithal. Musik in Matanzas. Cubanische Contretänze. Eigenthümliche Lebhaftigkeit und Lieblichkeit der Luft. Schöne Tage. Ein Tag im Yumorithal. Menge von Ungeziefer. Artigkeit der Spanier und der Kreolen. Negerball. Sklavengesetze auf Cuba. Sklavenhandel. Bestechungen. Palmsonntag in Matanzas. Parade in der Kirche. Die Zuckerpflanzung Ariadne. Das Sklavenleben; die Arbeit; die Bohea. Verschiedene Negerstämme und ihr Character. Geschichte des Negers Domingo. Morgenwanderung in Limonar. Des freien Negers Hütte und Leben auf Cuba. Aussicht der Sklaven hier und in den Vereinigten Staaten. Leben auf den Pflanzungen, Bluthunde, Bäume, die Zuckermühle, das Zuckerrohr, die Zuckerbereitung. Negertanz. Grotten auf Cuba. Einsame Wanderungen. Schmarotzer. St. Amelia Inhegno. Die Sklaven, hartes Arbeitsleben. Selbstmord. Ein Sonntag auf der Plantage. Fortwährende Arbeit, Aussehen der Skaven. Die Negerkinder. Leben in der Bohea. Die natürliche Ehe. Die Zuckermühle. Mittel der Sklaven, um sich Geld zu erwerben. Pflanzen, Colibri, Hitze, Heimathsgedanken . . 107

Fünfunddreißigster Brief.

Cardinas. Junge Mädchen. Eine Kaffeepflanzung in der Blüthe. Behandlung der Thiere. Freie Neger. St. Amelia. Tanz in der Bohea.

Seite

Der Congotanz. Carlo Congo. Die Höhen von Camerioca. Geflüchtete Neger im Gebirge. Leben der Frauenzimmer auf den Pflanzungen. Königliche Guadarajahs. Mangel an Grasplätzen, an Hainen und an Behagen. Sklavenschiff von Africa. Mondschein. Nächtliche Fahrten in der Volante. Caffetal la Industria. Mrs. Ph. Kleine Negerkinder. Mrs. Ph. über die Sklaven. Das südliche Kreuz. Cucullos. Zeichnungsfieber. Die Palmen. Morgen in den Bananashainen. Die spanische Sprache im Mund gebildeter Frauen und im Mund von ungebildeten. Plage mit den Cucullos. Cuba eine Stätte der Schönheit. Eudoxie B. Furcht vor einem neuen Angriff gegen Cuba; Rüstungen von Seiten der spanischen Regierung. Matanzas, Schönheit, Musik. Combre. Herrliche Aussicht. Familienleben auf Cuba. Tägliches Leben; Promenaden; Handel in den Buden. Haus in Matanzas. Besuche. Fächer. Fahrt auf dem Canimafluß. Tropisches Stillleben, Palmen, Bambusbäume, Krabben, Colibri. Unsre Ruderer. Regenschauer. Letzter Abend und letztes musikalisches Vergnügen in Matanzas . . . 169

Sechsunddreißigster Brief.

Havanna. Pfingstfest in Havanna, die Kirchen, Prozessionen. Der Postmorgen. Cabildos de Negroes. Versammlungssäle, Tänze, Königinnen der Neger. Bootfahrt im Hafen. Mrs. T. über den Character der Neger 205

Siebenunddreißigster Brief.

San Antonio de los bannos. Einsamkeit in einer cubanischen Posada. Einsame Wanderungen. Die Negerstadt. Das glückliche Negerpaar. Pittoreskes Schauspiel; tropisches Stillleben. La

Seite

Miranda. Reise nach Caffetal la Concordia. Fahrt nach der südlichen Küste. Madame Carrera und ihre Familie. Wohnung in Reiserhütten. Gespräch am Abend. Sturm, Ueberschwemmung, Aufbruch. Rückreise nach la Concordia. Spanische Seguidillas. Madame Carrera und ihre Neger. Prachtzeit der Caffetaler jetzt vorüber. Schönheit von Bäumen und Blumen. Das Flamingopaar. Sehnsucht nach Regen, Heimweh. Verschiedene Behandlung der Negersklaven; ihre Wirkung. Letzter Abend auf la Concordia. Familienleben auf Cuba. Zusammenleben mit Madame Carrera. Fou Fou. Der Negertanz unter dem Mandelbaum. Die weiße Frau und die schwarzen Kinder. Der Negergesang. Erinnerung aus Mungoparks Reise in Africa. Havanna. Das Krankenhaus des heiligen Lazarus. La Casa de Beneficencia. Campo Santo. Zustand in Havanna früher und jetzt. Das Negervolk in den Städten. Spanische Bevölkerung der Stadt. Die Neger auf Jamaica. Neigung der Neger zum Kleinhandel; Mangel an Associationsgeist. Denkmal des Columbus auf der Plaza de Armas. Letzte Aussicht über Cuba. Kreolisch-spanische Artigkeit 221

Achtunddreißigster Brief.

An die Königin Wittwe von Dänemark.

Erinnerung an den Besuch auf Sorgenfrei. Südamericanische Natur auf Cuba. Leben des Ostlandes und des Westlandes unter dem Wendekreis. Die Natur und der Mensch. Die nordamericanischen Staaten, ihre Bestrebungen. Die nördlichen, die südlichen. Thätigkeit der Gesellschaft in den ersteren. Die Volksschulen, die Lehrerinnen, Neuenglands junge Töchter. Das Weib in den nördlichen Staaten. Der Associa-

Seite
tionsgeist, die Communicationen, die Volksliteratur. Bildungskraft und Beruf des Angloamericaners. Der große Westen. Erste Schritte und Zunahme der Cultur. Der neue Mensch; der alte. Das Missisippithal. Nordamericas Kornhandel. Die südlichen Staaten. Mangelnde Gesellschaftsentwicklung, Naturschönheit, pittoreskes Leben. Die Sklaverei. Zustand der Sklaven in ihrer besten Lage; in ihrer schlimmsten. Kleine eigenthümliche Gesellschaften. Negerfeste. Cuba. Südamericas Natur und Volksleben. Nacht- und Lichtseite des Lebens auf Cuba. Zustand der Neger, der Sklaven, der Freien. Spaniens Gesetze für die Sklaven; Vorzug vor denen Americas. Was Cuba sein könnte und sollte. Fortsetzung des Briefes in Charleston. Die Sklaven auf Cuba und in den Vereinigten Staaten. Werth des Christenthums. Americas Aufgabe in Bezug auf die Neger. Mögliche Freigebung. Das Mittel in den Händen der Frauen. Die Kinderschule. Africanischer Gesang. Einführung der Sklaverei in America, ein Fehler Englands. Protestation der Colonien. Ursache des Fortbestands der Sklaverei. Europas Hoffnung auf America. Die Maiblume. Americanisches Familienleben. Herrschaft der Frau im Hause. Schönes weibliches Wesen. Abarten und Unarten, Mangel an höherem Bewußtsein. Erziehung der Kinder. Americanisches Frauenideal. Was die Frau da mehr ist als in Europa. Was Scandinavien mehr besitzt als America. Hoffnung die Königin wiederzusehen 259

Neununddreißigster Brief.

Letztes Bild von Cuba. Düstere Ahnungen. Wunsch für Cuba. Ankunft in Charleston. Dun-

Seite
kelheit des Sonnenscheins. Abreise nach Florida. Die Magnolie. Das Dampfboot auf grüner Wiese. Gesellschaft nnd Munterkeit an Bord, Unruhe, guter Humor. Erlösung. Der Munroesee in Florida. Alligatoren; der stille See. Von der Reise. Eine Philanthropie. Eine herrschsüchtige Dame. Drei Paar Menschenturteltauben. Paar Nro. 3. Die Sandhügelpolly. Reise den Welakafluß hinauf, Urwälder an den Ufern, Feenschauspiel. Pans Reich. Pulatki. Der sterbende Jüngling. Morgenwanderung. Unruhe auf dem Dampfschiff. Die Flußfahrt, Reichthum an Blumen und Thieren, Wasservögel, Papageien, wilde kalekutische Hühner, Alligatoren, Fische. Landung am Abend. Der Abend und die Nacht auf dem stillen See. Duett zwischen dem Alligator und dem Whip poor Will. Morgenfisch. Ortegapflanzung. Ein wilder Orangenhain. Orangenerndte. Beschwerlichkeiten der Fahrt. Der kluge Neger. Floridas Natur und Geschichte. Die Familie auf Ortega. Die Klapperschlange. Die alte schwarze Amme. Die St. Simonsinsel. Mr. Cooper und seine Pflanzung. Mr. Coopers Gedanken über die Neger und die Sklaverei. Die schwarze Kinderschaar. Von Reformatoren im Süden. Neuer Besuch in Savannah. Matrosenhaus. Charleston. Convent und seine Erklärung. Spott darüber. Mr. Poinsetts Brief. Tagesgespräche. Fehler der americanischen Zeitungspresse. Hitze. Pracht der Vegetation. Besuch in ein Paar Negerschulen. Magnolien-Kirchhof in Charleston. Zwei Gräber. Fahrt nach der Sullivansinsel. Der Yankeeknabe. Schöne Nacht. Abreise 303

Seite

Vierzigster Brief.

Richmond (Virginien). Capitol. Nordamericanische Flüsse. Die Nacht auf dem See. Nordcarolina. Eine Predigt. Eine Tabaksfabrik. Gesang der Sklaven. Grausame Sklavenhalter. Mammonsverehrung. Der Convent in Richmond. Washingtons Bildsäule. Charlotteville. Monticello, Sommerhaus des Präsidenten Jefferson. Jefferson. Wohlgeruch der wilden Weinranken. Abendgesellschaft. Die Kirche und ihre Leitung auf der Akademie. Abreise nach Weihers Cave im Virginienthal. Wanderung im Gebirge bei Sonnenaufgang. Aussicht vom Virginienthal. Die Grotte. Unterirdische Traumwelt. Wiederkehrende Formationen. Schöner Abend. Von der Secte der Dunkers. Berathende Versammlung der Dunkers. Besuch in einer kleinen Farm. Rückreise. Meine Wohnung in Charlotteville. Eine Episode aus der ältesten bekannten Geschichte Virginiens. Die Indianerin Pocahuntas und John Smith. Stille Tage. Abschiedsreden zweier Studenten. Gewöhnlichkeit der ersteren; überraschender Inhalt der letzteren. Ein edler Jüngling. Die Versammlung beim Promotionsfest. Gedankenlose Frage. Besuche in Negergefängnissen. Der verstümmelte Neger. Der unschuldige eingesperrte Sklave. Das weiße Sklavenkind. Freudenmädchen. Abstrafung. Angenehme Bekannte. Zuchthaus in Richmond. Stimmung zwischen den freien Staaten und den Sklavenstaaten. Der Convent in Richmond. Ein neuer Nimrod. Tragische Ereignisse. Die Sklavenfrage noch einmal und das letzte Mal. Washingtons Auftreten auf dem Schauplatz der Erde. Seine letzte große Handlung. Unsere Sklaven. Abschied. . . 357

Seite

Einundvierzigster Brief.

Reise den St. Jamesfluß hinab. Die freie Negerin. Wilde junge Mädchen. Reise nach Harpers Ferry. Shenandoah und Potomac. Einsame Wanderung. Gleiche Loose, verschiedenes Glück. Der Irländer. Rückreise nach Philadelphia. Mangelnde Humanität. Mary Townsend. Die Zeichenakademie für Mädchen. Medicinisches Collegium für Frauenzimmer. Der ärztliche Beruf der Weiber. Ein Quäckerbegräbniß. Ein junges Mädchen. Wieder in Rosenhütte. Veränderungen allda. 404

Zweiundvierzigster Brief.

Nahant. Reise nach Boston; nach Concord. Letztes Zusammentreffen mit Waldo Emerson. Ein Glas Wasser. Das Seminar für Lehrerinnen in West-Newton. Zeichenschule in Boston. Eine Hellseherin. Convente für Weiberrechte. Gedanken, die dabei ausgesprochen worden. Das Landhaus der neuen Welt. Der Geschichtschreiber Prescott. Abreise nach Salem. Abendgesellschaft. Historische Procession. Volksfeste. Abreise nach den weißen Bergen. Besuche im Schäkerstaat in Canterbury. Die barmherzigen Schwestern. Schönes Kinderspiel. Totaleindruck der Schäkersecte. Abreise über den Binnensee Winnepassiogee. Aussicht von den weißen Bergen. Die Mammuthparthie. Morgengruß. Tagreise in den Gebirgsgegenden. Die Macht der Riesen. Morgenwanderung. Ansicht im Gebirge. Tragische Ereignisse. Verschiedene Art die Natur zu genießen. Champlainsee Schöne Aussicht. Lustparthie. Eindruck von Personen. Eine Episode. Der schlafende Löwe. Ahornzucker. Abendgesellschaft. Guter Gesellschaftsgeist. Saratoga. Der Abend im Brunnensaal. Costüme.

Der große Ball. Die vornehmste Schönheit auf demselben. Schöne Toiletten. Die kleinen alten Mädchen. Verschiedene Gesellschafter und Frager. Aeußerung eines Engländers über die Americaner. New-York. Reise von Saratoga nach Lennox. Romantische Gegend. Gesellschaftsleben. Miß Sedgewick. Frauenzimmer in den östlichen Staaten. Alte Klagen in der neuen Welt. Nathanael Hawthornes Wohnung. Junge Mädchen. Besuch bei dem Schäkerstaat in Neulibanon. Letzte Eisenbahnfahrt. Americanische Eisenbahnen. Abschied von Osgoods. Wanderungen in New-York. Five Points. Die Gräber Gefangenwärter. Gefangene. Unordnung im Gefängniß. Miß Foster. Die fünftägigen Gefangenen. Der Knabe. Die schwarze Marie. Besuch auf der Randallsinsel. Kinderhäuser. Mangelnde mütterliche Pflege. Abreise nach dem Phalanstère. Festlicher Empfang. Die große Freude. Das Mittagsmahl. Die Aufwärtergruppe. Früchte. Zusammenkunft zur Berathung über die Stellung des Weibes. Erinnerung an E. G. Geijer. Channings Rede. Von den Conventen für Weiberrechte. Ihre gute Seite; ihre Gefahr. Gedanken über die Entwicklung des Weibes. Vergnügungen im Phalanstère. Channings Vortrag. Aussicht vom Zuckerhügel. Betrachtungen über den Phalanstèrestaat. Associationsprincip in den Vereinigten Staaten. Ein Medium. Das Phänomen der Hellseherei. Wieder in New-York. Militärparaden. Die Offiziere von Westpoint. Ein Abend bei dem Quäcker Isak Hopper. Tage am Hudson. Traurige Gedanken. Zusammentreffen mit Mr. Downing. Seine Entwicklung. Artikel über den Park New-Yorks. Downing und Springs. Hitze, Niedergeschlagenheit. Der Mond. Aeußerungen meines Freun-

Seite
des D. Miß Coopers Buch. Rosenhütte. Letzte Worte und Geschenke Downings. Abschied. Sehnsucht nach Briefen. Hoffnungen. Auf dem Meer. Der letzte Morgen in America. Letzter Abschied an Bord des Atlantic. Letztes Bild von America 424

Nachwort vom Jahr 53.

Rückkehr in die Heimath. Ein Grab. Brief an Professor Martensen. Rückblick auf das Staatsleben der Vereinigten Staaten. 512

Dreiundvierzigster Brief.

An Professor H. Martensen.

Erinnerungen an frühere glückliche Stunden. Absicht mit der Reise nach der neuen Welt. Der neue Mensch. Die Maiblume und ihre Pilgercolonie. Was sie will. Der erste Bund. Das Document. Das Bewußtsein des neuen Menschen. Seine Entwicklung im Staatsleben. Die Religion und die Moral. Der Schwerpunkt der neuen Weltbildung. Der große Mensch. Das kirchliche Leben. Americas Secten. Die Mormonen. Sectenstifter. Ihr Beruf. Innere Nothwendigkeit. Höchster menschlicher Standpunct. Entwicklung des religiösen Bewußtseins. Freiheitsprinzip. Gefahr und Stärke des Menschen. Wahrheit des Gewissens. Einzige gute Quelle. Was die Secten wirken. Menge der Kirchen; kirchliche Disciplin. Stellung und Ansehen des Priesters. Religiöses Denken. Swedenborgs Ausspruch. Vereinigung der Secten. Mangel an tieferer Einsicht und Kritik in der Kirche. Revivals. Amerikanische Tractätchengesellschaft. Arbeit, um die Nachtseite des Gesellschaftslebens aufzuheben. Schattenseite in den Vereinigten Staaten. Die alte Schlange. Gestei-

Seite
gertes Leben. Metamorphose. Vollendung aller Dinge. Das tausendjährige Reich. Der Tag des Gerichts. Warnungsruf an die Bevölkerung Americas. Steigendes Leben, Bedingung seiner Vollendung. Zukunftsbild. Mein Glaubensbekenntniß über das Leben der neuen Welt 513

Anhang.

Absicht, einige Erzählungen über Sklavereiscenen mitzutheilen. Ihre Wichtigkeit. Onkel Toms Hütte. Gleiche Ansichten mit Mrs. Stowe über das Sklavereiinstitut. Abweichende Ansicht über die Mittel und den Gang der Emancipation. Weiser Beginn der südlichen Staaten. Mögliches Fortfahren. Die Beurtheilung der Sache steht der Bevölkerung des Südens zu. Hoffnungen auf dieselbe. Der edlere Süden. Seine künftige Arbeit und Ehre 531

Zweiunddreißigster Brief.

New-Orleans (Louisiana), den 1. Jan. 1851.

Guten Morgen! Glückseliges neues Jahr, meine liebe Schwester, meine theure Freundin! Möge der Morgen dieses neuen Jahres fröhlicher zu Dir hereinhohe blicken, als er es bei mir thut, und möge der Norden Dir eine klare Sonne über der schneeweißen Erde geben! Ach! ein stiller, sonnenheller Wintertag bei uns, wenn alle Bäume weißgepudert dastehen und Alles freundlich und freudig leuchtet und glänzt in der reinen Luft; wie leicht und belebend ist es da zu athmen und dann, wie ich so manchmal um diese Jahrszeit that, auf den Wassern und Feldern des Thiergartens herumwandeln zu können — das ist herrlich! Aber hier in dem herrlichen Süden regnet und platscht es unaufhörlich. Der schöne Tag, wo ich zum letzten Male schrieb, hatte keinen Nachfolger. Heute schneit es auch noch zu dem Regen und das Wetter ist im höchsten Grade unangenehm. Die jungen Bäume auf dem Lafayette-Markt sehen ganz betrübt aus. Das Laub hängt herab wie Lumpen. Aber ich habe es gut in meinem warmen, hellen, gemüthlichen Stübchen, und über meinem Kamin prangt ein großer Zweig, voll der allersüßesten — durch und durch süßen — kleinen Orangen, und daneben stehen zwei große Flaschen von ächtem Louisianer-Traubensaft. Neu-

jahrsgeschenke von guten neuen Freunden, welche mir Sommer im Zimmer und im Herzen gegeben haben. Ich habe Sonne genug in diesem neuen Jahr, ja sogar ein wenig übrig, wenn Jemand davon haben wollte.

Aber ich muß Dir jetzt ein wenig vom Bushkitu erzählen. Bushkitu ist ein Fest, das von den Indianern am Missisippi in diesen südlichen Gegenden jährlich gefeiert wurde, als die Europäer zum ersten Mal da eindrangen. Es scheint mir das merkwürdigste unter den Festen der nordamerikanischen Indianer zu sein und dürfte auch auf die Neujahrsfeier der weißen Race, welche jetzt die Erde der rothen eingenommen hat, Etwas von seiner geistigen Bedeutung übertragen haben.

Die Bushkitufeier fiel auf den Schluß des Jahrs und währte acht Tage. Jeder Tag hatte seine besondere Ceremonie. Aber die Hauptzüge bei allen Ceremonien waren Fasten, Reinigungen und Selbstbetrachtungen. Es heißt nämlich mitunter in den Erzählungen davon: An diesem Tag (am 3., 5. und 7., wenn ich mich recht erinnere) sitzen die Männer still auf dem Markte. Die Reinigungen waren Waschungen, bei welchen die Asche eine Hauptrolle spielt, und das kommt mir merkwürdig vor, daß diese Asche den Kriegern von jungen Mädchen gebracht werden mußte, die noch halbe Kinder waren. Auch die Speise, die sie zwischen das Fasten hinein genießen durften, mußte ihnen von diesen Kinderhänden gereicht werden. Die Männer (denn die Weiber werden nicht genannt) hatten auch nächtliche Tänze beim Scheine des Feuers, wobei sie sich mit dem warmen Wasser wuschen, in welchem sie gewisse Kräuter und Wurzeln kochten, die wohlthuende Kräfte in sich schlossen. Der Tanz der sechsten Nacht scheint am meisten symbolisch und der bedeutungsvollste zu sein. Am siebenten Tag sitzen die Männer wieder schweigend auf dem Markte. Der achte

Tag war der letzte große Reinigungstag. Da gingen die Männer auf eine Anhöhe am Fluß, stürzten sich köpflings hinab und tauchten zu wiederholten Malen tief unter. Sodann kamen sie herauf und zogen ihre Alltagskleider, ihre gewöhnlichen Sitten und Beschäftigungen wieder vor. Aber das Merkwürdigste ist, daß nach dieser Zeit Alles, was vor derselben vorgefallen war, angesehen werden sollte, als wäre es nicht geschehen. Alle Beleidigungen, alle größere und kleinere Mißhelligkeiten zwischen den Mitgliedern der Nation sollten vergessen, der Mensch und das Leben sollte als neugeboren betrachtet werden. Wer nach dieser Zeit an etwas Unangenehmes erinnerte, das vor ihr eingetreten war, oder wer heimlichen Haß oder Unversöhnlichkeit zeigte, mußte Buße bezahlen. Der Bushkitu kam jedes Jahr wie ein Versöhnungs- und Erneuerungsfest. Wie herrlich, wenn in diesem indianischen Lethe auch alle bitteren Erinnerungen ertränkt werden könnten! Aber wer wird läugnen, daß Bushkitu mit seinem innern Willen und seiner äußern Arbeit eine gute Hülfe dazu sein könnte?

Uns civilisirten Menschen thäte es Noth, von den Wilden ihr Bushkitu zu erben.

In den Vereinigten Staaten, besonders in ihren großen Städten, herrscht eine Sitte, die ihren Ursprung möglicher Weise von dem Versöhnungsfest der Indianer hat und in New-York und New-Orleans in ihrer Blüthe stehen soll. In diesen Städten betrachtet man nämlich den Neujahrstag als eine Art von Versöhnungs- und Wiedergeburtstag. Die Neujahrsbesuche sind die Mittel dazu. Wenn im Verlauf des Jahrs irgend ein kleiner Groll zwischen zwei Menschen oder zwei Familien entstanden ist, wenn sie aufgehört haben, einander zu sehen oder mit einander zu sprechen, so ist ein Besuch am Neujahrstag genügend, um ohne weitere Erklärung Alles wieder gut zu machen. W

kommt dann auf beiden Seiten schweigend überein, alles Alte zu vergessen und das Leben wieder neu anzufangen.

Die Frauenzimmer der haute volée gehen an diesem Tag nicht aus, sondern sitzen in großer Gala in ihren mitten am Tage zierlich beleuchteten Salons, um die Herren zu empfangen, die nichts als Besuche und Complimente zu machen haben. Ich habe mir sogar sagen lassen, daß schon mancher junge Herr, der mit einer großen Anzahl von Bekanntschaften gesegnet war, sich an diesem Tag durch unaufhörliches Herumfahren von Haus zu Haus und dadurch, daß er vom frühen Morgen bis in die späte Nacht manches Hundert Treppen auf- und absteigen mußte, eine Krankheit an den Hals gesprungen habe.

Eine freundliche Familie von meinen neuen Freunden in New-Orleans lud mich ein, diesen Tag bei ihr zuzubringen, um das fröhliche Schauspiel zu sehen. Aber das würde mich ermüden, ohne mir gleichwohl das zu geben, was ich am Neujahrstag bedürfte. Wenn es hier ein ächtes indianisches Bushkitu gäbe, so möchte ich gerne dabei sein, um zu vergessen zu suchen. Ich möchte dafür gerne in den Missisippi hinabtauchen, wenn ich nur gewiß wäre, wieder heraufzukommen! ... Die Tiefe der Gnade Gottes wird mein Bushkitu sein. Und jetzt, während das Wetter zankt und weint, während die galante Welt Besuche und Complimente macht, während artige Cavaliere sich in dem schönen Lächeln und den gasbeglänzten Salons eleganter Damen sonnen, will ich in meiner guten Ruhe Dir von den Auftritten der letzten Tage, vom Sklavenmarkt und einer Sklavenauktion, der ich in New-Orleans beigewohnt habe, erzählen. Ich sah nichts besonders Anstößiges daran, außer — das Ganze; und ich kann mich einer Art von Verwunderung darüber nicht erwehren, daß solche Dinge und Vorfälle in einer Ge-

sellschaft möglich sind, die sich christlich nennt. Es kommt mir manchmal vor, als könnte es keine Wirklichkeit sein, als wäre es ein Traum.

Der Sklavenmarkt wird hier in mehreren Häusern abgehalten. Man erräth den Weg dahin leicht durch die Gruppen farbiger Männer und Weiber (in allen Schattirungen zwischen Schwarz und Hellgelb), die beschäftigungslos an den Thüren sitzen oder stehen. Ich besuchte unter Anführung meines freundlichen Doktors einige von diesen Häusern. In einem von ihnen war der Sklavenwächter (oder Eigenthümer) ein freundlicher, gutmüthiger Mann, der sich des guten Aussehens seiner Leute rühmte. Die Sklaven wurden in einen großen Saal gerufen und in zwei Reihen aufgestellt. Sie waren gut genährt und gut gekleidet, aber ich habe mir von Leuten hier in der Stadt sagen lassen, daß sie ganz anders aussehen, wenn sie nach ermüdenden Tagmärschen, zwei und zwei in langen Reihen zusammengekettet, hier ankommen.

Ich bemerkte unter den Männern einige wahrhaft athletische Gestalten mit guten Gesichtern und auch merkwürdig guten, breite und gerade aufsteigenden Stirnen. Das geringste freundliche Wörtchen, ein freundlicher Scherz rief auf ihre Gesichter ein sonniges Lächeln voll Gutmüthigkeit, und die breiten Munde glänzten von perlweißen, schönen Zähnen. Ein Neger besonders — sein Preis war 2000 Dollars — erweckte mein ganzes Vertrauen, und ich sagte laut, dieser Junge (that boy) gefalle mir, und ich sei überzeugt, daß wir gute Freunde würden. „Ach, ja, Missis!“ sagte er mit einem herzlichen Lachen. Unter den Weibern, die im Verhältniß zu den Männern wortkarg waren — die ersteren waren 70 — 80 Köpfe stark — befanden sich einige sehr hübsche, helle Mulattinnen. Ein Herr nahm eine der schönsten von ihnen am Kinn und öffnete ihr den Mund, um ihren

Gaumen und ihre Zähne zu besehen, wobei er nicht mehr Umstände machte, als wenn man einem Schaf oder Pferd ins Maul sieht. Wäre ich an ihrer Stelle gewesen, ich hätte ihn gewiß in den Daumen gebissen, so heftig erbitterte mich dieses Benehmen, woran er jedoch offenbar ebenso wenig Anstößiges sah, als sie selbst. Dieß ist nun einmal Sitte und Brauch hier zu Land. Meine Fragen an diese armen Menschen beschränkten sich hauptsächlich auf ihre Herkunft. Die Meisten kamen von Missouri und Kentucky. Da ich beständig von dem Sklavenwächter begleitet wurde, so konnte ich keine biographischen Notizen verlangen und jedenfalls durfte ich mich auf die Wahrheit derjenigen, die ich hier hätte erhalten können, nicht verlassen.

In einem andern dieser Sklavenhäuser sah ich einen Mann, dessen Aussehen und Ausdruck ich nicht vergessen würde, und wenn ich noch hundert Jahre lebte. Er schien der Herr der Sklaven zu sein, und mein Begleiter bat ihn für mich und sich um Erlaubniß, seine Sklaven zu sehen. Er willigte ein, aber mit einer Miene und einem Blick auf mich, als hätte er mich zerreiben wollen. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße und Schönheit. Seine Gestalt war herkulisch und der Kopf war seinen Zügen nach ein Jupiterskopf; aber die Majestät und Milde waren hier in eine Härte verwandelt, die wahrhaft schrecklich war. Ebenso gut könnte man zu einem Fels von Recht und Menschlichkeit reden, als zu diesem Mann. An dem starren Ausdruck der dunkelblauen Augen, an den fest zusammengepreßten Lippen ersah man, daß er seinen Fuß auf sein eigenes Gewissen gesetzt, mit allem Zweifel und Zögern abgeschlossen und Himmel und Hölle Trotz geboten hatte. Er mußte durchaus Geld haben. Hätte er in seiner starken Hand das ganze Menschengeschlecht erdrücken können, um es in Geld zu verwandeln, so würde er es mit Vergnügen gethan

haben. Die ganze Welt galt ihm Nichts, außer als ein Mittel, um Geld zu bekommen. Die ganze Welt konnte in Schutthaufen zusammenfallen, wenn nur er als ein reicher Mann, als der einzige reiche und mächtige Mann in der Welt darauf sitzen durfte. Wollte ich ein Bild der vollendeten, verhärteten Selbstsucht malen, so würde ich diesen schönen Kopf malen. Der vollkommen dunkle Ausdruck darin, der Mangel an Licht, Leben und Freudigkeit war um so auffallender, als die Gesichtsfarbe hell war, und die Wangen, obschon etwas eingefallen, schöne Rosen hatten. Der Mann schien ungefähr fünfzig Jahre zu zählen.

Nachdem ich drei Sklavenhäuser und auch eines der Zimmer gesehen hatte, wo die Sklaven über Nacht gehalten werden, und wo es weder Betten, noch Stühle oder Tische gab, ging ich in das Spital von New-Orleans. Es schien mir eine große, gut gehaltene Anstalt zu sein. Es waren einige Cholerakranke da. Ein junger Mann und ein junges Mädchen lagen am Tode. Ich legte meine Hand an ihre Stirnen. Sie empfanden es nicht. Sie waren bereits in den letzten Schlaf versunken.

Am Mittag dieses Tags, am 30. Dezember, war ich bei meinem Landsmann, Herrn Schmidt, der mich mit einem ächten New-Orleaner Mittagessen und besonders mit einer Lieblingssuppe in Louisiana, genannt Gumbo, einer sagoartigen Grütze traktiren wollte.

Herr Schmidt ist ein lebhafter kleiner Mann, mit creolischer Grazie in seinem Wesen, sehr redselig und freundlich. Er ist (in zweiter Ehe) mit einer französischen Creolin von New-Orleans verheirathet und hat mit ihr mehrere allerliebste kleine Jungen, mit dunkeln Augen und dunkeln Locken, wie kleine Franzosen. Die Frau war auch schön, eine gemüthliche, einfache Person, die noch niemals eine Schriftstellerin gesehen hatte und sich einigermaßen darüber zu verwundern

schien, daß diese wie ein anderes Menschenkind war und wie ein solches sprach. Sie schien zu glauben, eine Person, die Bücher schreibe, müsse auch sprechen wie ein Buch.

Das New-Orleaner Mittagessen war ausgesucht gut und Gumbo ist die Krone aller schmackhaften delikaten Suppen in der Welt, ein wahres Lebenselixir von der gehaltvolleren Sorte. Wer Gumbo gegessen hat, kann auf die ächteste Schildkrötensuppe vornehm herabschauen. Nach dem Mittagessen plauderten meine Wirthin, ihre Schwester und ich ganz gemüthlich am Kaminfeuer. Es machte mir Freude, mich mit der ungekünstelten, freundlichen Dame zu unterhalten, sie französisch sprechen zu hören und auch in dieser Sprache mit ihr reden zu dürfen. Dieß ist für Zunge und Ohr eine reine Erquickung nach der unmelodischen und mühseligen englischen Sprache.

Abends trank ich Thee bei einer Familie Callendar, die in Louisiana eine Plantage besitzt. Tiefer Kummer über den Verlust zweier hoffnungsvollen Kinder scheint den Vater niedergedrückt und das Herz der Mutter beinahe zermalmt zu haben. Eine Tochter ist noch übrig, Julia. Holdes, junges Mädchen! Bei des Mondscheines Tanz auf den Wellen, beim Duft der Veilchen und beim Anblick milder Vergißmeinnicht, bei Allem, was lieblich und lebensvoll, unschuldig und lebenswarm ist, aber dennoch aussieht, als sollte es nicht lange auf Erden verweilen, will ich an dich denken, Julia C., und mich sehnen, dich wieder an meinen Busen zu drücken, du blasses, holdes, strahlendes Kind des Südens, und will dich auf Erden zurückhalten, damit nicht deiner Mutter Herz breche und damit dein Vater und dein Haus noch eine Freude habe.

Am 31. Dezember ging ich (fortwährend in Regen und rauhem Wetter) Arm in Arm mit meinem ehr-

lichen Freund, dem Doktor, aus, um einer Sklavenauction anzuwohnen, die nicht weit von meiner Wohnung vor sich ging. Sie wurde an einem der kleineren Auctionsplätze vorgenommen, die sich in verschiedenen Theilen von New-Orleans vorfinden. Der Hauptplatz für die Sklavenauction ist eine herrliche Rotunde, deren prächtiges Gewölbe würdig wäre, von Freiheitsgesängen wiederzuhallen. Ich war da einmal mit Mr. Harrison, um einer größeren Sklavenauction anzuwohnen, aber wir kamen zu spät.

Doktor D. und ich gingen in einen großen, ziemlich unfreundlichen und schmutzigen Saal zu ebener Erde in einem Haus, wo eine Menge Volks versammelt war. Etliche und zwanzig herrenartige Männer standen in einem Halbkreis um einen hohen Schemel von schmutzigem Holz, der für den Augenblick leer war. Auf der Seite der Mauer entlang standen einige schwarze Männer still und ernst. Die ganze Versammlung war schweigsam, und es schien mir, als ob eine schwere graue Wolke über ihr ruhte. Durch die nach der Straße zu geöffnete Thüre hörte man den fallenden Regen. Die Herren warfen mir schiefe, finstere Blicke zu und hätten mich wahrscheinlich gerne an den Nordpol geschickt.

Ein paar Herren kamen hastig herein. Der eine von ihnen, ein großer, feister Mann von heiterem und gutmüthigem Aussehen, offenbar ein Bonvivant, bestieg den Auctionsschemel. Er war, sagte man mir, ein Engländer, und dieß hätte ich von selbst aus seiner blühenden, nicht amerikanischen Gesichtsfarbe geschlossen. Er kam offenbar von einem guten Frühstück und schien noch munter daran zu arbeiten, den letzten Bissen hinabzuschlucken. Er nahm den Auctionsstab in seine Hand und redete die Versammlung ungefähr folgendermaßen an:

„Die Sklaven, die jetzt um jeden Preis verkau-

werden sollen, sind einige wenige Haussklaven, die Alle einem einzigen Herrn gehören. Er hat sich für einen seiner Freunde verbürgt, und da dieser seine Cession machte, so ist er jetzt, um seine Verbindlichkeit zu honoriren, genöthigt, seine treuen Diener wegzugeben. Diese Sklaven werden also nicht in Folge eines Fehlers, den sie begangen hätten, oder aus irgend einer Mangelhaftigkeit von ihrer Seite verkauft. Sie sind treue und vortreffliche Diener, und nur eine harte Nothwendigkeit hat ihren Herrn bestimmen können, sich von ihnen zu trennen. Sie sind den höchsten Preis werth, und wer sie kauft, kann überzeugt sein, daß er damit die Wohlfahrt in seinem Hause vermehrt."

Hierauf bedeutete er einem schwarzen Weib vorzutreten und reichte ihr die Hand, um auf den Schemel zu steigen, wo sie dann neben ihm stand. Sie war eine große, gut gewachsene Mulattin, mit schönem, aber melancholischem Gesicht und ausgezeichnet bescheidener, edler Haltung; sie trug in ihren Armen ein zartes schlafendes Kind, auf welches sie während des ganzen Auctionsverfahrens unverwandt mit gesenktem Haupte herabblickte. Sie war in ein graues, bis an den Hals hinaufreichendes Kleid gehüllt und hatte ein blaßgelbes, braungestreiftes Tüchlein um ihren Kopf gebunden. Der Auctionator begann jetzt vor der Versammlung alle guten Eigenschaften dieses Weibs, sowie ihre Künste und Fertigkeiten hervorzuheben. Er pries ihren Charakter, ihren gesunden Sinn, ihre Ordnung, Treue, ihre ungewöhnliche Fähigkeit einer Haushaltung vorzustehen, ihre Frömmigkeit, ihre Talente, und bemerkte, daß das Kind, das sie an ihrer Brust trage und das zugleich mit ihr verkauft werden solle, ebenfalls ihren Werth noch erhöhe. Darauf rief er mit lauter Stimme:

„Jetzt, Gentlemen, wie viel für dieses wahrhaft

ausgezeichnete Weib (this very superior woman), diese vortreffliche u. s. w. u. s. w. und ihr Kind?"

Dabei deutete er mit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger auf einen um den andern von den umstehenden Herrn, die seinen Aufruf zuweilen mit einem stummen, kurzen Kopfnicken beantworteten. Zugleich fuhr er unaufhörlich also fort:

„Bieten Sie mir 500 Dollars, Gentlemen? Man hat mir 500 Dollars für dieses vortreffliche Weib mit ihrem Kind geboten. Daran ist nicht zu denken. Sie ist mit dem Kind doppelt so viel werth." „„550! 600! 650! 660! 670!"" „Mein bester Herr, warum nicht sogleich 700 Dollars sagen für dieses ungewöhnliche, ausgezeichnete Weib mit ihrem Kind! 700 Dollars sind ein Spottpreis. Sie würde nie um diesen Preis verkauft werden, wenn nicht ihr Herr das Unglück gehabt hätte u. s. w. u. s. w."

Der Auctionsstab fiel schwer herab. Das Weib war nebst ihrem Kind um 700 Dollars an eine der finsteren, stummen Gestalten vor ihr verkauft. Was er war, ob er gut war oder böse, ob er sie in eine erträgliche oder in eine unerträgliche Sclaverei führen würde, das wußte die verkaufte Frau und Mutter so wenig als ich, und ebensowenig wußte sie, in welchen Theil der Welt er sie führen würde. Und der Vater ihres Kindes — wo war er?

Die Augen unabläßig auf das schlafende Kind geheftet, mit niedergeschlagener, aber ergebungsvoller Miene stieg die schöne Mulattin vom Auctionsschemel herab, um sich an der entgegengesetzten Seite der Wand aufzustellen. Nach ihr schritt ein junges, sehr dunkles Negermädchen mit einem hübschen gelben Tuch, das zierlich um ihren Kopf gebunden war, so daß die Zipfel wie zwei Flügel auf beiden Seiten hinausstanden, den Schemel hinan. Sie war außerordentlich

nett und behend, und ihre Augen spielten muthig und neugierig über die Versammlung umher.

Der Auctionator pries auch ihre Verdienste und rief dann: „Wie viel für dieses ganz hübsche junge Mädchen (this very likely young girl)?“

Sie war bald verkauft, wenn ich mich recht erinnere, für 350 Dollars.

Nach ihr bestieg ein junger Mann den Schemel. Er war Mulatte und hatte ein ausgezeichnet gutmüthiges Gesicht, das Milde und Zartgefühl ausdrückte. Er war im Hause seines früheren Herrn Bedienter gewesen, war von ihm erzogen worden, hatte in großer Gunst bei ihm gestanden und verdiente es auch, ein ganz vortrefflicher junger Mann (a most excellent young man).

Er wurde für 500 oder 600 Dollars verkauft.

Zunächst kam ein älteres Weib, ebenfalls mit einem jener gutherzigen, gemüthlichen Gesichter, die man so oft bei der schwarzen Bevölkerung findet, und mit einem Wesen, das deutlich bewies, daß auch sie im Dienste eines guten Herrn gestanden, daß sie an milde Behandlung gewöhnt und unter derselben mild und glücklich gewesen war. Alle diese Sklaven, mit Ausnahme des jungen Mädchens, das mehr muthwillig als gut aussah, trugen das Gepräge der Thatsache, daß sie in einem liebevollen Familienleben gelebt hatten.

Und jetzt, was sollte hernach ihr Schicksal werden? Wie bitter mußten sie nicht, wenn sie in böse Hände geriethen, den Unterschied zwischen einst und jetzt empfinden, wie schrecklich mußte ihnen nicht ihr Schicksal erscheinen? Die Mutter insbesondere, deren ganze Seele auf ihr Kind concentrirt ist, und die vielleicht bald dieses Kind von ihrer Brust hinweg in weite Ferne verkauft sieht, wie mochte es ihr zu Muth sein?

Keine Predigt, keine Antisklavereirede könnte so

kräftig gegen das Sklavereiinstitut sprechen, wie diese Sklavenauction.

Der Herr war gut, die Diener ebenfalls gut, ergeben und treu; und dennoch wurden sie an den nächsten besten Liebhaber verkauft, verkauft wie unvernünftige Thiere.

Am Abend.

Der Neujahrstag ist zu Ende. Auch ich habe an demselben Besuche von artigen Herrn gehabt, die mir bis jetzt fremd waren. Unter ihnen erinnere ich mich mit besonderem Vergnügen an zwei Brüder Namens Duncan, Bankiers in der Stadt, ernste und herzliche Männer, die sich durch ihre brüderliche Liebe und ihre patriotische Gesinnung gleich sehr auszeichnen sollen. Mein Landsmann, Herr Ch. Schmidt, hat heute Abend bei mir gesessen und mit mir geplaudert. Er hat lange in New-Orleans gelebt, und kennt eine ganze Menge von Verhältnissen, er ist offen und mittheilsam, so daß ich viel Gutes von seiner Gesellschaft habe.

Mein Leben hier im Hause ist das angenehmste, das ich nur wünschen kann. Das garstige Wetter hat mir wahren Genuß gebracht, weil es mir Zeit gab ein wenig zu lesen und zu zeichnen. Letzteres ist eine nothwendige Ruhe und Erquickung für mich. Ich habe die Portraits einiger Freunde gezeichnet und meine kleine Aufwärterin hier gemalt, eine hübsche dunkle Mulattin mit schönen Augen und einem zierlichen gelben Tüchlein um die Stirne so gebunden, wie es bei den Negerinnen Louisianas der Brauch ist. Sie ist bisher vergleichungsweise eine glückliche Sklavin gewesen.

„Waren Deine Eigenthümer gut gegen Dich?“ fragte ich sie.

„Sie haben mir nie ein böses Wort gesagt, Missis," antwortete das Mädchen.

Sonntag den 5. Januar.

In Eile und Kürze einige Worte von gar manchen Dingen, die ich in diesen letzten Tagen erlebt habe, besonders gestern und heute.

Gestern Vormittag besuchte ich die Gefängnisse der Stadt in Begleitung der Vorsteher und einiger ausgezeichneten Richter, die sehr angenehme Herrn waren. Die äußere Haltung der Gefängnisse schien mir gut. Ordnung und Sauberkeit herrschten vor, wie überall, wo die anglo-amerikanische Race Gesetze stiftet. Von der innern Ordnung habe ich mir folgende Züge gemerkt.

Ich hatte einige Stuben besucht, wo Frauenzimmer, die grober Verbrechen angeschuldigt waren, bis auf Bekenntniß saßen. Ihre Kleidung zeugte von Umständen, die weit über der Armuth waren, aber ihr Aussehen von der Herrschaft gewaltsamer und unedler Leidenschaften. Unter ihnen bemerkte ich besonders eine Frau, die eines aus Eifersucht begangenen Mordes an ihrem Mann verdächtig war, und ein sehr freches übermüthiges Wesen hatte. All diese Damen betheuerten ihre Unschuld und klagten über Ungerechtigkeit. Sie hatten jede für sich ein Stübchen, durften aber gemeinschaftlich eine Piazza benützen, welche an der Mauer entlang in den Hof führte. Auf dieser Piazza saßen in einer Gruppe einige Negerweiber, die sich an der hervorstechenden Sonne wärmten. Sie sahen so gut und friedfertig aus, besonders hatten ein paar junge Mädchen ein so deutliches Gepräge von Unschuld und Gutherzigkeit, daß ich mit einiger Verwunderung fragte:

„Warum sind diese hier? Was haben sie Böses gethan?"

„Sie haben nichts Böses gethan," antwortete man

mir. „Ihr Herr hat für einen Mann, der Bankrott machte, Bürgschaft eingegangen, und damit die Bürgen nicht seine Dienstboten wegnehmen und in die Auction schicken, hält man sie so lange eingesperrt, bis er Gelegenheit bekommt sie wieder zu sich zu nehmen."

„Sie sehen," fügte einer der Richter hinzu, „daß man die Leute zu ihrem Schutze, um ihres Besten willen hier eingesperrt hat."

„Wie lange können sie da sitzen müssen?" fragte ich, indem ich an den absonderlichen Vortheil dachte, den sie von dem täglichen Umgang mit den „unschuldigen," der gröbsten Verbrechen angeklagten weißen Damen haben mußten.

„O höchstens zwei bis drei Wochen, eine ganz kurze Zeit," antwortete der Richter.

Eines der jungen Negermädchen lächelte halb wehmüthig, halb ironisch. „Zwei Wochen!" sagte sie; „wir sitzen bereits zwei Jahre da."

Ich sah den Richter an. Er schien etwas verblüfft zu sein. „O," sagte er, „dieß ist ein besonderer, ein sehr ungewöhnlicher Fall. Es ist ein Ausnahmsverhältniß . . . etwas höchst Seltenes." Und er eilte mich wegzuführen.

Wieder und immer wieder diese Ungerechtigkeit gegen Menschen, deren ganze Schuld in einer dunkelgefärbten Haut besteht.

Gleich nach dem Mittagessen besuchte ich das katholische Waisenhaus für zweihundert kleine Mädchen, die von fünfzehn barmherzigen Schwestern verpflegt werden — eine schöne und gut gehaltene Anstalt. Kaum nach Hause gekommen, wurde ich in die französische Oper abgeholt. Man gab „Jerusalem" von Verdi und zwar recht gut. Die Primadonna, Madame D., steht bei dem Publikum in hoher Gunst und verdient dieß durch ihre schöne Gestalt, durch das Edle in ihrem Wesen und ihren ausgezeichnet musikalischen

Gesang, obschon ihre Stimme nicht stark ist. Ihre Hände und Arme waren von seltener Schönheit, und die Bewegungen derselben standen in anmuthsvoller Harmonie mit dem Gesang.

Die für mich interessanteste Scene war inzwischen nicht auf der Bühne, sondern im Theatersaal, wo die Damen von New-Orleans in Logen und im Amphitheater saßen, wie ein Blumenbeet von weisen Rosen. Sie trugen sämmtlich weiße Florkleider mit bloßen Hälsen und Armen (zuweilen sehr bloß); auf dem Kopf hatten sie nichts, sondern nur theilweise Blumen in den Haaren. Alle waren sehr blaß, aber ohne eine kränkliche Blässe; viele der jungen Damen waren sehr hübsch, mit feinen Zügen und kindlich runden Gesichtern. An Schönheit mangelte es, wie überall in der Welt. Die weiße Schminke, deren sich die Frauenzimmer hier allgemein bedienen, gibt ihrer Haut viel Weichheit, ist aber oft gar zu sichtbar. Ich habe nichts dagegen, wenn man sich im Gesellschaftsleben so schön als möglich zu machen sucht; aber man muß dieß auf eine feine Art und recht thun, sonst sieht es grob aus und macht einen unbehaglichen Eindruck.

Ich saß in einer Loge auf dem Amphitheater, das in Logen eingetheilt ist, und war von einem Freund des Mr. Harrison, einem angenehmen und musikalischen Manne, Mr. Day, eingeladen. Ich hatte von Mr. Harrison eine schöne weiße Camelie erhalten, die ich in das schöne dunkelbraune Haar der Mrs. Geddes steckte, und jetzt hatte ich das Vergnügen, diese Blume auf ihrem edelschönen Kopf in einer Loge der ersten Reihe glänzen zu sehen. Ich hatte übrigens Kopfweh von der Hitze und den Strapatzen des Tages, aber es lag mir so viel daran am Morgen wieder wohl zu sein, weil ich da mit Mr. Harrison den französischen Markt besuchen sollte, daß es mir durch starken Willen und starken Kaffee auch gelang und ich

heute früh um sechs Uhr schon mit meinem Cavalier nach dem französischen Theil der Stadt wandelte.

Der französische Markt steht in seinem höchsten Flor am Sonntagmorgen, und auch dieß bezeichnet den Unterschied des französischen Nationalcharakters von dem anglonormännischen, der eine solche Veranstaltung als eine Sabbathsentweihung ansehen würde.

Der französische Markt bietet eine der lebensvollsten und pittoreskesten Scenen von New-Orleans dar. Man findet sich da auf einen großen Pariser Markt versetzt, nur mit dem Unterschied, daß man hier mehr Völkerstämme sieht, mehr Sprachen hört und eine größere Menge von Produkten verschiedener Zonen vor Augen bekommt. Hier sind Engländer, Irländer, Deutsche, Franzosen, Spanier, Mexicaner, hier sind Neger und Indianer. Die meisten der Verkäufer sind schwarze Creolen (oder Eingeborne), haben französische Lebhaftigkeit und Munterkeit, sprechen gut französisch und „bon jour, Madame! bon jour, Madame!" klang mir aus manchem Mund mit dem heitersten Lächeln und den schönsten weißen Zähnen entgegen, während ich so umherwandelte zwischen den überfüllten Ständen mit Vögeln, Früchten und Blumen, Brod und Backwerken, Grütze und Gemüsen und unzähligen guten Dingen, Alles zierlich geordnet und von einem solchen Ueberfluß an Producten der Erde zeugend, daß sich mir unwillkürlich das Gefühl aufdrang, es wäre rein unmöglich, daß irgend Jemand auf Erden Noth litte, wenn nur Alles vernünftig eingerichtet wäre. Die Obstbuden waren ein wahrer Prachtanblick; sie prangten von hübschen Früchten aller Zonen, worunter viele tropische mir gänzlich neu waren. Ungefähr zwei- bis dreitausend Personen, theils Käufer, theils Verkäufer, waren hier in Bewegung, und zwar in so guter Ordnung, in einem so sonnigen und freundlichen

Leben, daß man nicht umhin konnte, sich herzlich darau zu erfreuen. Man frühstückte, schwatzte und lachte, ganz wie auf dem Markt in Paris, man lärmte und scherzte; besonders die Schwarzen, die Kinder des Wendekreises, strahlten von munterem Leben. Das Ganze war eine ächt sonnige Scene des Südens, voll von Sonnenschein, Heiterkeit und guter Laune. Auf den äußersten Enden des Marktplatzes befanden sich die Indianer. Kleine Indianermädchen saßen da in ihre Filze eingehüllt, mit ernsten, steifen Gesichtern, die niedergeschlagenen Augen auf Tücher geheftet, die vor ihnen ausgebreitet lagen, und auf denen sie einige wilde Wurzeln und Pflanzen hatten, die sie zum Verkauf hieher gebracht.

Hinter ihnen und außen vor dem Marktplatz schoßen indianische Knaben mit Bogen und Pfeilen in die Luft, um weiße junge Herrn zum Ankauf ihrer Spielwaffen zu verlocken. Die rothen Knaben waren mit glänzenden Bändern um die Stirne und mit Federn geschmückt, und zeigten auch hier einen starken Contrast gegen die bleichen, scheuen, ungeschmückten Mädchen. Diese Indianer gehörten den Stämmen Choctaw und Chickasaw an, wovon sich im westlichen Louisiana und in Alabama noch'mehrere Familien vorfinden.

In der steigenden Sonne (denn die Sonne war auch dabei auf dem Marktfest) und den Saft lieblicher Orangen trinkend verließen Harrison und ich die heitere Scene und gingen nach Hause, dem Hafen entlang, wo ungeheure Zuckerfässer aufgeschichtet lagen.

Später am Tag war ich in der Kirche. Der Geistliche, den man für ein Genie ausgab, predigte Menschenliebe auf heidnische Weise, indem er den Ausspruch eines berühmten Römers anführte:

„Wenn ein Mensch sich nicht mehr um seinen Nebenmenschen annimmt, als um sein Vieh und seine

Sklaven, so verdient er den Namen eines guten Menschen nicht."

Dieß sei Dir genug von der Predigt und dem Prediger, der übrigens nicht ohne Talent war, besonders in der Ausführung, nur daß er allzu stark agirte.

Nachmittags führte mich Mr. Geddes auf die französischen Kirchhöfe. Dieß war eine wahre Todtenstadt, ganze Straßen und Märkte von steinernen Kapellen und Grüften, die alle über der Erde standen (um der Feuchtigkeit und des Wassers willen, denn der Boden ist hier überall sehr sumpfig), und dazwischen hinein kein Baum, kein Grasplan, nichts Grünes (außer an einigen einsamen Gräbern), keine Blumen, Nichts was von Leben, Erinnerung und Liebe zeugt. Alles war todt, Alles versteinert, Alles öde. Es waren auch keine Spaziergänge da. Wo ich ging, ging ich zwischen gemauerten Gräbern und Kapellen; wohin mein Auge blickte, begegnete es Grabhäusern und nackten Mauern, die über sich oder im Hintergrund nichts Anderes hatten als den klaren blauen Himmel, denn er war klar über der Stadt der Todten. So durchwandelte ich drei ungeheure Grabplätze. Es war der größte Contrast gegen die Scene des Morgens, den man sich nur denken kann.

Morgen gehe ich mit Mr. und Mrs. Geddes nach Mobile in Alabama, wohin ich von einer jungen Mrs. Walton Levert eingeladen bin, von der ich schon oft als einer ganz bezaubernden und sowohl im Norden als im Süden der Vereinigten Staaten sehr gefeierten Belle gehört habe. Wir werden mit dem Dampfboot über den Pontchartrain-See fahren und sodann in die mexikanische Bucht, an welcher Movilla, jetzt Mobile, liegt.

Mobile, den 8. Januar.

Sommer, Sommer, vollkommenes Mittsommerwetter, meine Agathe! Ach, daß ich Dich durch irgend eine Zauberkunst in diese Luft oder diese Luft in Dich versetzen könnte, denn sie würde Dich gesund und glücklich machen, so wie sie mich schon seit einigen Tagen ganz glücklich stimmt. Schon am 5. Januar, am Tage, wo das Wetter von garstig in herrlich umschlug (es hatte jedoch schon ein paar Tage vorher sich aufzuhellen begonnen), bin ich in eine Art von Verzückung über eine solche Luft und eine solche Lieblichkeit gerathen, und hätte ich nur Dich gehabt, um sie mit mir zu genießen, so würde mir Nichts gefehlt haben.

Am Montag Nachmittag reiste ich in Gesellschaft des ehrlichen Swedenborgianers Mr. Geddes und seiner liebenswürdigen, höchst angenehmen Frau von New-Orleans ab.

Es war der allerschönste Abend und der Sonnenuntergang war herrlich auf dem Pontchartrain, einem großen, in den mexicanischen Meerbusen auslaufenden Binnensee, an dessen niedrigen Ufern die Plantagenbesitzer Louisianas schöne, luxuserfüllte Landhäuser und Baumgärten haben. Das Dampfschiff Florida, das uns über den stillen klaren See trug, war eine Blume nnter den Dampfschiffen, so zierlich und nett und noch in seiner ersten Frische; Mr. Geddes, ein Miteigenthümer des Schiffes, wollte mir nicht erlauben meine Ueberfahrt zu bezahlen.

Wir erfreuten uns an der lieblichen Luft, betrachteten den prachtvollen Abendhimmel, aßen, tranken, schliefen gut und sahen am nächsten Morgen die Sonne hell strahlen über Mobile.

Mrs. Levert kam und holte mich in ihrem Wagen ab. Ich sah in ihr ein hübsches Weibchen, das im

Gesicht, Wesen und Rede merkwürdige Aehnlichkeit mit Frau L. hat, aber mit weniger Stahl in ihrer Natur als diese. Ich hatte viel von ihrer Lebhaftigkeit und Anmuth gehört, und nun wunderte ich mich in ihrem Gesicht deutliche Spuren eines tiefen Kummers zu sehen. Sie ist nämlich vor zwei Jahren Schlag auf Schlag vom Tode ihres Bruders und zweier ihrer Kinder betroffen worden, und seit dieser Zeit hat sie dem Gesellschaftsleben, dessen Zierde sie gewesen, und aller Eitelkeit der Welt abgesagt. Sie sperrte sich in ihre Zimmer ein und lebte da mehrere Monate unter beständigen Thränen eingeschlossen. Lady Worthly Montagues Besuch in Mobile, ihre seelenvolle Gesellschaft und Sympathie riß sie zum ersten Mal wieder aus ihrer tiefen Schwermuth, und so wurde es allmälig besser mit ihr. Aber sie trägt sich noch immer ganz schwarz und ist für die Vergnügungen der Welt wie abgestorben. Sie glaubt nicht, daß sie jemals das Gefühl des Kummers überwinden kann, der sie gleichsam zermalmt hat. Gleichwohl ist sie lebhaft und kann mitunter herzlich lachen. Aber man sieht es ihren Augen an, daß sie viel geweint haben.

Gestern Nachmittag führte sie mich zu Wagen auf eine schöne Promenade durch einen Magnolienwald am Ufer des mexicanischen Meerbusens entlang. Die Magnolie ist ein Lorbeerbaum mit ewiggrünen Blättern von dunkler, aber klarer Farbe. Er ist unregelmäßig in seiner Gestalt, aber lang, und seine Krone meistens rund und reich. Die langen Moosflechten (Tillandsia Usnoides) hängen wie Schleier an seinen starken, knotigen Armen zwischen Grotten von dunklem Laub. Es ist dieß ein höchst romantischer Baum, und wenn er seine schneeweißen, duftigen Blumen ausschickt, erinnert er an ein Byronsches Gedicht.

Die Luft war lieblich. Die Wogen des mexicanischen Busens brachen sich weich und breit am Uf-

unter einem großen, aber gedämpften Geräusche. Der Wald stand still, frisch und grün da. Ich ruhte, athmete, genoß in inniger Harmonie mit der Naturscene und der liebenswürdigen jungen Frau an meiner Seite.

Abends war ich im Theater, auf besondere Einladung des Directors, welcher die Artigkeit hatte, mir für die Dauer meines Aufenthaltes in der Stadt eine Loge zur Verfügung zu stellen.

Ich sah ein kurzweiliges kleines Stück, betitelt: „Jenny Lind in Heidelberg." Es wurde mit humoristischem Leben gespielt; auch fand ich großes Vergnügen an einem andern Stück, „die Tochter der Sterne," worin eine ganz junge, ungewöhnlich begabte Schauspielerin, Miß Julia D., mich zu meiner eigenen Ueberraschung Thränen vergießen machte. So naturfrisch, so wahr und mit so vielem Pathos habe ich nie spielen sehen, seit ich auf dem Theater in Stockholm Jenny Lind sah.

Vom 8 — 12. Januar.

Schöne stille Tage! Mir gefällt Mobile, die Einwohnerschaft von Mobile und Alles in Mobile. Ich gedeihe vortrefflich in Mobile. Ich wohne bei Mrs. Walton, der Mutter von Mrs. Le Vert, einer guten alten Dame, Wittwe des früheren Gouverneurs von Florida. Das Haus ist sonnig und friedlich, und das Aussehen und Wesen der Negersklaven ist gleichfalls sonnig und friedlich. Jeden Morgen spaziere ich nach einem Lager der Choctaw-Indianer, unmittelbar vor der Stadt, denn es macht mir unendlich viel Vergnügen, das Leben und Treiben dieser wilden Völker zu sehen. Um dahin zu kommen, gehe ich die Government-Street hinein, die vornehmste Straße in der Stadt, eine breite gerade Allee von schönen Villen,

umgeben von Bäumen und Gärten; die allerschönsten jungen Orangenbäume, mit Früchten bedeckt, prangen in der Sonne, und die Sonne, die warme gesegnete Sonne des Südens, strahlt hier alle Tage und macht sie zu schönen Sommertagen.

Das Indianerlager besteht aus dreizehn Hütten von Baumrinden, ungefähr so wie unsere Marktbuden gebaut, aber ganz offen auf einer Seite, wenigstens am Tage. In den Hütten sieht es höchst dürftig aus. Die ganze Thätigkeit und Sorge der Bewohner scheint auf die Befriedigung des Magens auszugehen. Ich bin zu verschiedenen Zeiten des Tages dagewesen und sehe sie immer mit Essen oder mit Zubereitung von Speisen beschäftigt. Heute frühstückten sie Orangen, die in großen Haufen kaum erst ins Lager gebracht worden zu sein schienen. Ich argwöhnte, daß sie nicht von der frischesten Beschaffenheit sein möchten. Aber dieses rothe Volk, wie es die hübschen Früchte am Rand des grünen sonnenbeglänzten Waldes aß, war ein recht heitrer Anblick. Feuer brennt beständig vor den Rindenhütten und am Feuer sitzen alte Weiber, grauhaarig und eingeschrumpft, wahre Hexengestalten, die entweder in einem Kessel über dem Feuer herumrühren oder ihre magern Hände wärmen und sich so viel als möglich in den Rauch einhüllen zu wollen scheinen. Die Kinder, die in Gruppen um die Feuer herumsitzen, oder im Gras herumspringen und den Ball in die Höhe werfen, sind hübsch und lebhaft und haben schöne dunkle Augen. Die jungen Weiber sind zuweilen sehr mit Arm- und Halsbändern geschmückt und haben auf den Wangen verschiedene gemalte Zierrathen. Auf dem Weg nach der Stadt begegnet man beständig Indianerinnen, die auf dem Rücken große Körbe mit Scheinholzstöcken tragen, welche sie in der Stadt verkaufen. Der Korb wird durch einen Gürtel festgehalten, den sie um die Stirne binden,

wie die Indianerinnen in Minnesota. Die Männer sind draußen auf der Jagd, höher oben in den Berggegenden Alabamas. Einige von ihnen, die hier bleiben, haben sich zwischen einigen Bäumen einen Schirm von Zweigen und Laub gemacht, hinter welchem sie sich kleiden, bemalen und schmücken. Sie tragen Ringe in der Nase und kleiden sich sehr zierlich. Einer von diesen Indianern ist ein ungewöhnlich schöner junger Mann und trägt sein Haar in langen über die Schultern herabfallenden Locken. Ein paar junge Mädchen habe ich abgezeichnet. Sie sehen recht gesund und munter aus und gleichen vermöge ihrer Gesichtszüge Jüdinnen, nemlich solchen Jüdinnen, die etwas breite und platte Nasen haben.

Man rühmt die Zuverläßigkeit und das treue Worthalten dieser Indianer. Weiter hinauf am Alabamafluß soll man noch eine ganze Menge Indianer in wildem Zustande finden. Und ein großer Theil des Alabamastaats ist noch in wildem Zustand, sowohl in Bezug auf seine Natur als auf die Sitten seiner weißen Einwohner. Der Staat ist jung, erhielt seine Constitution erst im Jahre 1819 und hat das Sklaven-Institut, diejenige von allen Einrichtungen, welche den geistigen und materiellen Stillstand am meisten fördert. Die Sklavenkette fesselt die weißen Herren ebensogut wie die schwarzen Diener.

Auch Mobile hat seinen Sklavenmarkt, den ich besucht habe; aber ich fand da nur einige übrig gebliebene Mulattenmädchen, die träge und gleichgültig aussahen.

Im Theater bin ich mehrere Male gewesen und habe mit stets erneutem Vergnügen und Interesse die hoffnungsvolle junge Schauspielerin Miß D. beobachtet. Eines Abends sah ich Miß D. und mehrere von der Schauspielergesellschaft bei Mrs. Le Vert. Es waren angenehme und gebildete Leute, und die junge

Miß D. war im Zimmer noch schöner als auf der Bühne, dabei so sittsam in Kleidung und Wesen, wie nur irgend eine der jungen Puritanerinnen Neu-Englands es sein kann. Sie lebt mit ihrem Vater zusammen, der ebenfalls ein verdienstvoller Schauspieler ist.

Bei Mrs. Le Vert habe ich eine ganze Menge von Mobiles schöner Gesellschaft gesehen, und hübschere junge Frauenzimmer habe ich nirgends getroffen. Einige von ihnen waren aus den nördlichen Staaten und verriethen das intelligente Leben, das denselben vorzugsweise angehört. Und wiederum mußte ich denken, daß etwas Anmuthsvolleres als die schöne und gebildete Amerikanerin auf Erden kaum zu finden sei.

Auch an einige ältere Herren, Beamte ihres Staats, denke ich mit Vergnügen zurück; sie waren klug und klar in allen Fragen, mit Ausnahme der Sklavereifrage. Und unter den jungen Herrn muß ich mir das Vergnügen machen, Dir als meinen ganz besonders guten Freund den talentvollen Dichter und dramatischen Schriftsteller Reynolds vorzustellen, der mich auf mancher Wanderung begleitet und mir durch sein gutes Herz und seine ungekünstelte Unterhaltung manche angenehme Stunde bereitet hat. Er hat einige einheimische geschichtliche Ereignisse für die Scene bearbeitet, und eines seiner Dramen: „Alfred und Inez, oder die Belagerung von St. Augustin," nehme ich als Reiselectüre mit mir.

Endlich muß ich Dir auch etwas von meiner lieben Freundin, Mrs. Le Vert, sagen. Ich komme an sie zuletzt, weil sie sich ins Innere meines Herzens eingenistet hat.

Wie angenehm ist es zu lieben, Wohlgefallen zu finden an den Menschen! Das weißt Du, meine Agathe. Und es hat sich so wunderlich gefügt, daß diese kleine Weltdame, die ich überall, wohin sie kam,

als eine Belle und eine der schönsten Zierden des Gesellschaftslebens schildern hörte, mir beinahe so lieb geworden ist, wie eine junge Schwester. Aber dieß kommt daher, weil sie sehr gut ist, weil sie viel gelitten hat, weil sich unter der weltlichen Oberfläche ein ungewöhnlich guter und reicher Verstand vorfindet, und ein Herz, das lieben, das alle Eitelkeiten der Welt wegwerfen kann, um denjenigen gefällig zu sein, welche sie liebt. Und mit dieser jungen Frau habe ich über Transcendentalisten und praktische Christen, über Heidenthum und Christenthum gesprochen, und habe in der Unterhaltung mit ihr ein Vergnügen gefunden, das ich kaum erwartet hatte. Unwillkürlich und ganz natürlich ist es zwischen uns so gekommen, daß wir zusammenleben, wie wenn wir einander immer gekannt hätten. Sie sagt, daß ich ihr die geistige Nahrung gebe, deren sie bedürfe, und sie gewährt mir ein Vergnügen, ein Wohlbehagen, das mein Herz nährt. Octavia Le Vert bleibt in meiner Seele stets verbunden mit der Erinnerung an die lieblichsten Winde und Wohlgerüche des Südens, an das Grün der Magnolienwälder, an das frische Gebrause des mexicanischen Meerbusens, an die Sonne und den Vogelgesang in Mobiles Orangenhainen.

Octavia ist in Florida geboren und hat da ihre Jugend zugebracht; sie ist von einem Kreis von Angehörigen umgeben, die sie als ihren Augapfel zu betrachten scheinen. Und willst Du das Ideal des Verhältnisses zwischen einer Frau und ihrer Sklavin sehen, so müßtest Du Octavia Le Vert und ihre muntere, schöne mulattische Dienerin Betsy sehen. Betsy scheint wirklich für nichts Anderes zu leben, als für ihre Pflegemutter Octavia; ihr Haar jeden Tag à la Maria Stuart zu frisiren, sie schön, heiter und bewundert zu sehen, das ist Betsys Leben und Glück. Sie ist mit Octavia in den Vereinigten Staaten gereist, und

wenn sie auf dieses Capitel kommt und erzählen darf, wie entzückend ihre Gebieterin war, wie sie bewundert und verehrt wurde, dann ist Betsy in ihrem Element. „Aber ach!" sagt Betsy, „sie ist sich nicht mehr gleich. Früher hatte sie so schöne Rosen — Sie hätten sie nur sehen sollen! . . . Nein, sie ist sich nicht mehr gleich seit dem großen Kummer!" Und Betsys Augen füllen sich mit Thränen.

Trotz der hingebenden Liebe Betsys, trotzdem daß Octavia in ihrem und ihrer Mutter Haus nur glückliche Sklaven sieht, gehört sie doch zu denjenigen, deren gutes Herz und gesunder Verstand in Bezug auf Gut und Böse nicht irre gemacht werden können. Und einfach und ernst spricht sie, wo es auch sein mag, ihre Ueberzeugung aus, daß die Sklaverei ein Fluch sei. Und wir sind in Bezug auf dieses Capitel in vollkommener Harmonie.

Octavia Le Vert und ich haben einen Reiseplan nach Cuba verabredet und reisen daher morgen nach New-Orleans, um am 14. früh Morgens auf dem Dampfschiff Pacific, das an diesem Tag dahin abfährt, an Bord gehen zu können. Die Palmen auf Cuba werden Octaviens verweintes Gesicht umfächeln und neue Rosen auf ihre Wangen rufen; ihre schönen, guten Augen werden neuen Glanz erhalten, indem sie sich zu dem wolkenfreien Himmel dort erheben; — und ich werde da in Ruhe mit ihr von Dingen sprechen, welche sie glücklich und heiterer machen werden als vorher, wenn ich ihr nicht mehr nahe bin; so ist mein Traum und meine Hoffnung.

Und jetzt, ehe ich Alabama und diese schöne Stadt, wo ich viel Gutes genossen habe, verlasse, will ich Dir bloß sagen, daß Alabama ein baumwollepflanzender Staat ist, daß er im Süden Plantagen, Sandfelder und bedeutende Tannenwälder, im Norden schönes Hochland (die Alleghanygebirge senken sich da und hö-

ren auf) und Prairien hat. Man rühmt die Scenerie an seinen schiffbaren Flüssen entlang, besonders am Mobilefluß, der nach Montgomery, der politischen Hauptstadt des Staates, hinaufführt. Und ich habe mich stark versucht gefühlt ihn hinaufzureisen. Aber die Zeit, die Zeit! .... Eisenbahnen, Dampfboote, Schulen, Akademien haben in den letzten Jahren Licht und frisches Leben in diesem Sklavenstaat zu verbreiten begonnen, dessen meiste Bürgerinnen da und dort noch im Brauch haben sollen einen höhern Lebensgenuß dadurch zu suchen, daß sie ihr Zahnfleisch mit starkem Tabak reiben, wodurch eine Art von Rausch entsteht, der aufgeräumte Gefühle und dito Unterhaltung sehr fördert.

Mobiles einnehmende Damen, die ich gesehen habe, müssen sich zu den Schnupftabakfreundinnen, die ich nicht gesehen habe, verhalten wie die Magnolienblumen zu den Blumen des Bilsenkrauts.

Lebe wohl, schönes, freundliches Mobile! Lebe wohl, meine Agathe, meine theure Schwester und Freundin! Das nächste Mal mehr aus Cuba.

New-Orleans, den 15. Januar.

Ach nein! Es wurde dieß Mal Nichts aus der Cubareise. Die Abreise von Mobile begann unter den besten Zeichen. Octavia war heiter und voll Hoffnung. Zum ersten Mal seit ihrem großen Kummer sollte sie ihre Heimath verlassen und neue Gegenstände sehen. Und sie war froh bei mir zu sein, und ich war froh bei ihr zu sein. Der gute Doctor Levert hatte

seinem lieben Weibchen eine ansehnliche Geldsumme geschenkt, um sich auf Cuba recht amüsiren zu können. Octaviens alte Mutter und ihre zwei artigen kleinen Mädchen nahmen Abschied mit Liebe und Hoffnung, sie glücklich wiederkehren zu sehen. Betsy war mit, denn Betsy spricht beinahe eben so gut spanisch wie Octavia, und Octavia kann Betsy nicht entbehren und Betsy kann nicht ohne Octavia leben; und Betsy war voll von fröhlichem Eifer und sorgte rasch und flink für alle Reiseerfordernisse. Wir gingen an Bord und die Morgensonne ging herrlich auf über dem Pontchartrainsee. Wir fuhren den ganzen Tag in Ruhe und Sonnenlicht. In Octaviens geräumiger Cajüte (ich bitte um Entschuldigung, ich sollte Staatszimmer sagen) saßen wir zwischen Blumensträußen an offenem Fenster, die balsamische Luft trinkend, laut lachend oder still plaudernd in inniger Gemüthlichkeit. Abends war herrlicher Mondschein. Wir saßen auf dem Verdeck; einige Herren leisteten uns Gesellschaft, präsentirten sich oder ließen sich von andern präsentiren, und bildeten bald einen Kreis um Octavia, deren natürlich leichte und anmuthsvolle Conversation stets eine fesselnde Macht ausübt. Wir gingen spät zu Bette. Mitten in der Nacht bemerkte ich, daß das Schiff auf einmal anhielt. Ich stand auf und sah zum Fenster hinaus. Der Mond leuchtete klar über dem spiegelhellen See und wir — saßen auf dem Grund. Es war ein Uhr Nachts. Am nächsten Morgen um sechs Uhr sollten wir in New-Orleans sein, um Schlag neun Uhr an Bord des Pacific zu gehen. So war unser Plan. Aber wir blieben auf dem Grund sitzen bis ein Uhr Mittags, wo die Fluth kam und uns flott machte. Wir waren auf einer Sandbank aufgerannt.

Der Tag wurde eben so schön wie der vorhergehende, und da gewisse düstere Ahnungen, daß wir kein Mittagessen bekommen sollten, durch die Bemühungen

einiger Herrn, die sich ans Land rudern ließen, um Proviant zu holen, verscheucht wurden, und das delicateste, reichlichste Mittagsmahl folgte, so hatte unser kleiner Unfall weiter keine unangenehmen Folgen, als daß die Reise nach Cuba auf unbestimmte Zeit vertagt wurde, und daß ich wahrscheinlich ohne Octavia, die nicht so lang von ihrem Haus wegbleiben kann, hinreisen muß.

Erst um zehn Uhr Abends kamen wir ans Land. Kein Eisenbahnzug fand sich bei der Hand, um uns nach New-Orleans zu führen. Es wurde ein Expresser abgeschickt; die entschlossene Betsy sorgte für unsere Effecten und brachte Alles in Ordnung, und zwei Herren machten sich mit ächt anglo-amerikanischer Ritterlichkeit zu unseren Cavalieren und führten uns in ein Landhaus in der Nähe der Eisenbahn, wo die Herrschaft nicht daheim war, wo man aber in einem großen Saal Feuer für uns machte.

Es war die allerschönste Nacht. Um das Haus her war ein großer Baumgarten voll von halb tropischen palmartigen Pflanzen, dergleichen ich früher nie gesehen hatte. Ich brachte den größten Theil der Vormitternacht damit zu, daß ich zwischen den schönen seltsamen Gewächsen, noch schöner und seltsamer durch den Mondschein, der sein mystisches Licht über sie warf, herumirrte. Unsere artige Herren, die einen Wagen bestellt hatten, führten uns zuletzt glücklich und wohlbehalten nach New-Orleans. Wir kamen um halb ein Uhr vor dem Hotel Saint-Charles an. Es war übervoll. Endlich bekamen wir Zimmer, vier Treppen hoch. Als ich in Octaviens Zimmer ging, fand ich sie in Thränen gebadet über einen Stuhl vorgebeugt, und Betsy stand ganz bestürzt mitten im Zimmer, die Augen auf ihre Herrin geheftet. „Hier in diesem Zimmer, flüsterte mir Betsy zu, war es, wo sie (sie warf einen Blick auf Octavia) vor zwei Jahren mit den

zwei kleinen Mädchen wohnte und sie zu einem Kinderball ankleidete."

Ich richtete leise den Kopf der weinenden Octavia empor. Sie sagte bloß:

„Wollen Sie Ihr Zimmer mit mir tauschen?"

„Sehr gern."

Betsy und ich brachten Octavia in mein Zimmer und ich verließ sie nicht, bevor ich sie etwas ruhiger sah.

Unsere Zimmer waren beinahe unter dem Dachfirst. Ich konnte nicht umhin mit den Augen die Entfernung von meinem Fenster in den Hof hinab zu messen und daran zu denken, was für einen Sprung ich machen müßte, falls während der Nacht Feuer im Hotel ausbräche, denn auf Feuersgefahren muß man sich in Amerikas großen Städten immer gefaßt halten. Ich blieb bei der Ueberzeugung, daß dieser Sprung mein allerletzter sein würde.

Ich war froh und dankbar, als ich am nächsten Morgen ganz ruhig in meinem Bett erwachte. Meine arme Octavia fand ich ganz verweint, aber ich tröstete sie so zärtlich in ihrem Kummer, daß es mir gelang, sie von den Bildern des Todes und der Vergänglichkeit abzulenken.

Heute Nachmittag werde ich sie verlassen, um in ein Privathaus zu ziehen, wohin eine junge Miß W. aus Massachussetts im Namen ihrer Cousine mich eingeladen hat. Ihre Persönlichkeit und auch die Art der Einladung hatte etwas so Einnehmendes für mich, daß ich mich sogleich geneigt fühlte sie anzunehmen, und daß ich halb zusagte. Dieß geschah, bevor ich nach Mobile reiste. Heute Vormittag war Miß W. hier und sagte mit ihrem feinen etwas schalkhaften Lächeln und ihrem ruhigen, bestimmten Wesen zu mir:

„Miß B., ich glaube ein Recht zu der Frage zu haben, warum Sie sich an diesem Ort befinden."

Ich mußte versprechen, mich heute Nachmittag nach der Annunciation Street und Mr. Cooks Wohnung abholen zu lassen. Miß W. hob alle meine Bedenken. Sie ist in Bezug auf Bestimmtheit ihres Willens eine ächte Abkömmlingin der Pilger und besitzt dabei noch eine Anmuth, welche sie unwiderstehlich macht.

Ich befinde mich hier wieder mitten unter Freunden, Mr. Harrison und Mrs. Geddes, mit denen ich in einer Stunde ausfahren werde, auf einem Weg, der aus Muschelschalen gemacht ist und eine ganze schwedische Meile weit bis an die Seeküste hinabführt. Er gehört zu den Merkwürdigkeiten von New-Orleans. Mr. Geddes ist in Cincinnati zu Hause, macht aber Geschäfte in New-Orleans, und seine Frau wohnt die Wintermonate über mit ihm im Hotel, ebenso ihre zwei Jungen, zwei prächtige Bursche, der jüngste noch ganz klein, und ihre Wärterin, eine dicke, gemüthliche Negerin, frei, aber durch das Seidenband der Ergebenheit stärker gebunden, als durch die eisernen Ketten der Sklaverei. Manche Familien wohnen auf diese Art etliche Monate in den Hotels. Manches junge Paar wohnt ebenfalls da in den ersten Monaten nach der Hochzeit. Aber es geschieht weniger aus Wohlgefallen an dem Hotelleben, als weil in Amerika eine eigene Wohnung zu viel kostet, da eine Familie gewöhnlich ein ganzes Haus haben will. Und junge Liebende wollen gewöhnlich nicht mit dem Heirathen so lange warten, bis sie Vermögen genug haben, um ein Haus zu halten. Inzwischen ist dieß der Zweck, nach welchem sie streben. Ich habe viele Frauenzimmer über die Leerheit und Widerwärtigkeit eines Lebens im Hotel klagen und seinen Einfluß auf junge Mädchen tadeln gehört, weil sie da allzuviel Versuchungen erhalten, bloß für das Vergnügen, die Hofmacherei und die Eitelkeit zu leben.

Später.

Jetzt habe ich Octavia wieder als Belle (obschon noch blaß und rothäugig) in großer Galla in einem schwarzen Seidenkleid, das ich wegen seiner vielen Spitzen und Zierrathen Juca gloriosa nenne, umgeben von einem kleinen Hof von Herren in einem der schönsten Salons des Hotels die Unterhaltung führen sehen. Freunde und Bewunderer werden Octavia hier bald wieder munter machen. Ich kann sie also getrost verlassen und mit meiner liebenswürdigen Nordamerikanerin in ein stilleres Haus fahren.

Octavia ist eine Rose, Anna W. ist ein Diamant, Mrs. Geddes ist eine ächte Perle.

Annunciation Street, den 19. Januar.

Mein Herzchen! ....

Den 20. Januar.

Ich begann die vorstehende Zeile am zweiten Tag nach meinem Einzug in dieses gute, ruhige Haus, das zwei jungen Eheleuten gehört, sanften und stillen Menschen, die gänzlich für einander und ihre zwei kleinen Kinder zu leben scheinen, wovon das jüngste noch ein Säugling ist, der erst jetzt sein Rosenmündchen zu öffnen und zu lächeln und zu schwatzen beginnt. Es war das allerherrlichste Wetter am Nachmittag und Abend des Tages, wo ich hieher zog. Ich kann die Lieblichkeit der Luft, die Reinheit des Himmels, die bezaubernde Schönheit der Sonne und der Wolken, des Mondes und der Sterne an diesem Tag und Abend nicht beschreiben, denn nur zu leben, zu sehen und zu

athmen, war schon genug, um das Leben in vollen Zügen zu genießen. Miß W. und ich saßen draußen auf der Piazza, mit Oleander- und Magnolienbäumen um uns her, und erfreuten uns unseres Daseins. Hohe Aloen, Juca gloriosa, und mehrere seltene Bäume und Pflanzen glänzten grün von den kleinen Gärten um die schönen Häuser her auf der ländlich stillen Straße. Ich erfreute mich überdieß an der Unterhaltung meiner jungen Freundin, an ihrer frischen, eigenthümlichen, vollkommen selbstständigen und innigen Art zu fühlen und zu urtheilen. Ich erkannte wieder das gebundene Feuer, das ich in ihren klaren, dunkelbraunen Augen warm und still hatte funkeln sehen. Es erwärmte mich. Wir sprachen von Jane Eyre, und zum ersten Mal hörte ich Jemand offen meinen geheimen Wunsch in Bezug auf das Verhältniß Janes zu Rochester aussprechen. Ich liebe eine Tugend, die über der conventionellen Moral steht und etwas Besseres kennt als bloß tadelfrei zu sein.

Aber ich sollte Dir erzählen, was mein Schreiben vorgestern unterbrach: nun zuerst die Kälte und dann — das Feuer. Der Tag nach diesem schönen Sommertag brachte nämlich garstiges Wetter und eine Kälte, die sowohl Seele als Leib erschütterte und mich so reizbar machte und so um allen Humor brachte, daß ich mich glücklich schätzte, keine Sklaven zu besitzen, an denen ich meine üble Laune hätte auslassen können. Ich habe erst hier in Amerika die Gewalt der körperlichen Gefühle über die Seele verstehen gelernt. Gott bewahre Sklavenbesitzer und Sklaven in diesem wechselvollen Klima, dessen durchdringende Luft Körper und Seele nach ihrer Temperatur vibriren macht.

Nun wohl, ich fror; aber ich bekam Feuer in mein großes, schönes Zimmer. Octavia Le Vert kam, Mrs. Geddes kam, denn ich hatte angefangen, ihre Köpfe in mein Album zu zeichnen, und sie sollten mir sitzen.

Es war eine Freude für mich, die beiden liebenswürdigen Damen zu betrachten und abzuzeichnen; Mrs. Geddes edles, ernstes, regelmäßiges Profil, Octavia Le Verts kindlich rundes, pikantes Gesicht mit seinem Stulpnäschen, wie nach meinem Vermuthen Cleopatra eines hatte, und ihrer phantastischen, von Betsys Händen künstlich verfertigten Haarfrisur. Wir waren ganz angenehm beisammen; Mrs. Geddes saß vor dem Kaminfeuer, Octavia vor mir, wir plauderten ernst und heiter von — Liebe, als zu der erstern ein Bote von ihrem Manne kam und sie um ihre Schlüssel bat. Das Hotel Saint-Charles stand in Brand.

Mrs. Geddes hatte jetzt keine Ruhe mehr, um zu bleiben. Sie wußte ihren Mann und ihre Kinder in dem brennenden Hotel. Sie eilte dahin.

Octavia Le Vert hatte, ehe sie zu mir kam, Betsy erlaubt auszugehen und ihre Zimmerthür verschlossen. Es war Niemand im Hotel, der sich ihrer Sachen annehmen konnte. Ihre schöne Garderobe, ihr Juwelenkästchen und mehrere Hundert Dollars darin, womit die Cubafahrt bestritten werden sollte, Alles sollte vermuthlich ein Raub der Flammen werden. „O, das ist ganz gewiß, es wird Alles zusammen verbrennen!" sagte Octavia und saß ruhig, mit unvergleichlicher Gelassenheit vor mir. Das Herz, das von den tiefsten Kümmernissen geblutet hatte, konnte über den Verlust irdischen Besitzes nicht in Unruhe gerathen, das sah ich deutlich, während Octavia ganz ruhig Alles berechnete, was in ihrem Zimmer eingeschlossen war und verbrennen sollte. Sie erzählte, sie habe heute früh eine Masse schwarzen Rauchs unter ihrem Bett hervordringen sehen. Sie machte Lärm und schickte zu dem Wirth. Er ließ antworten, es habe keine Gefahr, der Rauch sei durch ein baufälliges Schornsteinrohr gekommen; Alles werde bald wieder in Ordnung sein. In einer Stunde nahm auch der Rauch im Zimmer

ab, aber es war noch nicht frei, als Octavia das Hotel verließ.

Ich hatte so viel von Betsys Entschlossenheit und ihrer Liebe zu ihrer Pflegemutter gesehen, daß ich nicht umhin konnte, auf ihre Hülfe in dieser Noth zu hoffen. „Sie wird," sagte ich, „bald von der Feuersbrunst hören; dann wird sie sogleich an Ort und Stelle eilen und Mittel finden, Ihre Sachen zu retten."

„Sie wird es nicht können," sagte Octavia, „sie ist zu einer Freundin weit weg in der Stadt gegangen. Das Hotel ist ein hölzernes Gebäude und das Feuer wird es in wenigen Stunden verzehren; überdieß ist das Feuer gewiß in meinem Zimmer ausgegangen. O, nein! all' die Sachen werden verbrennen."

Aber der Verlust war Nichts für Octavia. Unruhiger war sie über die Unruhe ihres Mannes und ihrer Mutter, wenn sie von dem Ereigniß hören sollten, bevor sie ihnen hätte schreiben können.

Inzwischen verging eine geraume Zeit, ohne daß wir Nachrichten von Betsy oder von Saint-Charles hörten, und Octavia beschloß jetzt zu einer ihrer Freundinnen zu gehen, die näher beim großen Hotel wohnte und wo sie Etwas von dem Brand hören und erfahren konnte, ob es sich wohl noch ausführen ließ, an Ort und Stelle zu gehen.

Sie war ungefähr eine Stunde fort, als es am Gitterthor vor dem Garten gegen die Straße zu heftig klingelte. Ich erkannte Betsy und sprang hinab, um mit ihr zu sprechen.

„Wie stehts, Betsy?" rief ich.

„Ganz gut!" rief sie zur Antwort, so athemlos, daß sie kaum sprechen konnte, aber mit strahlendem Gesicht. „Ich habe alles Geld bei mir." Sie legte die Hand auf ihre Brust. „Wo ist meine Missis?"

„Ich glaube, daß sie nach dem Hotel Saint-Charles gefahren ist," sagte ich.

„Es gibt kein Saint=Charles mehr,“ sagte Betsy; „es ist ganz abgebrannt.“

Es war wirklich so. In weniger als drei Stunden war das hübsche Gebäude in Asche gelegt und seine Bevölkerung von etwa vierhundert Personen obdachlos geworden.

Ich ging mit Betsy aus, um Mrs. Le Vert aufzusuchen. Unterwegs erzählte mir das treue Mädchen, wie das Gerücht von dem Brand zu ihren Ohren gekommen, wie sie ins Hotel geeilt sei, wie einer der Herren dort, ein Freund von Mrs. Le Vert, ihre Zimmerthüre erbrochen, und wie er und Betsy alle Sachen Octavias in Sicherheit gebracht haben. Nichts war verloren gegangen. Betsy sprach weiter davon, wie innig sie ihre Pflegemutter liebe. Sie hätte sich mehr als einmal verheirathen können und es sei noch jetzt ein freier Mann im Norden, der sie gerne haben möchte; aber sie könne nicht daran denken, Mrs. Le Vert zu verlassen. Sie liebe sie so herzlich. Sie werde sie nie verlassen.

Als wir ans Haus kamen, wo Mrs. Le Verts Freundin wohnte, erfuhren wir, daß Octavia von da nach einem kleinen Hotel in der Nähe von Saint=Charles abgeholt worden sei, und Betsy eilte dahin, um ihre Pflegemutter aufzusuchen.

Mit dem Gedanken an Mrs. Geddes ging ich auf die Brandstätte, in der Hoffnung, Etwas von ihr zu hören Und ich war glücklich genug, in der Nähe ihren ältesten Sohn zu treffen und von ihm zu vernehmen, daß sie, so wie ihr Mann und der kleine unge alle wohlbehalten in einem befreundeten Hause nicht weit davon seien.

Ich ging an Saint=Charles vorbei, wo jetzt nur noch eine kleine Anzahl Menschen mit dem Feuer beschäftigt war. Es hatte sein Werk vollbracht und die Flammen leckten jetzt an den untern Theilen der schönen

Säulen und grassirten an den Ueberresten des Erdgeschosses. Die brennende Ruine bot einen ganz pittoresken Anblick dar; keine Spur von Verwirrung oder Unordnung zeigte sich auf dem Platz davor. Alles war bereits gesichert und in Ordnung gebracht, Alles still; es war ungefähr vier Stunden nach Ausbruch des Brandes. Und ich habe heute gehört, daß bereits eine Subscription im Gang sei, um ein neues Saint-Charles zu bauen. Amerikanische Schnellfertigkeit! Einige Personen sind bei dem Brand beschädigt worden und mehrere haben ihre Sachen verloren. Das Feuer war in Octavias Zimmer ausgebrochen, das ganz nahe bei dem meinigen lag. Welch ein Glück, daß es nicht bei Nacht geschah!

Ich bedaure Saint-Charles nicht. Es war ein theures, unfreundliches, prächtiges Hotel und verdiente seinen Tod. Für eine Nacht und einen halben Tag in einem düstern Zimmer, vier Treppen hoch, mußte ich 5¼ Dollars bezahlen. Aber Louisiana ist ein sehr theures Land, das theuerste in den Vereinigten Staaten.

Vom 20—27. Januar.

Stille Tage, stilles Leben, unfreundliches Wetter. Von dem Tage an, wo ich das letzte Mal schrieb und wo das Wetter von Wärme in bittere Kälte umschlug, hat es unaufhörlich geregnet und gestürmt, mit einer Beharrlichkeit, wie ich kaum etwas Aehnliches erlebt habe. Kein blauer Fleck am Himmel, kein Sonnenstrahl, nichts als Nebel, Geplatsche und Kälte. Erst heute hat es sich aufgehellt und scheint wieder schön werden zu wollen. Manche Fahrten in und außerhalb der Stadt sind durch dieses Wetter für mich zu nichte geworden. Aber wie dankbar bin ich nicht für meine ruhige und behagliche Wohnung während dieser Zeit

gewesen! Mr. und Mrs. Cook sind freundliche, sanfte, sehr stille Menschen, und in ihrem Hause herrscht die Annehmlichkeit und Ordnung, welche das amerikanische Heimwesen auszeichnet. Anna W. ist voll von Leben und stillem Feuer (bei ihr gebunden, wie das Feuer im Diamant), ein denkendes und interessantes Geschöpf; sie hat mir durch ihren originellen Charakter und durch ihre Vorlesungen an den Abenden viel Vergnügen gemacht. So hat sie mich mit einigen englischen Dichtern bekannt gemacht, die mir bisher beinahe unbekannt waren. Es war für mich ein großer Genuß, sie Shelleys großartiges Gedicht „der ungefesselte Prometheus" vorlesen zu hören, was die herrlichste Dichtung des Jahrhunderts wäre, wenn der Schluß den vorhergehenden Scenen entspräche. Aber dieser strandet an einer dürftigen Moral. So habe ich auch große Freude davon gehabt, als sie mir J. Brownings Gedichte und dramatische Stücke, wie auch einige von Elisabeth Barrets (jetzt Gattin Brownings) vorlas. Browning ist nicht groß als Künstler. Man vermißt bei ihm Kraft und Zusammenhang in der Composition. Aber etwas selten Großartiges und Reines im Gefühl und in der Denkungsart erfreut und erwärmt das Herz. Es geht ein Geist edeln und frischen Heldenmuthes durch seinen Gesang. Man fühlt sich durch einen Anhauch göttlichen Lebens erfrischt.

Eines Abends war ich bei Mrs. Harrisons Freunden, Mr. und Mrs. Day, und hörte gute Musik, vortrefflich ausgeführt von einigen Musikliebhabern und Liebhaberinnen aus den nördlichen Staaten. An einem andern Abend hörte ich in der Oper Meyerbeers Prophet. Das Stück ist unpoetisch und dürftig in seiner Grundlage, bietet aber hübsches Spectakel, und die Meyerbeer'sche Musik hat bei all ihrem Gelärme einige dramatische charakterschöne Parthieen. Mrs. D., welche die Mutter des Propheten vorstellt,

spielte und sang edel und gut. Der Prophet war eine langweilige Figur und nicht viel besser war seine Geliebte. Hätte sich das Stück, statt auf einer armseligen Liebesintrigue zu beruhen, an den religiösen Fanatismus und den geistlichen Uebermuth gehalten, den wir bei dem geschichtlichen Propheten Johann von Leyden finden, so hätte die Oper wahres Interesse bekommen. So aber gab sie dem Gedanken keine Nahrung und griff mit ihren beständigen Knalleffekten meine Nerven dermaßen an, daß es mir schwer wurde, die Augen offen zu halten. Die letzte Scene war furchtbar prachtvoll und weckte mich ein wenig auf. Der Anblick der weißgekleideten, schönen Creolinnen auf dem Amphitheater und in den Logen erfreute meine Augen wie schon früher. Aber in den Gesichtern einiger älteren Damen entdeckte ich stark aufgetragene weiße Schminke auf den Nasen.

Schulen und öffentliche Anstalten habe ich in Folge erhaltener Einladungen ebenfalls besucht. New-Orleans ist in drei Gemeinden eingetheilt. Die Schulen darin sollen seit einigen wenigen Jahren große Verbesserungen und neuen Aufschwung erhalten haben. Lehrer und Lehrerinnen aus den nördlichen Staaten kommen hieher. Und wohin sie kommen, da bringen sie das energische Erziehungsleben mit, das diese Staaten auszeichnet. Eine Lehrerin in den Schulen von New-Orleans kann bis auf tausend Dollars Gehalt haben.

In den großen Knabenschulen hörte ich die Jungen tapfer ihr Vaterland besingen als das Land der Braven und das Land der Freien:

„the land of the brave, and the land oft
the free!“

Dieß wurde in dem Sklavenstaat gesungen ohne Ahnung des Spottes, welchen das Lob gegen diese Institution in sich schloß.

So wird von der Kindheit an der natürliche Rechtssinn und reine Blick der Jugend durch die Sklaverei gefälscht.

Und schädlich wirkt sie nicht blos auf den Wahrheitssinn der Kinder, so daß sie die Lüge nicht sehen, sondern auch auf ihr Herz und ihren Charakter. Eine edle Dame in New-Orleans, die seit mehreren Jahren dort ansäßig ist, hat mir viel von dem unglücklichen Einfluß der Sklavereieinrichtung auf die Kindererziehung erzählt und genau auseinandergesetzt, wie mächtig sie dazu beitrage, die Gemüther der Kinder unbändig und wild zu machen. Das Kind, das von der Wiege an mit Sklaven umgeben ist, gewöhnt sich ihnen zu befehlen und sich Gehorsam gegen alle seine Launen zu verschaffen oder einen Ungehorsam bestraft zu sehen, und zwar manchmal mit großer Grausamkeit. Daher die heftige Gemüthsart und die wilden blutigen Auftritte, die in den Sklavenstaaten so gewöhnlich sind.

Und wie kann es anders sein? Auch ich habe hier von den Verhältnissen der Kinder zu den Sklaven einige Beispiele gesehen, welche beweisen, wie sehr diese Einrichtung dazu beiträgt, das von Natur despotische Menschengemüth schon im Kinde zu entwickeln.

In einer Schule für junge Mädchen mußte ich wirklich die Fertigkeit bewundern, womit sie ihre geistigen salti mortali machten.

Bei dem Examen, das die Oberlehrerin vornahm und das sie mit merkwürdiger Geschicklichkeit überstanden, wurden ihnen die Fragen ungefähr in folgender Ordnung vorgelegt:

„Woher kommt der Schnee? Wie groß ist das

Kriegsheer des Kaisers von Rußland? Wo liegt Lappland? Wer war Napoleon? Was ist Salpeter? Wie weit ist die Erde von der Sonne entfernt? Wann lebte Shakspeare? Wann starb Washington? Wie groß ist die Bevölkerung Frankreichs? Was ist der Mond?" u. s. w. u. s. w.

Die Mädchen antworteten im Chor sehr rasch und meistens richtig. Das ganze Examen war für mich eine Reihenfolge von Ueberraschungen, und ich kann nicht umhin mich über die Art von Ordnung zu verwundern, welche in diesen jungen Seelen dadurch entstehen muß, daß sie den Schnee, die russische Armee, Lappland, Napoleon, Salpeter, Shakspeare, Washington, die Bevölkerung Frankreichs, den Mond u. s. w. unter einander rühren.

Ich muß Dir jetzt von einem ächten afrikanischen Tornado erzählen, dem ich mit Anna W. am letzten Sonntag Nachmittag anwohnte. Es war in der afrikanischen Kirche. Denn auch hier in der fröhlichen, leichtsinnigen Stadt New-Orleans hat der Geist des Christenthums sein Werk der Lebenserneuerung begonnen, und man hat Sonntagsschulen für Negerkinder, die darin über den Erlöser belehrt werden, und die Negersklaven dürfen in einer eigenen Kirche Gottesdienst halten.

Wir kamen zu spät, um die Predigt in der afrikanischen Kirche zu hören, wohin wir uns begaben. Aber nach beendigtem Gottesdienst war ein sogenanntes Classenmeeting. Ich weiß nicht, ob ich Dir gesagt habe, daß die Methodisten innerhalb ihrer Gemeinde gewisse Abtheilungen oder Classen bilden, von denen jede ihren Führer oder Ermahner (Exhorter) wählt. In der Classenversammlung gehen diese Exhorters bei denjenigen Mitgliedern ihrer Classe, von denen sie glauben, daß sie Trost oder Zuspruch bedürfen, umher, reden laut oder leise zu ihnen, empfangen ihre

Bekenntnisse, ertheilen ihnen Rath u. s. w. Ich hatte eine solche Classenversammlung in einer Negerkirche in Washington gesehen und wußte daher ungefähr, was wir zu erwarten hatten. Meine Erwartung eines großen Spectakels wurde indeß hier übertroffen. Wir waren hier der tropischen Sonne näher als in Washington.

Die Ermahner gingen umher und begannen da und dort zu den Leuten auf den Bänken zu sprechen. Aber kaum hatten sie eine Weile gesprochen, als die angeredete Person in einen exaltirten Zustand gerieth und ebenfalls zu sprechen und zu peroriren anfing, weit lauter und heftiger als der Ermahner selbst, der gänzlich überstimmt wurde. Besonders ein Ermahner war da, dessen wohlwollendes schwarzes Gesicht von so vielem innern Licht, so großer Gutmüthigkeit und Freude strahlte, daß es eine Lust war ihn anzusehen und auch ihn zu hören, denn obschon seine Phrasen so ziemlich dieselben blieben, so waren sie doch christliche Kernworte und wurden mit solcher Herzlichkeit ausgesprochen, daß sie mit belebender Kraft auch zu Herzen gehen mußten. Zuweilen ging ihm das Trumm aus, und er stand dann gleichsam suchend eine kleine Weile da, bald aber begann er wieder mit dem, was er so eben gesagt hatte, und seine Worte ertönten immer gleich warm und glaubensfest, er sah aus wie ein lebenspendender Sonnenschein. Es war auch blos die Freudenbotschaft des Christenthums, die er predigte:

„Halte fest an Christo! Er ist der Herr! Er ist der Mächtige. Er wird helfen. Er wir Alles wohl machen. Glaube an ihn, meine Schwester, mein Bruder. Rufe ihn an! Ja . . . ja . . . halte fest an Christo, er ist der Herr u. s. w.

Allmälig nahm das Getöse in der Kirche zu und wurde zu einem wahren Sturm von schreienden Stim-

men. Man hörte: „Ja, komm Herr Jesu! Komm, o komm! O Jubel!“ Und die Rufenden begannen hoch aufzuspringen, schnell wie Körke aus Flaschen, während sie mit den Armen und Nastüchern in der Luft herumfochten, als suchten sie Etwas herunterzureißen, fortwährend unter dem Rufe: „Komm, o komm!“ Die Hüpfenden wanden sich korkzieherartig und waren offenbar in convulsivischem Zustand. Einige fielen um und wälzten sich unter lautem Rufen und Seufzen im Gange. Ich sah unsern tropischen Exhorter (den Mann mit dem Sonnengesicht) mit einem jungen Neger sprechen, der eine krummgebogene Nase hatte und Augen, die übers Kreuz sahen. Bald begann auch dieser zu sprechen und zu predigen und gerieth in solchen Eifer, daß er hoch emporfuhr und mit unglaublicher Elasticität auf- und niederhüpfte. Wohin man blickte, sah man irgend einen emporspringen und in der Luft herumfechten; die ganze Kirche schien in ein wahres Bedlam verwandelt und das Getöse und Geheul war entsetzlich. Aber die Exhorters gingen vergnügt und mit strahlenden Gesichtern umher, als befänden sie sich in ihrem rechten Element, und als wäre Alles so, wie es sein sollte.

Unser herzlicher Exhorter hatte eine Weile mit einer großen schönen Mulattin vor uns gesprochen, und nachdem er ihr gepredigt, begann sie ihm zu predigen. Beide sprachen zu gleicher Zeit mit sichtbarem Entzücken, bis auch sie in Schwung kam und mit solcher Heftigkeit emporfuhr, daß drei andre Weiber sie am Rock faßten, gleich als wollten sie sie auf der Erde zurückhalten. Zwei von ihnen lachten leise, während sie fortfuhren die Begeisterte zu halten, die unaufhörlich aufhüpfte und mit den Armen um sich schlug. Endlich fiel sie um und wälzte sich unter convulsivischen Seufzern auf dem Boden. Dann stand sie auf und begann mit ausgebreiteten Armen in der Kirche

herum und auf und ab zu gehen, indem sie von Zeit zu Zeit ein Hallelujah rief. Ihre Miene war jetzt ruhig, ernst und wirklich schön. Während all des wilden Tumults von Rufenden und Hüpfenden rechts und links fuhr sie fort in allen Richtungen mit ausgebreiteten Armen durch die Kirche zu gehen, den Blick aufwärts gerichtet und leise rufend: „Hallelujah." Endlich warf sie sich am Altar auf ihre Kniee und wurde da ganz still.

Das Gehüpfe, Gekreische und Gelärme in der Kirche währte noch gewiß eine gute Viertelstunde fort. Jetzt gingen einige Negerinnen hin und hoben die noch am Altar liegende Mulattin auf. Sie war ganz starr. Sie trugen sie auf eine Bank vor uns und legten sie da nieder.

„Was ist's mit ihr?" sagte Anna W. zu einer jungen Negerin, welche sie kannte.

„Bekehrt!" war die lakonische Antwort des Mädchens, das sich jetzt den Andern anschloß, welche sanft die Pulse der Bekehrten rieben.

Ich legte meine Hand an ihre Stirne. Sie war ganz kalt. Das waren auch ihre Hände.

Als sie allmälig zu sich kam, war ihr Blick ruhig und fest, aber es schien mir, als sehe er mehr einwärts als auswärts, sie sprach leise vor sich hin und in ihrem Gesicht malte sich ein so schöner glückseliger Ausdruck, daß — ich gerne wissen möchte, was sie da sah oder vernahm. Es war keine gewöhnliche, keine irdische Erscheinung. Ihr Gesicht war wie verklärt. Als sie unter schweren Seufzern wieder in ihren gewöhnlichen Zustand kam, wurde auch ihre Miene wieder die gewöhnliche. Aber ihr Wesen war verändert; sie weinte viel, obschon ruhig und still.

Allmälig legte sich der Sturmwind in der Kirche, das Schreien, Springen, Ermahnen und Predigen, Alles hörte auf, und jetzt schüttelte man einander die

Hände, schwatzte, lachte, beglückwünschte sich gegenseitig, so herzlich, so fröhlich, so innig, warm und wohlwollend, daß es ein Vergnügen war, das Ding mit anzusehen. Von dieser ganzen brausenden exaltirten Scene blieb bloß ein inniges Gefühl von Zufriedenheit und Vergnügen zurück, wie wenn man ein frohes Fest zusammen gefeiert hätte.

Ich gestehe, daß der ganze Aufzug mir dennoch Spaß machte. Einen andern Eindruck hatte Anna W., die diesen regellosen wilden Gottesdienst mit einem Ausdruck von Verwunderung und beinahe Entrüstung betrachtete. Und als unser warmherziger Exhorter jetzt zu uns kam und sich ausdrücklich an sie wandte mit der Entschuldigung, er habe uns nicht bemerkt, sonst würde er uns nicht übergangen haben u. s. w., da sah ich ihre schöne Unterlippe etwas verächtlich hervordringen, indem sie antwortete: „Ich begreife nicht, in was Sie uns übergangen haben sollten.“ Der Mann sah aus, als hätte er uns herzlich gern gepredigt, und ich hätte seine mit afrikanischer Wärme vorgetragene christliche Ermahnung gerne gehört. Wir schüttelten uns die Hände im Namen unseres gemeinschaftlichen Herrn und Vaters.

Und so unvernünftig und abgeschmackt auch dieser Ausdruck erscheinen mag, so ist es mir doch klar, daß darin, obwohl in chaotischem Zustand, das Element für den rechten afrikanischen Gottesdienst liegt. Gib diesen Ausbrüchen des warmen Gefühllebens, der Sehnsucht und Ahnung Verstand, Ordnung und System, dann wird das, was jetzt häßlich ist, schön, das Unharmonische wird zur Harmonie werden. Die Kinder Afrikas werden uns noch eine Form von Gottesdienst geben, wo die Anrufung, Anbetung und der Lobgesang dem innern Leben feuriger Seelen entsprechen.

Wie Mancher hat nicht in seiner Jugend selbst in unserem kalten Norden ein Afrika von religiösem Le-

ben in sich empfunden, das herrliche Blumen und Früchte hätte bringen können, wenn es wirklich hätte leben dürfen, wenn es nicht unter dem Schnee und Frost der Convenienz erstickt, wenn es nicht in die Staatskirche des Lebens eingesperrt worden wäre?

Ich habe noch einige andere Kirchen in New-Orleans besucht, eine unitarische, eine episcopale und eine katholische mit dem mir theuern Namen St. Therese. Aber der himmlische Geist der heiligen Theresia war nicht darin. Ein Irländer blöckte sein Rothwelsch hervor und in diesem Gotteshaus konnte ich in Nichts das gewinnen oder bemerken, was ich suchte, nämlich Erbauung. In der Versammlung der Negergemeinde war wenigstens Leben und Feuer.

Was soll ich Dir noch mehr sagen von New-Orleans? Daß es eine große Stadt mit 100,000 Einwohnern und die südliche commercielle Hauptstadt des Missisippithales ist, das kannst Du aus Büchern erfahren. Die halbmondartige Lage der Stadt am Missisippi ist schön, auch hat sie einige schöne Straßen und Märkte mit hübschen Häusern, umpflanzt von Bäumen und Gebüschen wie andere amerikanische Städte. Der französische und früher gebaute Theil der Stadt hat einen kahleren und geschäftsmäßigeren Character. Aber ganz New-Orleans ist vor allen Dingen eine Geschäfts- und Handelsstadt und steht in Bezug auf Anstalten für höhere intellectuelle und moralische Bildung andern großen Städten der Vereinigten Staaten weit nach. Kunstgenüsse hat man keine außer in den Theatern, und diese, namentlich das Schauspiel, stehen nicht sonderlich hoch.

In den wenigen schönen Tagen, die ich hier zubrachte, bin ich viel in der Stadt umhergewandelt, habe aber dabei wenig Sehenswerthes gesehen, außer den schönen farbigen Creolinnen, die mit ihren feinen Zügen, schönen Augen und hübschen Köpfen, welch

mit zierlichen, geschmackvollen, nach new=orleanischem Brauch umwundenen Tüchlein geschmückt sind, allerliebst aussehen; und auf den Straßen habe ich junge Dienstmädchen, Mestizen und Quarterons gesehen, die vollendete Schönheiten waren. Gewöhnlich ist auch ihr Wuchs ausgezeichnet schlank und wohlproportionirt.

New=Orleans ist lange als eine sehr fröhliche Stadt bekannt gewesen, hatte aber einen minder guten Ruf in Betreff seiner Moralität, welche stark mit französischem Leichtsinn versetzt war. Dieser soll jedoch mit jedem Jahr abnehmen in demselben Verhältniß, wie die angloamerikanische Bevölkerung die Herrschaft in der Stadt bekommt. Und sie nimmt hier auch mit Macht zu. Die französische Bevölkerung dagegen wächst nicht an und ihr Einfluß ist im Abnehmen. Von der Moralität des Geschäftslebens in New=Orleans habe ich nicht die besten Zeugnisse vernommen, und ich hörte einmal einen mir befreundeten Handelsmann, während er unter den Zuckerfässern auf einer großen Niederlage in der Stadt stand, äußern: „Es geschehen auf diesem Platz mehr Schurkenstreiche, als nöthig wären, um die ganze Stadt versinken zu lassen."

Der gute Bürgersinn ist inzwischen nicht unthätig und möchte gern die Stadt würdig machen auf der Erde stehen zu bleiben. Eine gute Einrichtung, die jetzt im Werke ist, ist ein großes Matrosenhaus, wo Seeleute, deren Schiffe im Hafen der Stadt liegen, um Waaren einzunehmen oder abzuladen, gut und billig beherbergt werden sollen. Bisher konnten die fremden Matrosen in der Stadt bloß in Kneipen, die wahre Räuberhöhlen waren, Unterkunft finden. Das große stattliche Haus, das jetzt von guten Bürgern in der Stadt erbaut wird, soll den Matrosen einen guten und sichern Hafen geben. Einige meiner Freunde, die dafür arbeiten, wünschen, daß Jenny Lind, die binnen Kurzem aus Cuba hier erwartet wird, sich dafür in=

tereſſire. Und da das Haus auch zu Nutz und Frommen ſchwediſcher Matroſen erbaut wird, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die patriotiſch geſinnte und freigebige Schwedin Etwas thut.

Ich las neulich in einer new-orleaniſchen Zeitung: The daily Picayune (Picayune iſt der ſpaniſche Name einer gangbaren ſpaniſchen Silbermünze im Werth von fünf Cents), eine ſchöne und ernſte Ermahnung an die Bewohner von New-Orleans, daß ſie die berühmte ſchwediſche Sängerin in voller Freiheit in Betreff der Kundgebungen ihrer allbekannten Wohlthätigkeit laſſen und nicht durch Aufdringlichkeit oder Ermahnungen u. ſ. w. die Pflichten des Zartgefühls gegen den Gaſt verletzen ſollen.

Und das muß ich ſagen, obſchon Jenny Lind oft genug die wohlgemeinte, aber oft jugendlich unüberlegte und aufdringliche Art und Weiſe der Amerikaner läſtig finden mußte, ſo habe ich doch oft Gelegenheit gehabt, das ſchöne und edelſinnige Intereſſe, das man hier für ſie empfindet, kennen zu lernen und zu bewundern. Wie manchen habe ich nicht gehört, der ſich damit begnügte ſie im Stillen zu ſegnen, lieber als daß er ihr einen Augenblick läſtig geworden wäre! wie Manche, für die es eine ſchwere Entſagung war, ſich ihr nicht zu nähern, bloß weil ſie nicht glaubten, daß ſie ihr damit ein Vergnügen machen könnten, und weil ſie es nicht wagten ihr ihre Häuſer anzubieten.

Ich erinnere mich, daß ich einen achtungswerthen alten Richter in Cincinnati (er war ein ſtattlicher alter Herr) ſagen hörte, er habe in den Zeitungen alle ihre Schritte mit der Theilnahme und Unruhe verfolgt, die nur ein Vater ſeiner Tochter widmen könne, und er habe eine wahre Angſt empfunden, daß ſie ſich auf irgend eine Art durch irgend einen unvorſichtigen Schritt compromittiren könnte. Und ich habe hier über Jenny

Lind genug gehört, um zu wissen, daß man in ihr zwar die Sängerin und Geldspenderin liebt, aber mehr noch die junge Frau in ihrer schönen Rolle und Berühmtheit, die ideale Jenny Lind.

Aber ich sollte jetzt von Louisiana und von New-Orleans sprechen. Louisiana wurde, wie Du weißt, zuerst von Spaniern und Franzosen entdeckt. Franzosen waren die ersten, die Louisiana zu colonisiren versuchten. Sie begannen und standen davon ab; sie begannen von Neuem, es wollte nicht gehen. Aber sie sprachen in Frankreich und England laut von Louisiana als einem gelobten Land, einem Eldorado mit unermeßlichen innern Reichthümern, die leicht zu Tage gefördert werden können, und der Glaube daran brachte endlich John Laws bekannte riesige Finanzspeculation auf die vorgespiegelten Reichthümer des mährchenhaften Louisiana, sowie später den großen Bankrott aller Theilhaber an dieser tollen Speculation hervor. Louisiana, oder das große Land, das den südlichen Theil des Missisippi umfaßt (Arcansas war damals noch nicht davon getrennt), gerieth später aus der französischen Gewalt in die spanische, dann wieder in die französische, bis es im Jahr 1803 von der Regierung der Vereinigten Staaten gekauft und ihnen als selbstständiger Staat einverleibt wurde. Inzwischen war Louisiana von Franzosen, Spaniern, Engländern, Deutschen und andern Nationen angebaut und bevölkert worden, und New-Orleans war langsam emporgewachsen unter Ueberschwemmungen und Orkanen, und mit geringen Aussichten die Halbmondstadt zu werden, die sie jetzt ist.

Louisiana's Bevölkerung überstieg (die Indianer abgerechnet) nicht 50,000 Seelen, als es den Vereinigten Staaten einverleibt wurde. Sieben Jahre später hatte sich die Bevölkerung beinahe verdreifacht. Aber die neue Epoche und das neue Leben begann für Loui-

siana und New-Orleans erst im Jahr 1812, wo das erste Dampfboot den großen Fluß zu befahren anfing.

Louisiana ist durchgängig ein flaches Land, theils sumpfig und feucht, theils mit fruchtbaren reichen Gefilden und Marken. Louisiana erzeugt Zucker, Baumwolle, Mais, Reis, Indigo. Die nördlichen Theile haben Wälder mit vielen Arten von Eichen, Castanien, Wallnüssen, Sassafras, Magnolien und Pappeln. Im Süden sind Palmettos, Maulbeeren, Lebenseichen, Cedern und Tannen und überall ein großer Reichthum an wilden Weinranken. Es sind auch mehrere schiffbare Flüsse da, die dem Missisippi zinspflichtig sind, und in diesen, sowie in Sümpfen und kleinen Landseen leben eine Menge Alligatoren. Diese wagen sich nicht an herangewachsene Menschen, haben aber nicht selten kleine Negerkinder weggeschnappt. Louisiana soll viele giftige Pflanzen, Schlangen und andere schädliche Thiere haben. Im Ganzen finde ich es unheimlich. Ich möchte für all seinen Zucker und all seine Baumwolle nicht da wohnen.

Jetzt muß ich Dir von der innern Geschichte von New-Orleans etwas sagen, oder vielmehr von einer Geschichte dort, die großen Eindruck auf mich machte. Der edelsinnige alte Exminister Poinsett in Südcarolina hatte mir gesagt, die Sklavereieinrichtung scheine auf die Frauen noch schädlicher zu wirken als auf die Männer, und nicht selten haben sich Weiber als die grausamsten Sklavenpeiniger erwiesen. Und war es ein Zufall oder ein Beweis von der Wahrheit dieser Aussage, aber die stärksten Proben von Mißhandlung der Sklaven, die mir in Südcarolina zu Ohren kamen, waren von Frauen ausgegangen, und zwar von Frauen aus der höheren Gesellschaft. Ich glaube, daß ich Dir bereits von zwei Damen in Charleston erzählt habe, die vor Gericht gestellt wurden, weil sie Sklaven theils durch Hun-

theils durch Schläge ermordet hatten; obschon feige Gesetze und Richter sie freisprachen, so wurden sie doch von der öffentlichen Meinung gerichtet, verurtheilt und einer ehrlosen Einsamkeit, sowie dem Gerichte Gottes überlassen.

Meine Freundin am Missisippi, Louisiana's reines Gewissen, hatte dieselbe Aeußerung gethan, wie Mr. P., und gleichsam zur Bekräftigung hat New-Orleans in seiner Sündenchronik keinen blutigeren und verhaßteren Namen, als den eines Weibes, der Madame Lallorou, gebornen Machartv. Es gereicht der Bevölkerung von New-Orleans zu Ehren, daß die reiche Dame vor ihrer Wuth entfliehen mußte. Aber wie lang hatte sie nicht vorher ihre Opfer gequält? Es scheint, daß das Verhältniß ihrer Brüder zu Geliebten von der farbigen Race ihren Haß gegen diese gereizt hatte. Andere Sklavenbesitzer mißhandeln ihre Sklaven in augenblicklicher Hitze und Uebellaunigkeit. Madame Lallorou mißhandelte die ihrigen, wie es scheint, zum Vergnügen und aus Lust an ihrem Leiden. Sie besaß eine große Plantage und genoß da ihre Herrschaft auf eine Art, die zuletzt ihre Nachbarn in Harnisch brachte. Man bedeutete ihr, daß man keine solche Handlungen mehr hören wolle, sonst würde man sie verklagen. Madame Lallorou zog jetzt nach New-Orleans, wo sie sich unbemerkter ihrem Privatvergnügen hingeben konnte. Sie lebte davon, daß sie Sklaven vermiethete, die ihr jede Woche den verdienten Lohn bringen mußten. Aber kamen sie nicht zur Zeit oder war die Summe nicht groß genug, dann wehe ihnen. Ihre eigenen Haussklaven hatten kein besseres Loos; bei der geringsten Veranlassung, welche demjenigen, der sie finden will, niemals fehlt, wurden sie mit eisernen Ketten in die Keller des Hauses geworfen, und hier behielt sie die Leute und besuchte sie, um ihre Rache an ihnen zu üben. Ich will Dir nicht von den

Mitteln erzählen, welche sie wählte, um ihre grausame Lust zu sättigen — die Chroniken des Heidenthums und des Fanatismus kennen nichts Schlimmeres. Genug, das Klagegeschrei der Opfer bahnte sich unter der Erde, durch Mauern und verschlossene Thüren hindurch Weg und wurde gehört. Es verbreitete sich in der Stadt. Das Herz des Volkes empörte sich. Das Volk versammelte sich in Haufen um das Haus, wo Madame Lallorou wohnte, es wollte die Opfer befreien, das Haus niederreißen und an dem Teufel in Weibergestalt Rache nehmen. Es griff die Sache rasch an. Schon begannen die Mauern des Hauses einzufallen, da kam der Maire mit bewaffneter Macht. Er beschützte Madame Lallorou's Haus mit Gewalt und gab ihr Gelegenheit durch eine Hinterthüre zu entfliehen. Halb gekleidet entkam sie und entfloh aus Amerika.

Später lebte sie in Paris von den Zinsen eines ungeheuren Vermögens, das sie sich auf die bewußte Art in Louisiana erworben hatte. Sie soll vor kurzer Zeit gestorben sein.

Wer kann an eine Hölle nach dem Tod glauben, wenn man das Leben und die Lust solcher Menschen auf Erden sieht!

Madame Lallorou's Mann, ein Franzose, lebt noch in New-Orleans und soll ein braver Mann sein. Er muß also von seiner Frau getrennt gelebt haben.

Dieß ereignete sich vor zehn bis zwölf Jahren. Wenn es wirklich wahr ist, daß Weiber die schlimmsten unter den schlimmen Sklavenbesitzern sind, so muß dieß daher kommen, daß ihr Character im Allgemeinen erregbarer, daß das Clima hier von ungewöhnlich nervenreizender und erhitzender Beschaffenheit ist, und daß ohnehin das Weib im Allgemeinen in den Extremen des Guten und Bösen über dem Manne steht,

daß sie von Natur excentrischer, geistiger, den Geistern, Engeln oder Teufeln, näher ist.

Auch in Schweden, in Stockholms höchsten Kreisen haben wir Damen gekannt, die ihre Dienerinnen so behandelten, daß die Polizei sich ihrer annehmen mußte. Die Gräfin L. war liebenswürdig, gut, angenehm gegen alle Welt, außer gegen ihre Dienerschaft und sie konnte eine Dienerin nicht länger als sechs Wochen im Hause behalten. Wir haben zwei ausländische Ministerfrauen (beide Engländerinnen) gehabt, welche durch die Behandlung ihrer Dienstboten wohl verdienten, was die eine von ihnen von einem Bekannten des Hauses als Weihnachtsgeschenk erhielt — blutige Tapferkeitsmedaillen. Nur gut, daß die Dienerinnen dieser Damen, Dank sei es den Gesetzen unserer freien Länder, fortgehen konnten. Aber hier in diesem freien Land kann man im Angesicht täglicher Erfahrungen solcher Art die Sklaverei noch vertheidigen als eine patriarchalische Einrichtung, die sich mit den Gesetzen eines freien Volkes, sowie mit Menschenrecht und Menschenglück wohl vereinbaren lasse.

Ich habe hier mehrere Male mit einer Frau zu streiten gehabt, welche diese Sätze vertheidigt und, um die rechtliche Begründung der Sklaverei, sowie das Glück der Neger unter dieser vortrefflichen Einrichtung zu beweisen, mit einer so seltsamen Verachtung aller Logik und gesunden Vernunft ihre Gründe und Sophismen ins Feld stellt, daß ich zuweilen aus lauter Verwunderung stumm werde.

Ich weiche übrigens, so gut ich kann, einem Gespräch über diese Gegenstände aus. Die Frage von der Sklaverei ist ein krankes Auge, das bei der geringsten Bewegung wehe thut. Eine solche Erörterung schmerzt die Guten, reizt die Nichtguten und hilft zu Nichts. Ich schweige deßhalb, wenn ich es mit gutem Gewissen thun kann. Ohnehin ist es klar, daß die Frage nicht

ruhen wird, daß das Werk des Lichtes auch hier zur Erlösung der Kinder Africas begonnen hat und daß ihre Lage sich auch hier mit jedem Jahr verbessert.

Gerne möchte ich Dir jetzt von einer Sklavenbesitzerin erzählen, die auf der guten Seite ein Gegenbild von Madame Lallorou ist, aber ich weiß keine solche. Sie dürfte sich indeß vorfinden. Das sehr Schlechte macht vielen Lärm von sich, das Gute wenig. Aber ich muß Dir von einem Sklavenbesitzer erzählen, der mir in dem Sklavenstaat zu stehen scheint, wie eine offene Thüre im Gefängniß.

Er hieß Macdonough und starb vor ein paar Jahren in New-Orleans mit Hinterlassung eines Vermögens von mehreren Millionen Dollars, worüber er vollständig zum Vortheil allgemeiner wohlthätiger Anstalten in Louisiana verfügte. Dieser sonderbare Mann lebte wie der größte Knicker, sparte an sich selbst im höchsten Grad, und verschenkte nie Etwas, selbst wenn nahe Verwandte sich meldeten und im Elend beinahe umkamen. Sparen, mit jedem Tag Etwas zurücklegen, sein Vermögen vermehren, verdoppeln, das war sein beständiger Gedanke, und darauf ging alle seine Thätigkeit aus, selbst in den geringsten Dingen. Er war auch mit seinen Worten sparsam und vergeudete nicht ein einziges unnöthig.

Nichts destoweniger hatte er große Pläne und Gedanken. Er glaubte sich von der Vorsehung bestimmt ein großes Vermögen zu erwerben, um damit bedeutende Dinge zum Vortheil des Staats, der sein Vaterland war, ausführen zu können. Deßhalb betrachtete er sich bloß als Verwalter seines Vermögens und behauptete, er habe kein Recht auch nur das Mindeste für geringere Zwecke wegzugeben. Wenigstens war dieß der Vorwand, womit er seinen Geiz und seine Härte vergoldete.

Er sagte: „Wenn ich Jahr um Jahr fortfahre,

mein Capital in diesem (einem gewissen angegebenen Verhältniß) zu vergrößern, so werde ich zuletzt der reichste Mann in Louisiana; ich kann, wenn ich es noch länger so treibe, ganz Louisiana aufkaufen und dann"... und dann würde er große Dinge ausführen, welche Louisiana zum freiesten und glücklichsten Staate machen sollten. Macdonough hatte darüber Ansichten und ein System, welches von einem wirklich tief denkenden Geist zeugt. Aber der arme Macdonough vergaß, daß er sterblich war, und obschon er ein hohes Alter erreicht, hatte er dennoch den erstrebten Reichthum noch nicht erworben, als er vom Tod überrascht wurde. Seine großartigen Pläne werden mit ihm sterben und wenig oder nichts in Louisiana wirken, außer möglicher Weise in einer Beziehung, und das ist diejenige, die ich mit der geöffneten Gefängnißthüre meinte.

Macdonough war Plantagerbesitzer und Sklavenhalter. Er beschloß seine Sklaven zu emancipiren, so daß sie dabei gewinnen sollten und er selbst Nichts verlöre.

Er sagte zu ihnen:

„Ihr sollt euch frei arbeiten und für die Kaufsumme, die ihr mich gekostet habt, aus der Sklaverei loskaufen können. Ich werde euch Mittel geben, das Geld zu erwerben. Fünf Tage in der Woche müßt ihr für mich arbeiten wie bisher für Kost, Kleider und Wohnung, am sechsten Tag sollt ihr auch für mich arbeiten, aber ich werde euch dafür bezahlen, werde das Geld zusammenlegen und für eure Rechnung verwalten. So für dieses Jahr. Im nächsten Jahr sollt ihr zwei Tage in der Woche bekommen, an denen euch eure Arbeit bezahlt wird, vorausgesetzt, daß ihr brav und redlich arbeitet; im folgenden Jahr drei u. s. w., bis die zu meiner Entschädigung erforderliche Summe beisammen ist und ihr etwas für euch übrig habt, um

euch damit in Liberien niederzulassen, wohin ich euch verhelfen werde, sobald ihr frei seid."

Die Sklaven wußten, daß Macdonough Wort halten würde. Sie begannen mit neuem Muth zu arbeiten, denn sie arbeiteten für ihre Freiheit und Zukunft. Es ging bei den einen rascher und bei den andern langsamer, aber binnen zehn Jahren hatten sämmtliche Sklaven der Plantage sich losgearbeitet und Macdonough rechnete mit ihnen ab, wie er versprochen hatte. Die Sclaven konnten jetzt ohne Gefahr für sich selbst oder andere befreit werden. Sie hatten sich an Arbeit, Besonnenheit und Selbstbeherrschung gewöhnt, wenigstens in Bezug auf ihr öconomisches Leben. Macdonoughs Pflanzung war gut bestellt worden und die Sklaven hatten ihm das Capital, für das er sie aufgekauft, zurückgegeben.

Ich weiß nicht, ob es Macdonoughs Plan war die Plantage später von weißen Arbeitern oder von freien Schwarzen anbauen zu lassen, aber Eines scheint mir gewiß, nämlich daß seine Art die Sklavenemancipation zu behandeln, wohl verdient überlegt und befolgt zu werden, als eine der klügsten Verfahrungsweisen, um eine allmälig allgemeine Befreiung aus den Fesseln der Sklaverei zu bewerkstelligen und damit eine unendliche Wohlthat sowohl für die Schwarzen als für die Weißen in Nordamerika zu erzielen.

Und ich kenne mehrere geachtete und denkende Männer in New=Orleans, welche der Ansicht sind, daß eine solche Emancipation, wodurch die Negersklaven allmälig in freie Arbeiter verwandelt werden, ohne besondere Schwierigkeit vor sich gehen könnte, und daß die gefährlichen Folgen, die man sich davon vorspiegelt, größtentheils nur Träume seien.

Als die härtesten unter den Sklavenhaltern der Umgegend habe ich Franzosen bezeichnen gehört und ich glaube das auch nach ihrem Volkscharakter. Dann

kommen Schotten und Holländer. Bei kleinen und armen Landwirthen leiden die Sklaven oft sehr Hunger, wie auch das Vieh. Ich hörte dieser Tage von einem Gütchen erzählen, wo mehrere Stück Vieh verhungert waren.

Ich habe nach den Tänzen und Festen der Negersklaven an Weihnachten und Neujahr gefragt, von denen ich so viel erzählen gehört, aber die Zuckerernte ist im letzten Jahr spät gewesen, die Arbeit mit dem Zuckermalen reichte über Weihnachten und Neujahr hinaus, die Baumwolle wird jetzt noch auf den Plantagen gepflückt, die Tänze sind unterblieben. Ich bin jetzt diesen Negerfesten von einem Ende der Sklavenstaaten zum andern nachgereist, ohne daß ich so glücklich war, auch nur ein einziges wirkliches zu Gesicht zu bekommen, oder davon zu hören.

In New-Orleans habe ich übrigens so viel Güte genossen, so viele gute und warme Freunde gefunden, daß ich darüber sowohl erstaunt als gerührt wurde. Ich hatte New-Orleans immer als eine sehr muntere und nicht sehr literarische Stadt schildern gehört, und Mr. Garrison hatte mich darauf vorbereitet, daß die Bevölkerung von New-Orleans Nichts als Schönes zu sehen wünsche. Es war also klar, daß sie keine besondere Freude daran haben konnte mich zu sehen. Und gleichwohl sind die Leute zu mir gekommen und wieder gekommen, haben mich, Männer sowohl als Frauen, mit Geschenken überhäuft und auf mannigfache Art mein Dasein erfreut. Ich für meinen Theil nehme aus New-Orleans keine anderen Erinnerungen mit, als Erinnerungen des Vergnügens und der Dankbarkeit.

Von meinen näheren Freunden trenne ich mich mit einer Mischung von Freude und Bedauern. Es macht mich reich und glücklich sie kennen gelernt zu haben, an sie zu denken, sie zu lieben, und wenn ich bedenke, daß ich jetzt, vielleicht auf immer, von ihnen

scheiden soll, so gilt die Thräne, die ich im Herzen und im Auge fühle, nicht bloß dem Schmerz. Es ist so angenehm zu lieben!

Octavia Le Vert fuhr vor einigen Tagen zu den Ihrigen zurück. Die Augen, die trocken und kalt geblieben waren, als sie in Gefahr stand alle ihre Schmucksachen und ihr Geld zu verlieren, schwammen jetzt, da sie sich von einer neu erworbenen Freundin trennen sollte, in Thränen. Ich küßte die Thränen von den bleichen Wangen weg. Ich fühlte, daß ich sie recht herzlich liebe.

Mrs. Geddes war unvergleichlich gegen mich in dieser Zeit, wo ich verschiedene Toilettengeschäfte zu meiner passenden Ausrüstung nach Cuba (sie muß zugleich etwas elegant und sommerleicht sein) und dabei allerlei Widerwärtigkeiten hatte, verursacht theils durch Modehändlerinnen, theils und zwar meistentheils durch meine eigenen Fehler. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie gut, wie angenehm, wie unermüdlich dienstfertig und hülfreich sie mir dabei beständig war, wie nett und artig sie mir in allem geholfen hatte. Du weißt, wie unangenehm es mir gewöhnlich ist, mich mit solchen Dingen zu befassen, aber Du kannst Dir kaum vorstellen, wie ich es hier empfinde, wo geistige und körperliche Müdigkeit, sowie Unbekanntschaft mit den Preisen und Personen in der Modenwelt alle Schwierigkeiten verdoppeln. Aber Du kannst Dir auch nicht vorstellen, wie gut und liebenswürdig Mrs. Geddes bei all diesen großen und kleinen Bekümmernissen gegen mich war, wie viel Geduld und gute Laune sie zeigte; wahrhaftig ich schäme mich, wenn ich mich mit ihr vergleiche.

Abends.

Ich habe jetzt mit Anna W. meine letzte Spazierfahrt auf dem schönen Muschelweg bis zum Pontchartrainsee angestellt. Die Luft war lieblich und der Himmel sah wieder mit blauen Augen auf uns zwischen Wolken hindurch, die sich immer mehr entfernten. Der Muschelweg geht meistens durch niedrige, noch wilde Waldung. Man sieht hier nicht unsere schönen, moos- und waldbekleideten Berge und Hügel, aber aus dem Dickicht des Waldes schauen überall die schönen Palmettopflanzen empor mit ihren großen, fächerartigen Blättern, die im Winde wogen. Das Regelmäßige und Graciöse in den Formen mehrerer halb tropischen Pflanzen, die eine neue Phase der Erdvegetation verkünden, lockt mich mit großer Zauberkraft an.

Morgen, morgen, meine Agathe, gehe ich an Bord des großen Dampfschiffes Philadelphia und in drei Tagen bin ich auf Cuba. Ich freue mich unaussprechlich dahin zu kommen, um diese neue Schönheit zu sehen, um eine mildere Luft zu trinken und um die Winterwochen über diesem amerikanischen Clima zu entfliehen, dessen Veränderlichkeit meine geistigen sowohl als körperlichen Kräfte angreift. Ich bin während meiner dießjährigen Reise in Nordamerika körperlich um zehn Jahre älter geworden.

Sei jedoch unbesorgt um mich, mein Herzchen, sondern vertraue gleich mir auf meinen Reisekobold, diesen lieben Freund, der mich wohlbehalten durch alle Gefahren geführt hat, der mich ohne die mindesten Abentheuer über den ganzen Missisipi, just als fünf Dampfboote nebst ihren Passagieren auf seinen Fahrwassern in die Luft flogen, bis nach New-Orleans kommen und aus dem Hotel Saint-Charles in diese gute Wohnung einziehen ließ am Tag, bevor es ein

Raub der Flammen wurde. Er wird mich zu euch, zu Dir, meine theure Schwester-Freundin, wohlbehalten zurückführen.

N. S.

Briefe von meinen Freunden im Norden, von Downings, Springs und Lowells haben mich hier erfreut. Diese Freunde begleiten mich als gute Geister und ich muß Dir das sagen. Denn meine Freunde mußt auch Du lieben.

Jenny Lind ist jetzt in Havannah und man spricht Verschiedenes von dem Erfolg ihrer Concerte. Ich glaube jedoch, daß sie ihre Gegner besiegt hat, die eigentlich zur französischen Partei im Lande gehören, welche ihr den Rang einer großen Sängerin streitig machen will. Hier in New-Orleans wird sie mit Enthusiasmus empfangen; alle Herzen sind warm, alle Ohren offen für sie. Sie reist just ab, wenn ich hinkomme, und ich weiß noch nicht, ob ich sie treffen werde.

Ich bin gesund, meine Agathe, und guten Muths. Gott gebe, daß es mit Dir auch so stehe! Und mit Hülfe der Homöopathie mußt auch Du gesund werden. Möge Aeskulap Dich und seine Jünger erleuchten!

Bald mehr von Cuba.

Dreiunddreißigster Brief.

Havannah (Cuba), den 5. Februar 1851.

Mein Herzchen! Ich sitze unter dem warmen, klaren Himmel und den schönen Palmen der Tropenländer, und das ist schön und wunderbar! . . . Diese herrliche, liebliche Luft, diese hohen Palmbäume sind vollendete Schönheiten. Das Uebrige gewährt, fürchte ich, mehr durch seine Ungewöhnlichkeit, seine Verschiedenheit von dem, was ich früher sah, als durch wirklich größere Schönheit Vergnügen. Aber das Ungewöhnliche und Neue ist so angenehm und erfrischend, und so empfinde ich es jetzt und bin entzückt, daß ich mich hier befinde.

Ich reiste am 28. Januar früh Morgens von New-Orleans ab. Es war ein schöner, sonnenheller, sommerwarmer Morgen. Meine Freunde führten mich an Bord des Philadelphia. Harrison kam, um Abschied von mir zu nehmen, und gab mir eine rothe Camelia noch in der Knospe. Sein ehrliches, herzliches Gesicht und das Gesicht Anna W's mit seinen reinen Zügen, seinem stillen Feuer in den dunkeln Augen sind die letzten, die ich im Salon unter dem Verdeck sah. Später ging ich hinauf. Die Halbmondstadt lag in der Morgensonne gebadet da und das Wasser im Hafen erglänzte wie ein klarer Spiegel in ihrem Lichte. Ich stand da und erlabte mich an der schönen Luft, an der großartigen Scene, aber da kamen Ladies mit ihrem how do you like America (wie gefällt Ihnen Amerika ?) und meine Morgenfreude war gestört und ich mußte mich mit Geduld darein finden.

Aber wir fuhren ab und ich setzte mich mit einem

Buch in der Hand auf die Piazza im Hintertheil des Schiffes und betrachtete die Ufer und lebte ein Leben voll Hochgefühl. Denn ich durfte jetzt allein sein und das Schauspiel an den Ufern war wie ein schönes, südliches Feenwerk. Wir fuhren den Mississippi hinab auf demjenigen Arm, der in die Atchafalaya = Bucht ausläuft und von da in den mexicanischen Meerbusen. Plantage um Plantage erglänzte an den Ufern, mit weißen Häusern, eingefaßt in Bouquete von Pomeranzen und Cedernhainen; von blühenden Oleandern, Aloën und Palmettos. Allmälig sah man sie in weiterer Entfernung von einander. Das Land senkte sich immer mehr, bis es zu einem gras= und schilfbewachsenen Sumpfboden wurde, ohne Bäume, Gebüsche und Wohnstätten. Es hielt sich gerade noch über dem Wasser: endlich versank es in demselben, bildete aber da die seltsame, regelmäßige Figur, welche das Missisippi=Delta genannt wird, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem griechischen Buchstaben dieses Namens. Einige Grashalme wehten noch über dem Wasser, bewegt von den Wogen und dem Winde. Endlich hörten auch sie auf. Die Wogen herrschten allein. Und jetzt lag das Land, Nordamerikas großes Festland, hinter mir, und vor mir der große mexicanische Meerbusen mit seiner unermeßlichen Tiefe, die Südsee mit allen ihren Inseln.

Die dunkle, beinahe schwarzblaue Farbe des Wassers fiel mir auf. Man sagt, sie komme von der großen Tiefe. Der Himmel mit seinen sommerleichten, weißen Wolken lag hellblau über dem dunkelblauen Meer, das sich freudig hob und brauste vor dem frischen, sonnenwarmen Wind. Ach wie schön war das! Ich trank den Wind und das Leben, ich ruhte aus von Gedanken und Reden und von Allem, was nicht zu dem schönen Leben des Augenblicks gehörte. Das Meer! Das

Meer hat eine unaussprechlich beruhigende, heilende und wiedergebärende Kraft in sich.

Willst Du ein neues Leben in Dir und außer Dir beginnen, so fahre über das Meer. Laß des Meeres Luft und Leben Tage und Wochen lang Deine Seele baden. Alles wird neu und frisch auf dem Meer.

So lebte ich den ersten Tag auf dem Meer; so lebte ich auch den zweiten. Aber jetzt erlabte ich mich auch an einem Buch, nemlich an J. Brownings Trauerspiel: die Rückkehr der Drusen, einer Dichtung, deren hochsinniger, lebenswarmer Geist in Harmonie stand mit dem schönen, großen Schauspiel umher; in beiden athmete ich das Gränzenlose, Große und Tiefe. Kam dann der eine oder andere Herr und fragte: „how do you like America?“ oder verlangte er ein Autograph, so war dieß, als surrte eine Fliege an Ohr und Gedanken vorüber. Es war auch ein Herr an Bord, der mir angenehmer war, als die andern störend. Derselbe artige Herr, der sich bei dem Unfall auf dem Pontchartrain zu meinem Cavalier gemacht, mich in den schönen Garten und dann nach New-Orleans begleitet hatte, war ebenfalls jetzt auf der Reise nach Cuba begriffen, um ein milderes Clima zu suchen, als das der Vereinigten Staaten im Winter ist. Mr. Vassar ist ein Gentleman von mittlerem Alter, von edlem gutmüthigem Gesicht und feinen, milden Manieren; er hat auf langen Reisen im Morgen- und Abendland viele interessante Dinge gesehen und erfahren. Auf dem Philadelphia machte er sich, wie wenn es sich von selbst verstände, aufs Neue zu meinem Cavalier, reichte mir den Arm zu und von den Mahlzeiten, setzte sich bei Tisch neben mich und machte mir seine Aufmerksamkeit angenehm durch sein interessantes, anziehendes Wesen.

Das Schiff hatte keine Aehnlichkeit mit den schö-

nen, bequemen Dampfbooten, an die ich in Amerika gewöhnt worden war. Unter dem Verdeck war Alles eng und finster; Cajüten, Gänge und Speisesaal. Um allein sein zu können, hatte ich meine Cajüte weit hinten im Hintertheil gewählt, wo die Bewegung des Schiffes am stärksten empfunden wurde; aber dort befand sich auch ein einsames, dreieckiges Zellchen mit einer runden Fensteröffnung nach dem Meer hinaus. Die Seekrankheit fürchtete ich nicht und hier konnte ich allein sein.

Unter den interessanten Passagieren an Bord befand sich einer der reichsten Pflanzer Louisianas, ein älterer Mann, mit seinem einzigen Kind, einem jungen Mädchen. Ihre Mutter war an der Schwindsucht gestorben, und der Vater hatte die Tochter schon seit ihrer Kindheit so zu erziehen gesucht, daß sie vor der gefährlichen Erbschaft bewahrt bleiben sollte. Sie wuchs in großer Freiheit auf dem Lande auf, war viel draußen in der frischen Luft und durfte keinen Schnürleib tragen. So gedieh sie zu einem schönen blühenden Mädchen So kam sie ins Gesellschaftsleben hinaus. Nachdem sie einen Winter lang sich geschnürt und in den Gesellschaftskreisen von New-Orleans getanzt hatte, war die schöne Blume gebrochen. Und die Kennzeichen der Krankheit, welche die Mutter dahin gerafft hatte, stellten sich bei der Tochter ein. Der Glanz der Augen, die Röthe der abmagernden Wangen, die ganze Haltung der langen, schlanken Gestalt zeugte von der Gefahr.

Es war rührend den alten Vater zu sehen, wie er dastand und stille die Tochter betrachtete, mit Augen, die von vordringenden Thränen benebelt schienen. Es lag ein so stummer Kummer, ein so starkes Gefühl der Hülflosigkeit in seinem Ausdruck. Sie schaute dann mitunter auf und lächelte ihm freundlich zu wie

ein Sonnenschein, aber es war klar, daß die Wolke da war, daß sie im Zunehmen begriffen war, und daß alles Gold des Millionärs das Leben seines einzigen Kindes, seiner einzigen Erbin nicht zu erkaufen vermochte.

Die Reise, welche sie jetzt vorhatten, war jedoch ein Versuch dazu; sie gedachten zuerst nach Cuba, sodann nach Europa zu gehen. Ein schönes, blühendes junges Mädchen, eine Verwandte der Kranken, war ihre Gesellschaft.

Auch einige Schweden waren an Bord, auf dem Weg nach Chagres begriffen, von wo sie nach Californien abgehen wollten. Der eine von ihnen hieß Hörlin und war ein Neffe des Bischofs H. Er hatte ein gutmüthiges Gesicht und ein gebildetes Benehmen; er fuhr jetzt zum zweiten Mal nach dem Goldland, wo er sich durch Handel bereits ein nicht unansehnliches Vermögen erworben hatte.

Am Nachmittag des zweiten Tags bewölkte sich der Himmel und der Wind wurde stärker. Ich traute meinen Augen kaum, als ich hoch oben in den Wolken vor uns hohe Berge und Felsenspitzen, nicht unähnlich einer Nebelfestung mit Wällen und Thürmen sah, und man mir sagte, dieß sei Cuba. Wir konnten gleichwohl erst am folgenden Morgen dahin kommen. So hohe und kühne Berggegenden hatte ich im Westen noch nicht gesehen.

Die Nacht wurde stürmisch, aber es war sehr warm, und um Luft zu bekommen, hatte ich meine Fensterlucke geöffnet. Ich sah von meinem Bett aus dicht unter demselben den wolkenvollen Himmel und das stürmische Meer, wenn das Schiff in seinen heftigen Bewegungen bis zur Wasserfläche an meiner Seite herabgebracht wurde. Die Wogen schäumten und tosten dicht vor meinem Fenster. Sie kamen zuletzt in mein Bett herein. Aber das Wasser war so

lau, daß ich es im Anfang nicht bemerkte, und dann, als ich nur die Alternative hatte, das Fenster zu schließen und in der erstickenden Luft in der Cajüte zu leben, oder die weiche Meeresluft einzuathmen und von Zeit zu Zeit von der salzigen Woge eine Umarmung zu erhalten, da wählte ich das Letztere. Ich wurde tüchtig durchnäßt, fühlte mich aber ruhig und glücklich; ich stand auf Du und Du mit der Woge und dem großen Meer. Ich lag darin, wie ein Kind in seiner guten Wiege. Es konnte mir kein Leid anthun. Am nächsten Morgen lagen wir im Hafen von Havannah.

Die Brandungen hoben sich hoch und brachen sich gewaltsam an der vorspringenden Klippenspitze, wo die Festung Morro mit Wällen und Thürmen (worunter einer sehr hoch) emporragt und den schmalen Eingang in den Hafen Cubas vertheidigt. Aber in dem schönen, beinahe zirkelrunden Hafen lagen wir still wie in dem ruhigsten Wasserbecken, und die Sonne beglänzte eine Welt von neuen Gegenständen rund um mich her.

Da lag die große Stadt Havannah an der Küste entlang, rechts vom Eingang, mit niedrigen Häusern von allen Farben, blau, gelb, grün, orange, gleich einem ungeheuern Lager von hübschen Gläsern und Porcellansachen in einem Galanterieladen, und kein Rauch darüber, nicht die geringste Rauchsäule gab die Atmosphäre der Stadt, das Küchen- und Fabrikleben zu erkennen, an das ich bei den amerikanischen Städten gewöhnt gewesen war. Gruppen von Palmen erhoben sich zwischen den Häusern.

Eine Anhöhe links von uns war von einer Menge wunderlicher Pflanzen bedeckt, die hohen, grünen Candelabern mit vielen Doppelarmen glichen. Zwischen den grünen Höhen rund um den Hafen lagen Gruppen von Landhäusern und Haine von Cocuspalmen und andern palmartigen Bäumen, und über all dem ruhte

der klarste, mildeste Himmel, athmete man die lieblichste Luft. Das Wasser im Hafen glänzte krystallhell, und überhaupt schienen mir Luft und Farben von der reinsten Klarheit und Zartheit zu sein. Unter den Gegenständen, die ins Auge fielen, waren die Festung, wo die Staatsgefangenen sitzen, ein anderes Gefängniß und ein — Galgen. Aber die schönen wogenden Palmen und die grünen Höhen bezauberten meine Augen.

Kleine halbbedeckte Boote und Ruderer mit spanischen Physiognomien legten am Schiff an, um die Passagiere ans Land zu führen. Aber die Passagiere durften nicht landen. Es verlautete, daß ein gewisser Oberst White, nebst Lopez einer der Anführer bei dem früheren Räuberzug gegen Cuba, sich an Bord des Schiffes befinde, daß die spanischen Behörden auf der Insel einen Wink davon erhalten und den Passagieren sammt und sonders das Landen bis aufs Weitere verboten haben. Dieß war nicht sehr angenehm. Einige der Herren waren sehr erzürnt und ganz und gar nicht freundlich auf den Oberst White zu sprechen, der, eine lange, hoch aufgeschossene Gestalt mit rothem Gesicht, irischer Nase und unbekümmertem, gleichgültigem Wesen, jetzt seine Erscheinung auf dem Verdeck machte und daselbst auf- und abspazierte, mitten vor ihren zornigen Blicken eine Cigarre rauchend. Er beabsichtigte, sagte man, nach Chagres und von da nach Californien zu gehen.

Sechs Stunden mußten wir im Hafen liegen bleiben. Für mich waren sie nicht lang. Der Anblick der Ufer und der Gegenstände auf denselben war für mich so bezaubernd, das Wetter war göttlich, und wir hatten große Büschel von schönen goldenen Ananas an Bord bekommen. Artige Herrn tractirten damit und ich frühstückte mit Hochgenuß meine Lieblingsfrucht, für mich eben so angenehm und wohlthuend wie die troche Luft selbst. Auch Zuckerrohr wurde umher ge-

boten und von Liebhabern ausgesogen. Es war ein ächtes tropisches Frühstück im Sonnenschein auf dem Meere.

Endlich kam ein Boot mit der spanischen Flagge und verschiedenen Militärpersonen. Sie stiegen an Bord unseres Schiffes. Oberst White wurde auf die Seite geführt und ihm das Ehrenwort abgefordert, daß er nicht auf der Insel landen, sondern seine Reise nach Chagres fortsetzen wolle, ohne hier das Schiff zu verlassen. Ich sah verschiedene von den Offizieren (schöne Leute mit feinen Zügen) dem Räuberhauptmann Blicke zuwerfen und was für Blicke! Es funkelten spanische Dolche darin.

Die spanischen Herrn fuhren wieder ab und jetzt durften wir unschuldige Passagiere ans Land kommen. Einige freundliche Herrn sorgten für meine Landung, und dieß war nöthig, denn größere Schwierigkeiten, um ans Land zu kommen, als hier, habe ich nirgends gefunden. Ich wurde von einem amerikanischen Wirth Mr. Woolcott übernommen, der mich und meine Sachen ans Land, sodann nach dem Zollhaus und von da in sein Hotel führte, wo er mich comfortabel zu halten unserem ehrlichen Capitän des Philadelphia versprach. Und bald saß ich in einem freundlichen Saal mit Marmorboden an einer vortrefflich servirten Tafel in großer Gesellschaft, während die schöne Luft und das Licht durch offene Thüren und Fenster hereinströmten. Denn auf Cuba hat man keine Furcht vor dem Sonnenlicht.

Ich erfuhr hier, daß Jenny Lind noch in Havannah sei und erst in einigen Tagen abreisen werde. Ich schrieb ihr daher einige Zeilen und schickte sie mit meinem jungen Landsmann Hörlin ab, der mit Vergnügen das Briefträgeramt übernahm. Es war gegen Abend, und ich nahm darauf ein Licht und ein Glas Wasser und ging die Treppe nach meinem Zimmer

hinan, um mich zur Ruhe zu begeben. Aber kaum war ich einige Stufen hinangestiegen, als ich unten Jemand meinen Namen nennen hörte. Verwundert schaute ich mich um, und da stand am Fuß der Treppe am Geländer sich haltend eine Dame, die mit freundlich strahlendem Gesicht emporblickte. Es war Jenny Lind. Jenny Lind hier und dieser strahlende, frische, heitere Gesichtsausdruck, unvergeßlich für Jeden, wer ihn einmal bei ihr gesehen hat! Der ganze schwedische Frühling erblüht darin. Ich war hoch erfreut. In einem Augenblick war Alles vergessen, was zwischen mir und ihr früher vorgefallen war. Ich mußte sogleich hinabgehen, mich über das Geländer hinbeugen und sie küssen. Der angenehme junge Schwede, Max Hjortsberg, war bei ihr. Ich drückte ihm die Hand, aber Jenny Lind nahm ich mit mir auf mein Zimmer. Wir hatten uns nicht getroffen seit Stockholm, wo ich ihr einen europäischen Ruf prophezeite. Jetzt hatte sie ihn gewonnen, und noch in höherem Grad als bis jetzt irgend eine Künstlerin, denn das Lob und die Lorbeeren, die sie überall geerntet hat, gelten nicht blos ihrem Talent als Sängerin.

Ich verbrachte mit ihr jetzt den größern Theil der zwei Tage, die sie noch in Havannah blieb, theils daheim bei ihr, theils auf Ausfahrten in den schönen Promenaden rings umher, theils daheim bei mir, wo ich ihr Profil abzeichnete Und ich mußte sie wieder so unendlich lieb gewinnen. Unter den Palmen auf Cuba sprachen wir bloß von Schweden und gemeinschaftlichen Freunden daselbst und weinten zusammen über schmerzliche Verluste.

Wir sprachen viel von alten Freunden und alten Verhältnissen in Schweden, ja eigentlich von nichts Anderem, denn alles Andere, Ehre, Ruf, Reichthum, was sie außerhalb Schweden gewonnen, scheinen nicht die mindeste Wurzel in ihrer Seele geschlagen zu ha-

ben. Ich hätte jetzt gerne Etwas darüber gehört, aber sie hatte keinen Sinn dafür und keine Lust davon zu sprechen. Bloß Schweden, die alten Freunde und Religionsgegenstände standen hoch in ihrer Seele, und nur davon wollte sie sprechen.

Ich werde in gewissen Beziehungen nicht ganz klug aus ihr. Aber eine ungewöhnliche und vielfach überlegene Natur bleibt sie immer und dabei ist sie so frisch schwedisch. Jenny ist mit dem Trollhätta, mit dem Niagara und allen frischen, unmittelbaren Naturmächten verwandt, und die Wirkung, welche sie hervorbringt, ist ungefähr dieselbe, wie die Wirkung dieser Naturmächte.

Die Americaner sind entzückt über ihre Wohlthätigkeit. Ich kann sie hierin nicht bewundern, sondern bloß glücklich schätzen, daß sie dem Drang ihres Herzens folgen darf. Aber daß Jenny Lind bei all der Macht, deren sie sich bewußt ist, bei all der Gewalt, die sie ausgeübt hat, bei all dem Lob und der Verehrung, womit sie überhäuft wird, bei der Menschenmenge, die sie zu ihren Füßen gesehen hat, gleichwohl dabei geblieben ist, zu etwas Höherem über all dem und über sich selbst emporzuschauen, und daß sie diesem Höhern gegenüber sich selbst und alles das als gering betrachtet, dieser Blick, dieser Drang nach dem Heiligen und Höchsten, der unter manchen Veränderungen immer wiedergekehrt ist und sich als ein vorherrschender Zug bei Jenny Lind gezeigt hat, das ist in meinen Augen das Größte, Ungewöhnlichste und Beste an ihr.

Sehr, sehr liebenswürdig und angenehm war sie gegen mich, so daß es mich rührte. Ich hätte nie gedacht, daß wir unter den Palmen des Wendekreises einander so nahe kommen würden.

Bei ihr sah ich über Mittag ihre ganze Reisegesellschaft, Belletti, Mademoiselle Ahrström, Herrn

Barnum und seine Tochter u. s. w. Das beste Verhältniß schien zwischen ihr und ihnen vorzuwalten. Sie lobte sie Alle und rühmte Barnums Benehmen gegen sie sehr. Sie hatte jetzt aufgehört auf Cuba Concerte zu geben; sie erlabte sich jetzt an der Ruhe und an der schönen tropischen Natur und Luft. Mir sang sie unaufgefordert (denn ich wollte sie nicht bitten zu singen) das Lindbladsche Lied: Spreche ich, so hörst du mich u. s. w und ihre Stimme schien mir so frisch und jugendlich wie früher.

Eines Tags führte sie mich zu Wagen nach dem Garten des Bischofs, einer schönen parkartigen Anlage bei Havannah, wo sie sichs angelegen sein ließ, mir den Brodbaum und andere tropische Gewächse zu zeigen, was ihren frischen Natursinn bewies. Abends fuhren wir auf der prachtvollen Promenade el Passeo de Isabella seconda, die gewiß eine halbe schwedische Meile weit durch breite Alleen mit Palmen und andern Tropenbäumen führt, durch viele Blumengruppen, an Marmorstatuen und Springbrunnen hin und eine der schönsten Promenaden ist, die man sich nur denken kann, zumal unter Cubas klarem Himmel. Der Mond war im Zunehmen und schwamm gerade wie ein kleines Boot über dem westlichen Horizont. Jenny Lind machte mich auf seine verschiedene Stellung hier und bei uns, wo der Neumond immer in geneigter Richtung über der Erde steht, aufmerksam. Der ganze Ring des Mondes kam ungewöhnlich klar zum Vorschein.

Dieser beginnende sanfte Mondschein über den grünen, wogenden Feldern mit ihren Palmengruppen war unbeschreiblich schön.

Ich meinte zu finden, daß Jenny Lind ihres Reiselebens und ihrer Reise als Sängerin müde sei. Sie wünschte offenbar ein Leben von stillerem und tieferem Inhalt. Wir sprachen von Ehe und häuslichem Leben.

Ganz gewiß steht Jenny Lind eine Veränderung dieser Art bevor. Aber wird dieselbe ihre Seele ausfüllen, wird sie ihr genügen? Ich zweifle daran.

Gestern reiste sie in melancholischer und nicht sehr glücklicher Stimmung nach New-Orleans ab. Das Schiff, mit welchem sie ging, war überfüllt mit Californienfahrern (man sagte 400 Personen), die nach New-Orleans zurückkehren wollten. Und Jenny Lind hatte kurz vorher gerüchtweise erfahren, daß Capitän West, der sie von England nach America herübergeführt hatte, auf einer unglücklichen Seefahrt umgekommen sei. Alles das bedrückte sie und meine Zusprüche — ich ging an Bord des Schiffes, um Abschied von ihr zu nehmen, um ihr Glück zu wünschen und ein Rosenbouquet zu schenken, — sowie die Zuvorkommenheit des Capitäns, der ihr seine Cajüte und den Salon anbot, wo sie über dem Verdeck, ungestört von den Californienfahrern unten, leben könnte, vermochten sie nicht aufzumuntern. Sie blieb blaß und einsylbig. Sie sah meine armen Rosen kaum an, obwohl sie schön waren, die schönsten, die ich in Havannah bekommen konnte. Aber als ich wieder in meiner kleinen Gondel saß und mich bereits vom Schiff entfernte, da sah ich auf einmal Jenny Lind sich über das Geländer hin gegen mich vorbeugen. Und all die schönen regelmäßigen Gesichter des Westens erblaßten vor der strahlenden, lebensvollen Schönheit im Ausdruck des Gesichtes, das ich hier in Thränen gebadet, die Rosen küssend und in seinem leuchtenden Blick einen ganzen Sommer von reichem, entzückendem, innig warmem Leben ausstrahlen sah.

Und sollte ich in Zukunft Jenny Lind nie wieder sehen, so werde ich sie künftig immer so sehen, immer so lieben.

Ich bin jetzt im siebenten Tag in diesem ganz guten, aber sehr theuern Hotel. Ich bezahle fünf Dollars täglich für meine Kost und ein Stübchen, das man sich nicht dürftiger denken kann, und in ein paar Tagen muß ich sechs Dollars bezahlen oder mein Stübchen mit irgend einem unbekannten Gaste theilen. Denn in ein paar Tagen wird ein Dampfschiff mit neuen Gästen aus New-Orleans erwartet. Ich habe mich deßhalb nach einer neuen Wohnung erkundigt. Inzwischen haben freundliche Menschen, theils Deutsche, theils Engländer und Americaner, auch hier sich meiner angenommen, sie denken darauf es mir angenehm zu machen, und ihrer Sorgsamkeit habe ichs zu verdanken, daß ich morgen auf ein paar Tage in eine ländliche Wohnung ziehen werde, ganz nahe bei dem schönen Garten des Bischofs, wo ich dann frei und ungestört mit den Bäumen und Blumen Cubas Bekanntschaft machen kann. Ist das nicht angenehm? Ist mein kleiner Reisekobold nicht recht artig?

Meinen Tag habe ich bisher folgendermaßen zugebracht: Morgens um halb Acht kommt Mrs. Mary zu mir mit einer Tasse Caffee und einem Waizenbrödchen, das ganz appetitlich aussieht. Und Mrs. Mary ist eine Irländerin, eine der gemüthlichsten, artigsten, sorgsamsten, gutmüthigsten und freundlichsten Frauen, die man sich nur denken kann, und sie ist der größte Schatz dieses Hotels, wenigstens für mich. Mrs. Marys Gutmüthigkeit und freundliche Sorgsamkeit macht, daß ich hier das Gefühl einer Heimath habe und mir unendlich wohl gefallen würde, wenn es nicht so unmenschlich theuer wäre.

Nachdem ich meinen Caffee getrunken und mein Brod gegessen habe, gehe ich aus, zuerst nach der Plaza de Armas, wo der Gouverneur, der Intendant und der Großadmiral, die drei großen Würdeträger auf der Insel, ihre Paläste haben, welche drei Seiten

des Marktes einnehmen, während die vierte aus einer baumbepflanzten Einzäunung besteht, durch deren Eisengitter man eine Marmorbüste auf ihrem Piedestal und hinter ihr eine Capelle sieht. Dieß ist der Platz, wo Columbus zum ersten Mal die katholische Messe auf der Insel lesen ließ. Die Büste ist sein Bild und steht nebst der Capelle zur Erinnerung an diesen ersten Gottesdienst da. Mitten auf dem Markt steht eine große, weiße Marmorstatue von — Carl V., glaube ich, und um sie herum einige hohe, prächtige Königspalmen, wahre Könige unter den Bäumen, und rings herum liegen kleine Felder mit andern Bäumen und Gebüschen. Unter diesen habe ich Bäume bemerkt, deren Laub und Kronen große Aehnlichkeit mit unsern Linden besitzen, obschon sie nicht groß sind, und feuerfarbige Blumen, nicht unähnlich unsern indianischen Kressenblumen, aber dunkler, so wie Gebüsche, welche dieselbe Art von Blumen haben und auf deren Stämme kleine, grüne, zierliche Eidechsen umherspringen und mich ganz ruhig anschauen, wenn ich sie anschaue. Hier stehen eine Menge weißer Marmorbänke, auf denen man im Schatten der Palmen sitzt. Aber sie geben keinen großen Schatten und man muß die Zeit und den Ort abwarten, wo ihre stolzen Kronen auf eine kleine Weile Schutz gegen die Sonne gewähren. Aber es ist ein Vergnügen ihre Zweige sausend im Winde wogen zu sehen; ihre Bewegungen sind so majestätisch und zugleich so graziös.

Später gehe ich auf eine Esplanade oder hohe Terrasse, la Cortina de Valdez (der Mittelwall des Valdez) genannt, am Hafen entlang, auf der entgegengesetzten Seite vom Morro. Dieß ist ein beschränkter Spaziergang, der aber die schönste Aussicht darbietet. Und hier wandle ich den Seewind trinkend und sehe die Wogen vom Meer her, selbst wenn es ruhig ist, in hohen weißschäumenden Brandungen am Felsen

Morro sich brechen, welcher die Unruhe des Meeres ausschließt und den Hafen ruhig macht; sehe durch die Oeffnung des Hafens die weißen Segel über das große blaue Meer hinfliegen, sehe kleine Eidechsen herumspringen oder da sitzen, und sich auf der niedrigen Mauer an der Esplanade entlang dem Meere zu sonnen, und weiße Tauben herabfliegen und trinken aus einem weißen Marmorbecken unter einem schönen zu Ehren des Valdez errichteten Monument, welches die Promenade abschließt. Ein heller Wasserstrahl springt immer aus der Marmorwand des Monuments in das Bassin.

Um halb Zehn gehe ich wieder nach Haus und nehme das zweite Frühstück in großer Gesellschaft in dem hellen Marmorsaal an reich besetzter Tafel ein; aber ich verzehre außer Caffee bloß meine liebe Carolina-Reisgrütze und ein Ei. Sodann gehe ich auf mein Zimmer und schreibe Briefe, zeichne oder male bis zum Mittag. Nachmittags kommt der eine oder andere meiner neuen Freunde her und holt mich in seiner Volante (Cubawagen) zu einer Fahrt außerhalb der Stadt, auf einer ihrer schönen stattlichen Promenaden. Abends nach dem Thee gehe ich auf das Dach des Hauses, das wie alle Häuser hier platt ist, Azoteon genannt wird und von einer niedrigen Mauer oder einem steinernen Stacket umgeben ist, worauf Urnen von einer grauen Steinart mit grünen, hohen Verzierungen und vergoldeten, ehernen Flämmchen stehen. Hier gehe ich allein bis spät in der Nacht, betrachte den Sternenhimmel über mir und die Stadt unter meinen Füßen. Das Morrolicht — so nennt man das Licht des hohen Leuchtthurms auf der Morrofestung — wird angezündet und leuchtet gleich einem großen strahlenden Stern mit dem klarsten Schein über Meer und Stadt. Die Luft ist lieblich und still, sie athmet bloß wie ein schlafendes Kind, und um mich her höre

ich mitunter das anmuthigste, hellste Gezwitscher, dem unserer Sperlinge ähnlich, aber klarer oder milder klingend. Man sagt mir, es komme von den kleinen Eidechsen, die sich in so großer Menge vorfinden und hier Stimme bekommen haben.

Die Stadt hat ein höchst eigenthümliches Aussehen. Die Häuser sind niedrig, nie über zwei niedrige Stockwerke hoch, die Straßen eng, so daß eine Menge Leinwandtücher, welche Budenschilde vorstellen, von der einen Häuserreihe bis zur andern herüber hängen. Die Mauern der Häuser, Paläste und Thürme sind blau, gelb, grün, orangefarbig angestrichen, und man sieht oft Frescomalereien. Man fürchtet die weiße Farbe und den Sonnenschein darauf für die Augen. Man sieht keine Rauchsäule, keine Schornsteine. Ueberall platte Dächer mit steinernen oder eisernen Stacketen und Urnen mit ehernen Flämmchen. Ich begreife nicht, wohin das Feuer und der Rauch ihren Weg nehmen. Die Atmosphäre der Stadt ist krystallhell. Die engen Straßen sind nicht mit Steinen gepflastert, und wenn es geregnet hat, wie dieß ein paar Tage in Strömen geschah, so entstehen ungeheure Pfützen und Gruben; wenn es trocken ist, wiederum viel Staub. Kleine Trottoirs, selten breit genug, daß zwei Personen an einander vorbei gehen können, ziehen sich an den Häuserreihen entlang.

Auf den Straßen springen und drängen sich nach allen Richtungen eine Art großer Insekten, mit ungeheuren Hinterbeinen und einer langen Nase, auf welcher ein hohes schwarzes Horn oder eine thurmartige Erhöhung sitzt. So nämlich kamen mir die cubanischen Equipagen oder Volanten, welche das einzige Fuhrwerk Havannahs ausmachen, zuerst vor. Und willst Du sie näher beschauen, so sehen sie aus wie eine Art von Cabriolets, aber die zwei ungeheuren Räder sitzen hinter dem Wagenkorb selbst. Dieser ruht auf Federn

zwischen den Rädern und dem Pferd, das ihn zieht. Auf dem Pferd, das ein gutes Stück von dem Wagenkorb entfernt ist, reitet der Kutscher, immer ein Neger, in großen hinausstehenden Reitstiefeln. Er wird Calashero genannt und ist zuweilen, gleich dem Pferd, reich mit Silber behangen, man sagt, manchmal im Werth von mehreren tausend Dollars. Die ganze Equipage ist ungewöhnlich lang und erinnert an eine Schnacke.

Wenn die Volante sehr aufgeputzt ist oder auch zu längeren Reisen bespannt wird, so hat sie zwei, auch drei Pferde. Das zweite Pferd befindet sich zur rechten Hand des Calashero und springt ein wenig vor dem Sattelpferd. Du siehst dann zuweilen zwei oder drei Signoren darin sitzen, immer in bloßem Haar, zuweilen mit Blumen darin, mit bloßen Armen und Hälsen, in weißen Florkleidern, wie zum Ball angezogen. Wenn sie zu drei sind, so sitzt die jüngste in der Mitte, etwas vor den zwei andern. Dieß ist ein allerliebstes Bouquet von lebendigen Blumen. Man sieht es oft Nachmittags auf den Promenaden oder Abends, wenn Musik da und viel Volks versammelt ist. Nur selten sieht man einen Schleier über Kopf und Hals, beinahe niemals einen Hut. Zeigt sich ein solcher, so gehört er einer Ausländerin.

Als ich zum ersten Mal die schwankenden Bewegungen der Volante auf den Straßen sah, da dachte ich: das muß ein schrecklich unbequemes Fuhrwerk sein. Als ich darin saß, meinte ich auf Wolken zu schaukeln. Ich habe niemals eine weichere Bewegung empfunden.

Die creolischen Damen (die eingebornen der Insel) suchen keinen Schutz vor der Sonne oder dem Wind. Sie bedürfen dessen auch nicht. Nach der Mittagszeit, wenn die Brise vom Meer her kommt, ist die Luft nicht heiß, auch brennt die Sonne hier nicht, wie auf dem Festland. Die Haut der Creolinnen ist blaß,

aber ohne Kränklichkeit; sie hat eine weiche, helle Olivenfarbe, die ihnen, nebst ihren schönen, dunkeln, aber dennoch weichen Augen, etwas sehr Einnehmendes verleiht. — Die Priester in langen Kutten, in großen, curiosen Hüten, sieht man zu Fuß gehen. Der größere Theil der Bevölkerung auf den Straßen besteht aus Negern und Mulatten; auch in den Buden sieht man Mulatten als Verkäufer, besonders in den Cigarrenläden. Ueberall sieht man Cigarren rauchen, besonders eine Art kleiner Cigarren oder Cigarritos. Die farbige Bevölkerung scheint sich im Tabaksrauch zu berauschen. Oft sehe ich Neger und Mulatten halbschlafend mit der Cigarre im Mund vor der Bude sitzen. Der Calashero steigt, wenn er vor einem Hause warten muß, ab, setzt sich in der Nähe des Fuhrwerks, raucht und schlummert ein wenig im Sonnenschein. Aber wohin nimmt all der Rauch seinen Weg? Man sieht ihn nicht. Er muß von der Seeluft absorbirt werden.

Aber ich muß meinen Tag schließen. Nachdem ich bis gegen Mitternacht auf dem Azoteon gewandelt oder gesessen und die Luft, die mir hier ein eigenthümliches, heilkräftiges, wohlthätiges Leben zu haben scheint, so wie eine Ananas, denen eine ähnliche Kraft innewohnt, genossen habe, begebe ich mich auf mein Zimmer und lege mich zur Ruhe in mein Zeltbett, das beinahe keine Tücher hat, wo ich aber vortrefflich ruhe und schlafe beim Säuseln des Windes, der durch das eiserne Gitter mit Thüren und Fenstern, die weder durch Glas, noch durch Läden verschlossen sind, hereinspielt.

Mein Zimmer hat, nebst einer Reihe anderer Zimmer, einen Ausgang auf das Dach, was mir sehr angenehm ist, da ich jeden Augenblick da Luft schöpfen kann, und von meinem Dach aus habe ich nur noch eine kleine Treppe bis hinauf zu dem eigentlichen Azoteon. Das Azoteon ist der vornehmste Versammlungs-

platz der cubanischen Familien, wenn sie am Abend den Seewind genießen wollen.

Ich muß Dir jetzt Einiges von den Familien erzählen, die sich in Güte meiner annehmen. Es sind dieß vor allem eine Familie Tolme, ein hochgeachtetes Handelshaus in der Stadt, und ein junges Paar, Herr und Frau Schaffenberg, Tochtermann und Tochter von Herrn und Frau Tolme. Herr Tolme ist ein Engländer und war auf Cuba Agent des Rothschildschen Hauses in London, hat aber jetzt das Geschäft auf seinen Tochtermann, Herrn Schaffenberg, einen Deutschen, übertragen. Er ist ein alter, aber noch jugendlicher Mann, sein Gesicht und sein ganzes Wesen verkünden Wohlwollen und gute Laune; er ist ein heiterer und munterer Gesellschafter. Seine Frau stammt von dänischen Eltern; sie ist auf der dänischen Insel St. Croix geboren, war früher eine große Schönheit, und ist noch jetzt mit ungefähr 50 Jahren ein ganz hübsches Weib, mit feinen Zügen und einem Ausdruck von Güte, der mich bezaubert. Das Haus ist voll von schönen Kindern, vier Söhnen und fünf Töchtern. Besonders sind die Töchter schön, und die zwei ältesten, die verheirathet sind, haben etwas unendlich Anmuthiges. Sie können wegen der feinen Schönheit ihrer Züge und der Anmuth ihrer Gestalten mit Fanny und Charlotte Franzen verglichen werden; die jüngste von ihnen ist hellfarbig und hübsch, wie eine nordische Jungfrau. Der älteste Sohn des Hauses hat aus England eine junge Schönheit heimgeführt, blühend, wie nur Europa's Töchter es sind; und das ganze Haus ist voll von Schönheit und Liebe und Freude; Neuvermählte und Neuverlobte, Liebesgezwitscher und Liebesblicke in jeder Ecke. Die Familie hat überdieß einen heitern Gesellschaftskreis, wo muntere Herren aus Europa, Deutsche, Engländer, Schot-

ten und Franzosen, musiciren und sich tüchtig lustig machen.

Vorgestern führte mich die gute Frau Tolme in ihrer Volante auf Schaffenbergs Villa in einem Dorf, ein paar Meilen von Havannah. Es war eine schöne Gesellschaft versammelt; sie war nicht eingeladen, sondern nur gekommen, weil dieß der Empfangsabend im Hause war. Man hatte lebende Bilder, Musik und Tanz. Die ausgezeichnet schönen Damen, die in den Costümen der Gemälde wahrhaft entzückend waren, die artigen, muntern Herren die gute Musik (die jungen Schwestern Tolme singen hübsch), der cubanische Contretanz und seine so eigenthümliche Musik, so treu bezeichnend für den Charakter und das Leben der Creolen, ein weiches, spielendes, genußreiches und doch wehmüthiges Leben, worin mir die Hauche des Seewinds, die Zweige der Palmen zu säuseln und zu schwanken schienen, der heitere freie Umgangston, die vielen Sprachen, die gesprochen wurden, der schöne Abend. die sanften Nachtwinde, die da wehten, und die Sterne, welche in der finstern Nacht durch geöffnete Thüren und Fenster hereinblickten, alles das machte diesen Abend zu einem der schönsten und vollkommensten Feste, denen ich angewohnt habe. Da war keine Mühe und kein Zwang; man ruhte, genoß und belustigte sich auf einmal.

Ich habe ein paarmal der Morgenmesse in der Domkirche dahier angewohnt und habe recht großes Priesterspectakel und die Priesterherrlichkeit in vollem Flor gesehen. Man glaubt sich hier um zwei oder drei Jahrhunderte zurückversetzt. Betende sah ich beinahe gar keine in der Kirche. Die Priester schritten in Procession einher, räucherten, zündeten Lichter an, und beschäftigten sich mit vielen kirchlichen Ceremonien, aber augenscheinlich ohne Andacht. Aber die Musik

betete; die Musik war schön und voll von inniger Andacht. Ein frommer und inspirirter Geist hatte seine Seele ihr eingehaucht, und ich betete mit ihr. Die Domkirche ist schön und hell, obschon nicht groß. Es sind einige Gemälde da, die mir Vergnügen machen. Eines von ihnen stellt die Geister im Fegfeuer dar; über den Flammen schwebt die Madonna mit dem Kind, erbarmungsvoll herabblickend. Einige Seelen bemerken sie, werden von ihrer Schönheit ergriffen, und während sie zu ihr emporschauen und unwillkürlich anbeten, erheben sie sich aus den Flammen, ohne es selbst zu bemerken.

Ein anderes Gemälde zeigt die heilige Jungfrau, die auf der Erdkugel steht. Ihr Blick ist im Himmel, ihr Gebet, ihre ganze Seele lebt da, und ohne daran zu denken, tritt sie auf die Schlange, die über die Erde hinschleicht. Diese Gemälde sind offenbar aus einer Zeit von tiefem geistlichem Leben.

Die Gebeine des Columbus ruhen in der Domkirche; eine weiße Marmortafel in der Wand neben dem Chor zeigt den Platz. Sie enthält auch seinen Kopf in Basrelief; unter demselben sind einige Symbole von sehr gewöhnlichem Schlag, und unter diesem eine Inschrift, matt, platt und schlecht zusammengesetzt, des Inhalts, daß sein Staub hier ruhe, daß aber sein Ruf durch mehrere Jahrhunderte leben werde.

Ich besuchte eines Tags die Kirche mit Mr. Vassar und wurde dahin von einem Jüngling geleitet, der zu den jungen Priestern der Kirche zu gehören schien. Als er hörte, daß Mr. Vassar in Jerusalem gewesen, wurde er ganz vergnügt, hörte so angelegentlich seine Erzählungen von dem heiligen Grab und den heiligen Orten in der Nähe der Stadt, und zeigte uns mit solchem Eifer alles Merkwürdige in der Kirche, daß es eine wahre Freude war ihm zuzusehen.

Dieser Jüngling hatte offenbar noch ein unverdorbenes Gemüth und einen festen Glauben.

Gestern, während einer großen Procession in der Kirche und eines großen Handkusses bei dem Bischof, der ein schöner Prälat mit fetten, weißen, von blitzenden Juwelen bedeckten Händen war, sah ich einen der vornehmen Herrn (ich glaube, daß es der Admiral war) lachen, während er vor dem heiligen Vater niederkniete und Miene machte seine Hand zu küssen; aber es ist wahr, daß der Bischof ebenfalls lächelte. Beide wußten, daß es ein Spectakel war. Die Costüme der priesterlichen und der Beamtencorporation, die in Lehnstühlen einander gegenüber in der Kirche saßen, waren pittoresk und so imposant und kleidsam, als sie in gegenwärtiger Zeit nur sein können. Und ich bin weit entfernt mich aller Einwirkung davon erwehren zu können, so lange ich wenigstens nicht gesehen habe, daß es bloß betrügerische Masken sind.

Ich höre viel über die Regierung auf der Insel, über Monopole, Ungerechtigkeiten und officielle Räubereien nach allen Seiten, verübt von Beamten und Advocaten, klagen. Man sagt, daß sie buchstäblich den Antheil der Erben und Waisen verschlucken. Ich habe beinahe unglaubliche Geschichten davon gehört. Jetzt hofft man Gutes von dem neuen Gouverneur, General Concha, der vor zwei Monaten aus Spanien hieher gesandt wurde, und ein braver, ehrenhafter Mann sein soll. Der in der letzten Zeit abgesetzte Gouverneur zeichnete sich durch Erpressungen aus, die ihn zu einem reichen Manne machten. Die Priester werden als ganz unpriesterlich geschildert und sollen größtentheils in offenem Streit mit ihren Gelübden leben; die Religion ist so viel wie todt. Der Sklavenhandel wird noch immer betrieben, obschon im Geheimen. Die Regierung weiß davon, aber sie bekommt 30 oder 40 Pesos (Dollars, für jeden Skla-

ven, der aus Afrika eingeführt wird, und da drückt sie die Augen zu, ja sie soll den Handel sogar begünstigen.

Ach daß dieses irdische Paradies so von der alten Schlange vergiftet sein muß!

Serro, den 10. Februar.

Seit drei Tagen befinde ich mich in einer ländlichen Wohnung, in einem kleinen Dorfe oder Marktflecken Serro, ein paar Meilen von Havannah, bei einer deutschamerikanischen Familie Schneidler, die mich freundlich auf einige Tage eingeladen hat, damit ich, wie ich so sehr wünschte, mit dem Land und mit dem ganz nahe an ihrem Haus gelegenen schönen Garten des Bischofs Bekanntschaft machen könnte. Ich habe ein neugebautes Häuschen, bestehend aus zwei luftigen Zimmern, für mich allein. Unter dem Fenster meines Schlafzimmers steht eine kleine Gruppe üppiger Bananasbäume mit schönen Früchten und sammtweichen, hellgrünen, ellenbreiten Blättern, die im Winde wogen, und unmittelbar vor dieser Gruppe braust ein kleiner Bergstrom. Jenseits unseres Gärtchens und ihm gegenüber erblicke ich innerhalb einer blauangestrichenen Mauer auf einem Hügel Gruppen von herrlichen Cocospalmen, Pappeln und Bambusbäumen; unter ihnen springt in prächtigem Marmorbassin eine Wasserkunst. Das ganze Dorf besteht aus Gärten und kleinen Häusern, und außerhalb derselben liegen weite Felder, überdeckt von Königs- und Cocos-

palmen, wie auch von mehreren Baumarten, deren Namen ich noch nicht kenne.

Die erste Nacht, wo ich hier in meinem kühlen Zeltbette lag, den Strom brausen und die Bananenblätter vor meinem Fenster sausen hörte und mich von den lieblichen Nachtwinden wie von Engelsschwingen umweht fühlte. war für mich bezaubernd schön, so schön, daß ich kaum schlafen konnte. Ich mußte mehrere Male aufstehen, um Himmel und Erde zu betrachten. Da sah ich eine Constellation von unvergleichlicher Pracht und Herrlichkeit über der Anhöhe mit den Cocospalmen hinschreiten. War es das Schiff Argo oder das Sternbild des Schützen? Ich weiß es nicht. Ich habe noch nicht ausgemittelt, welche Sternbilder der südlichen Hemisphäre hier gesehen werden können, und ich habe noch Niemand getroffen, der es mir zu sagen vermöchte. Man denkt hier weit mehr an Handel und Vergnügen als an die Sterne. Gewiß ist, daß ich noch niemals eine prachtvollere Constellation gesehen habe. Als die Morgenröthe mit schönem Gold und rosenfarbigen Federwolken anbrach, mußte ich wieder aufstehen und sie begrüßen. Da sah ich den Morgenstern so wunderbar klar und groß über der Erde stehen. Ich weiß nicht warum, aber er machte einen wehmüthigen Eindruck auf mich. Er erschien mir als ein Auge, das voll von klarem, aber melancholischem Wissen, mit tiefem, reinem Ernst still auf die Erde herabschaute. Er wußte von der Erde Sünden und Sorgen. Der klare Stern stand über der schönen Insel wie ihr klares, vorwurfsvolles Gewissen.

Es hatte seit ein paar Tagen sehr heftig geregnet und gewittert, aber der Morgen war hell und schön, und ich wollte durchaus nach dem Frühstück den bischöflichen Garten besuchen, der bloß einige Minuten von unserem Serro abliegt. Mrs. S. sagte:

„Sie werden nicht hinkommen können. Sie werden im Boden stecken bleiben, da er vom Regen jetzt ganz aufgeweicht ist.“ Ich wollte ihr nicht glauben, sondern begab mich an Ort und Stelle. Aber sie hatte Recht; ich konnte wirklich nicht fortkommen; bei jedem Schritt klebten meine Füße in einem dicken röthlichen Erdteig fest, von dessen Beschaffenheit ich nie eine Idee gehabt habe. Ich mußte wieder umkehren und warten, bis die Sonne die Erde getrocknet hatte, was schnell genug vor sich geht. Die Regenschauer, die mich auf Cuba empfangen und beinahe etwas böse gemacht hatten, sind, sagt man, Abschiedsgrüße der nassen Jahreszeit, die jetzt zu Ende geht und für die trockene (la seca) Platz macht, welche bis in den Mai hinein währt. Gestern schien die Sonne den ganzen Tag, und heute, heute habe ich im bischöflichen Garten, lustwandelnd unter Palmen, Bambus und mannigfachen schönen Tropenbäumen, unter prächtigen, ungewöhnlichen Blumen und Schmetterlingen den herrlichsten Morgen gefeiert, allein ein lobpreisender Geist unter den stummen Naturgeistern. Ach, da der Schöpfer uns schon hier auf Erden eine solche Schönheit schauen, eine solche Freude empfinden läßt, was hat er nicht von den Schätzen seines Reichthums für seine vom Staub befreiten, auferstandenen Kinder jenseits des Grabes?

Die Schönheit dieser Bäume und Blumen, die Lieblichkeit dieser Luft läßt mich eine Herrlichkeit der Schöpfung, eine Fülle des Daseins ahnen und gibt mir ein Gefühl von Naturleben, das Alles übersteigt, was ich bis jetzt empfunden habe. Wenn die Natur in einer vollendeten Welt ein Lobgesang von Schönheit, von harmonischer Größe und Lieblichkeit ist, wie wird da nicht das Leben empfunden werden, wie werden wir nicht lobpreisen?! . . . . Wir sind nicht kühn genug, wir sind zu kleingläubig in unsern Blicken ins

Himmelreich, jenseits des Todes; wir besitzen zu wenig Phantasie in unsern Ideen von der Macht und dem Reichthum des Schöpfers.

Cubas Palmenalleen, seine Bambushaine, die gelben Jasmine, die sich in duftenden Ranken von Stamm zu Stamm warfen, die liebliche, vom reinsten Leben erfüllte Luft, Alles flüsterte mir diesen Morgen Ahnungen und Gedanken darüber zu. Und ich ging allein durch die stattlichen Alleen in den stillen Hainen, wo hundert prächtige, mir unbekannte Schmetterlinge aus dem feuchten Gras aufflatterten, und ich pries Gott im Namen aller Wesen. Wie glücklich war ich nicht diesen Morgen!

„Aber die Sklaven! die Sklaverei rings um dieses Eden!" wirst Du sagen. Ja, ich weiß. Allein die Sklaverei wird vergehen und die Kette der Sklaven wird abfallen, aber Gottes Güte und Herrlichkeit währt ewig. Ich lebte hier in ihrer Anschauung. Der Sklave wird es dereinst auch thun.

Der Garten, oder richtiger der Park, ist sehr verwahrlost seit dem Tode des alten Bischofs und seit ein schrecklicher Orkan (tornado) im Jahr 1846 das bischöfliche Haus, wovon nur noch eine Ruine übrig ist, zerstört und eine Menge von Bäumen und Statuen beschädigt hat. Aber ich freue mich über den weniger gepflegten Zustand des Parkes, denn dadurch wird er einer schönen Natur ähnlicher.

Ich bleibe wohl noch einige Tage hier, um dem schönen Park Gesellschaft zu leisten, sodann reise ich nach Havannah zurück, wo die liebenswürdige Familie Tolme mich als Gast eingeladen und ein Zimmer für mich in Bereitschaft gesetzt hat. Ich werde dann auch mit dem Botaniker Don Felipe Poe Bekanntschaft machen und von ihm Einiges über die Bäume und Wurzeln der Insel erfahren. Hierauf werden wir sehen, wie sich meine Angelegenheiten ferner gestalten.

Gestern war ich über Mittag bei Schaffenbergs auf ihrer Villa; es wurde ein ausgesuchtes Mahl servirt auf der offenen Veranda gegen den Garten hin, die uns eine herrliche Aussicht über die Insel darbot. Der Garten war, wie andere schöne Gärten, die ich hier gesehen habe, sehr zierlich, aber steif. Palmen von mehreren Arten, prächtige Blumenreihen, wohlgesandete oder gepflasterte Wege, Marmorbassins mit Goldfischen darin u. s. w. Ein schöner Junge von zwei Jahren ist des Hauses bester Schatz. Abends war ich bei der Familie Tolme, sah junge Liebende und munteres junges Volk nach Herzenslust tanzen und hörte wieder diese bezaubernde cubanische Tanzmusik. Sie hat eine gebrochene, besondere, aber höchst lebensvolle rythmische Bewegung. Mein freundlicher, angenehmer Wirth, Herr Schneidler, spielt sie mit deutschem Musiktalent auf dem Fortepiano.

Serro, den 12. Februar.

Gestern war Sonntag, und obschon unser Dörfchen nicht in die Kirche ging, denn es hat keine, so sah es doch ganz festtäglich aus, und zur Mittagszeit hörte ich von verschiedenen Seiten her den lebensvollen Rythmus der africanischen Trommel, nicht unähnlich dem Getöne der Dreschflegel in unsern Dörfern, wenn gedroschen wird, nur daß hier weit mehr sprühendes Leben ist. Es war ein Zeichen, daß die freien Neger jetzt ihre Tänze auf ihren Versammlungsplätzen in der Gegend hatten. Mein Wirth hatte die Güte mich nach einem derselben, ganz nahe bei unserem Serro zu be-

gleiten. Hier in einem Saal, der einer großen Wirthsstube bei uns glich, sah ich drei Neger, nackt bis auf den Gürtel, mit wilden, energischen Figuren und Gesichtern, munter und kräftig die Trommel schlagen. Die Trommeln bestanden aus ausgehöhlten Baumstämmen, über welche man ein Fell gespannt hatte. Auf das gespannte Fell trommelten die Neger theils mit Schlägeln, theils mit den Händen, Daumen und Handwurzeln mit merkwürdiger Fertigkeit und einer wilden, artistischen Vollendung, die ich eine vollendete Naturkunst nennen möchte. Sie trommelten, wie die Biene surrt, wie der Vogel singt und der Biber baut. Tact und Rythmus, die man zuweilen wechselte, waren meisterhaft; man kann sich keine natürlich vollendetere, lebensfrischere Bestimmtheit in dem beständig gleichen Tacte denken. Die Trommeln hielten sie zwischen ihren Knieen. An den Handwurzeln trugen sie große Kugeln, von innen mit Steinen und andern rasselnden Dingen angefüllt, von außen mit einer Quaste von Hahnenfedern geschmückt. Die Hauptsache schien zu sein, soviel Geräusch als möglich zu Stande zu bringen. Einige tanzende Paare fanden sich ein, Damen von verschiedenen Farbenschattirungen, in nachläßigem Aufzuge, Männer (Neger) ohne sonderlichen Aufputz und beinahe ohne Kleidung auf dem oberen Theile des Körpers. Ein Mann nahm ein Weib bei der Hand, und so begannen sie zu tanzen: sie, indem sie sich mit niedergeschlagenen Augen auf einem Fleck herum drehte; er, indem er sie mit einer Menge zärtlicher Cabriolen umgab, worunter die hübschesten Purzelbäume und Volten, die wegen ihrer Kühnheit und Geschmeidigkeit Bewunderung verdienten. Andere Neger erhoben dabei von Zeit zu Zeit wilde Rufe und schlugen mit Stöcken auf Wände und Thüren. Die trommelnden Neger schwitzten und sahen verzweifelt eifrig aus. Da der Saal sich mit Leuten zu füllen

begann, so wollte ich meinen Wirth und sein Töchterchen nicht lange aufhalten, aber ich werde alles Mögliche thun, um diese africanischen Tänze mit ihrem eigenthümlichen wilden Leben, das zu gleicher Zeit so regellos und dennoch so rythmisch ist, noch öfter zu sehen.

Während wir nach unserem Serro zurückkehrten, hörten wir von mehreren Seiten her die dumpfen Töne der wilden Trommeln. Es sind jedoch blos die freien Neger auf der Insel, die um diese Zeit ihre Tänze halten. Auf den Plantagen wird über die ganze Zeit der Seca das Zuckerrohr gemahlen, und die Negersclaven dürfen nicht tanzen, ja kaum genug schlafen. Aber auf Cuba befindet sich eine ganze Menge freier Neger.

Als wir wieder ins Dorf kamen, begegneten uns zwei junge Männer, die unterwegs auf Guitarren eine fröhliche Melodie spielten. Sie wurden von andern jungen Männern begleitet. Auf diese Art wurde irgend ein Geburts- oder Namenstag gefeiert. Ein schöner, poetischer Brauch!

Ich bin hier viel umhergewandelt und habe mehrere der schönen Bäume der Insel kennen gelernt. Unter diesen muß ich Dir den Ceibabaum vorstellen, eine der höchsten und schönsten Baumarten auf der Insel. Er schießt mit einem starken, weichwogenden Stamm in die Höhe, ist höher als die Palme und ohne alle Zweige, bis er auf einmal in horizontaler Richtung drei bis vier starke Arme, mit Krümmungen gleich denen der Eiche, nur etwas weicher, ausbreitet; sie theilen sich in mehrere Zweige und tragen die schönste Krone von buschigem, fingerartig getheiltem, saftgrünem Laube. Dies ist einer der schönsten Bäume, die ich je gesehen habe, und ich weiß nicht, mit was ich ihn vergleichen kann. Aber der schöne Baum hat seinen neidischen Feind, und auf den kleinen stachelar-

tigen Auswüchsen, womit sein Stamm sich bedeckt, setzt sich gerne eine Schmarotzerpflanze an, welche den Baum allmälig umschlingt und zuletzt tödtet. Ferner bemerke ich die schönen, dunkelgrünen Bäume Mammai colorado und Mammai San Domingo, jetzt mit apfelgroßen Früchten bedeckt, die von außen grau und braun sind, von innen aber mit einem rothgelben, sehr süßen, nach meinem Dafürhalten jedoch geschmacklosen Fleische erfüllt; sowie den Sapotabaum, ebenfalls mit dunkelgrünen Blättern und braunen Früchten, so groß, wie kleine Apfelsinen und gleich diesen voll von saftigen Stücken, die sehr süß, aber von unendlich angenehmem Geschmack sind. Der Mangobaum hat eine dichte, laubreiche Krone, die in Bezug auf Form und Dichtheit an unsere Kastanienbäume erinnert. Seine Früchte sind jetzt grün und hängen mehrere an einem Stiel, an Form gleich colossalen Mandeln, herab. Sie sollen schön goldgelb werden, wenn sie reifen; man nennt sie die Aepfel Cubas und sie werden auf der Insel sehr geliebt. Der Mangobaum wirft einen dichten undurchdringlichen Schatten. Die Tamarinde hinwiederum breitet sich wie ein feiner, zarter, brodirter grüner Schleier, durch welchen Du den blauen Himmel siehst, über Deinem Haupte aus. Sie trägt Hülsen mit kleinen Bohnen darin, die einen säuerlichen, aber sehr angenehmen und frischen Geschmack haben.

Der Gourdbaum oder Calabasbaum (NB. ich sage Dir die Namen des Baumes so, wie ich sie hier nennen höre, es ist mir kein botanisches Werk zugänglich) gleicht von Gestalt einem Apfelbaum, hat seine Zweige mit Laub dicht an den Zweigen bewachsen und trägt auf diesen große kugelrunde Früchte ohne Stiel. Diese Früchte, die groß wie ein Menschenkopf werden können und eine sehr harte Schale haben sollen, versehen die armen Leute mit ihrem wichtigsten Hausgeräthe und dienen ihnen entzweigeschnitten als Schale, Schüssel,

Teller, Trinkgefäß, Waschschüssel, Schöpfkanne, Kochlöffel, Alles mit einander. Die Calabosse oder der Flaschenkürbis ist besonders das vornehmste Hausgeräthe der Neger, und die Calabasse ist es auch, die ihre Handwurzeln schmückt und das Vergnügen und Geräusche bei ihren Tänzen vermehrt. Ich könnte Dir noch mehrere Bäume nennen; mehrere andere kenne ich auch noch nicht mit Namen; aber ich muß Dir erzählen, wie mein geliebter Bananasbaum blüht und Früchte trägt; denn das ist eine eigene Geschichte, die mich lange gequält hat, als ich sie aus der Ferne sah, und deshalb habe ich sie aus der nächsten Nähe studirt.

Du siehst den Bananasbaum — Du wirst ihn in meinem Album sehen — einen niedrigen Baum mit palmartiger Krone, der nicht weit über Deinen Kopf reicht. Der Stamm erhebt sich gerade, umgeben von Hülsen, die in demselben Verhältniß abfallen, wie der Stamm aufschießt, so daß er beinahe ein etwas schofles und welkes Aussehen erhält. Ist der Baum vier oder fünf Ellen hoch geworden, so wächst er nicht mehr, aber er entrollt und entwickelt dann eine Krone von langen (zwei bis drei Ellen), breiten, hellgrünen, sammtweichen Blättern, die sich bei jedem Lufthauch biegen und graciös flattern. Diese Lufthauche gehen jedoch nicht lange artig mit ihnen um, sondern zerreißen das Blatt auf beiden Seiten der starken Blattnerve oder Sehne in viele Theile, so daß es oft lumpig aussieht; aber auch unter den Lumpen behält es seine weiche Anmuth, seine schöne Bewegungen noch bei. In der Mitte der Blätterkrone schießt auf ihrem Stiel eine Knospe auf, ähnlich einer sehr großen grünen Blumenknospe. Sie schießt schnell auf und wird ebenso schnell zu schwer für ihren Stiel, der sich unter ihrer Last biegt. Die Knospe hängt jetzt am Stamm hinab und wird ungefähr so groß wie eine Cocosnuß. An Form gleicht sie einer Rosenknospe und ihre Farbe

ist dunkelviolett. An beinahe allen Bananasbäumen, auch denjenigen, die üppige Büscheln reifer Früchte trugen, sah ich diese ungeheure violette Knospe hängen und war nicht wenig neugierig sie näher zu betrachten. Jetzt mußt Du sehen. Eines der äußeren Blätter der Knospe oder das Deckblatt löst sich davon ab oder öffnet sich sachte im Wipfel, und Du siehst seine inwendige Seite im prächtigsten Zinnoberroth strahlen, und in seiner Tiefe siehst Du, dicht an einander geschlossen, sechs oder sieben hellgelbe Figürchen hervorgucken, nicht unähnlich kleinen Küchlein, und sehr ähnlich den Küchlein in der Pfingstrose. Das Deckblatt öffnet sich immer mehr dem Licht und der Luft, und die kleinen hellgelben Küchlein gucken immer deutlicher hervor. Allmälig trennt sich das Blatt mit seiner kleinen Familie gänzlich von dem Knospenkopf; es entsteht ein Stück bloßen Stiels zwischen ihnen. Die kleinen Küchlein gaffen jetzt mit hellgelben Blumenschnäbeln und recken ihre Zungen (sie sind Didynamisten) hervor, um die Sonne und die Luft zu trinken; aber noch erhebt sich das Blatt über ihren Köpfen, wie eine schützende Schwinge, wie ein beschattendes Dach. Noch ist die Sonne zu heiß für die Kleinen. Aber sie wachsen immer mehr. Sie beginnen sich zu brüsten, ihre Brust zu biegen und ihre Köpfe immer mehr aufwärts zu wenden. Sie wollen selbständig sein; sie wollen die Sonne sehen, sie bedürfen des alten Daches nicht mehr. Da löst sich das Blatt, das schöne, mütterliche Blatt, und fällt auf den Boden herab. Ich habe diese Deckblätter oft unter dem Baum auf dem Boden liegen gesehen, ich habe sie aufgehoben und mit inniger Bewunderung betrachtet, mit Bewunderung sowohl für die Rolle, die sie gespielt, als auch für die seltene Schönheit und Zartheit ihrer rothen Farbe auf der innern Seite des Blattes. Man könnte sagen, es habe sich ein Blutstropfen aus einem war-

men Mutterherzen hier ausgegossen. Die Jungen, die Küchlein, (die Hähne und Hennen zugleich sind) brüsten sich jetzt ganz stolz, und die Brust auswärts, den Rücken einwärts gekehrt, die Köpfe und Schnäbel hoch in der Luft, richten sie sich empor, kranzartig den Stiel umgebend, wo sie in ein paar Wochen zu der lieblichen Bananasfrucht heranreifen und büschelweise abgeschnitten werden.

Der ganze, schwere, dunkelpurpurfarbige Knospenkopf ist eine dichte Zusammensetzung von solchen Blätterhülsen, die solche Jungen umschließen. So löst sich Blatt um Blatt und fällt ab, so wächst Brut um Brut von Fruchtzweigen, bis der dicke Stiel vollbesetzt ist mit ihren Kränzen. Aber noch immer bleibt ein guter Theil des Knospenkopfes übrig, der niemals seinen ganzen innern Reichthum in dem Jahr entwickeln kann, wo der Bananasbaum lebt. Denn er lebt und trägt nur ein einziges Jahr, dann stirbt er. Doch ruft er vorher noch eine große Familie von kleinen Schößlingen ins Leben, die zu seinen Füßen aufwachsen, und wovon die ältesten bereit sind zu blühen und Früchte zu tragen, wenn der Mutterbaum stirbt.

Und dies ist die Geschichte von dem Bananasbaum, der Musa paradisiaca, wie er in der Flora des Wendekreises genannt wird. Sicherlich war er auch in dem ersten Paradiese zu Hause, wo Alles gut war.

Etwas Zierlicheres und Vollkommeneres, als diese kleinen Schößlinge, die Bananaskinder, kann man sich kaum denken. Sie sind vollkommene Miniaturbilder des Mutterbaumes, aber bei ihren jungen Blättern bekommt der Wind keine Macht. Sie stehen unter den Flügeln des Mutterbaumes in paradiesischer Friedsamkeit und Schönheit.

Man hat den Bananasbaum in den Süden Nordamerikas zu verpflanzen gesucht, wo so mancher Baum aus fremden Zonen gedeiht. Aber der Bananasbaum

will da nicht gedeihen, seine Frucht will nicht reifen. Er erfordert eine gleichmäßigere, mildere Wärme. Er will nicht aus der paradiesischen Luft des Wendekreises gehen

Gebratene Bananas sind auf den Frühstückstischen der Creolen ein so gewöhnliches Gericht wie Brod und Kaffee. Aber ich ess' sie nicht anders als roh.

Den Frauen hier zu Lande macht ihre Haushaltung nicht viel zu schaffen. Die Köchin, immer eine Negerin (wenn die Familie nicht einen Koch hat, der dann ein Neger ist), erhält wöchentlich eine gewisse Geldsumme, wofür sie die Mahlzeiten der Familie bestreitet. Sie geht auf den Markt und macht Ankäufe; sie nimmt das Beste, was sie findet, oder überhaupt was sie gut findet. Die Frau des Hauses weiß oft nicht, was die Familie zum Mittagessen bekommt, bis das Mahl aufgetragen wird. Und ich kann mich bloß darüber verwundern, daß die Hausmütter diese Sache mit so vollkommener Zuverlässigkeit ihren Köchinnen überlassen können, und daß es so wohl gelingt. Aber das Talent zum Kochen und Freude an diesem Geschäft soll bei den Negern etwas Allgemeines sein, und sie setzen eine Ehre darein, gute Mahlzeiten herzustellen.

Frau Schneidler sitzt an den Vormittagen da und liest mit ihren zwei kleinen Mädchen in einem Saal, dessen Thüren nach der Piazza und von da nach der Landstraße geöffnet sind, und wenn die Landleute (Monteros werden sie hier genannt und sind immer Männer) mit ihren Pferdchen ankommen, die schwer mit Gemüsen, Früchten oder Federvieh belastet sind; so bleibt der eine und andere vor der Thüre stehen, ruft die Sennora und fragt sie, ob sie Das oder Jenes haben wolle; sie antwortet Einiges in der melodischen schönen spanischen Sprache, und die Sache wird mit wenigen Worten abgemacht, ohne daß die Dame sich

von der Stelle zu bewegen braucht. Das Leben wird hier sehr leicht gemacht. Abends nach dem Thee sitzen wir in Schaukelstühlen auf der Piazza, so dünn gekleidet, als es sich schicklicher Weise thun läßt, und erfreuen uns an der Luft und einem süßen Far niente. Alles ist dann still in dem Dörfchen. Hier athmen heißt leben und genießen.

Meine guten Wirthsleute haben mich in einige der prachtvollen Gärten der benachbarten Aristokratie geführt. Sie sind zierlich, aber steif. Alles steht in Reihen auf übersandeten Gängen. Und die von Natur regelmäßigen Formen der Tropenbäume tragen zur Steifheit bei, wenn sie nicht mit einigem poetischartistischen Sinn gruppirt sind. Der schöne Garten des Grafen Hernandinos hatte jedoch einen in solchem Sinn angepflanzten Ring von Königspalmen. Dies war die schönste Pfeilerredoute, die man sich nur denken kann; die Kronen, die sich zusammenschlossen und ihre Zweige in einander verflochten, bildeten da einen riesigen grünen Kranz, der im Winde flatterte und sauste, während des Himmels blaues Gewölbe klar hindurchleuchtete.

Jeden Morgen habe ich in des Bischofs Park lustgewandelt. Aber eines Morgens wurde ich da von ein paar halbnackten, schrecklich aussehenden Negern verfolgt, die wahrscheinlich Artigkeiten sagten und bettelten, obschon ich sie nicht verstand; denn sie störten mich in meinem Behagen. An einem andern Morgen wurde ich von Etwas, was ich verzehrt hatte, ich weiß nicht, was es war, so unwohl, daß die Freuden des Paradieses mich nicht anregen konnten; an einem dritten Morgen war ich frei, behaglich und genoß das Leben wieder, doch nicht so wie am ersten. Aber das war auch nicht nöthig. Ein einziger solcher Morgen genügt zur unsterblichen Erinnerung.

Jede Nacht habe ich die große prachtvolle Con=

stellation über dem Palmhügel von neuem begrüßt und des Morgensterns stillen, wehmüthig klaren Blick über die Erde hin betrachtet. Diese Nächte beim Gebrause der Bergströme und dem Gesäusel der Bananasbäume — sie vergesse ich nicht.

Heute früh war Mrs. S. mit mir im Park. In einem schönen Bambusbaum waren spanische Verse eingeschnitten. Ich bat Mrs. S. sie mir zu übersetzen. Sie konnte es nicht thun, denn die Verse enthielten — die gröbsten Unanständigkeiten. — Wiederum die alte Schlange!

Auf dem Lande umher sieht man kleine Höfe, alle mit Häusern aus Palmenholz, die mit vergilbten Palmblättern bedeckt sind; das spitzige Dach ist oft höher als die Hütte. Aber alle Wohnungen auf der Insel sind niedrig um der Orcane willen, welche sie sonst sicherlich zerstören würden. Mehrere kleine Negerhütten haben auch Wände von Birkenrinde oder zusammengeflochtenem Reisholz. Der Palmbaum ist für das arme Volk der wichtigste Baum. Er gibt ihm Häuser, wie die Calebasse ihm Hausgeräthe gibt. Die kleinen Höfe sehen eigenthümlich aus, obschon nicht zierlich. Aber sie schmücken die Landschaft durch ihren eigenen Character.

Man hat mir hier manches Abenteuer aus der Zeit des letzten Orcans erzählt. Man hat mir ganz in der Nähe den Platz gezeigt, wo ein kleiner Bauernhof stand. Im Wohnhaus war die ganze Familie versammelt, zwölf Personen stark. Der Orcan erschütterte das Haus. Der Hausvater ermahnte die Seinigen zu beten. Alle warfen sich rings um ihn her auf die Kniee: er stand allein aufrecht mitten im Zimmer und betete im Namen Aller. Der Sturm riß ein Loch ins Dach und in demselben Augenblick stürzte das Haus zusammen; der Mann blieb unbeweglich aufrecht stehen, aber

sein Weib, seine Kinder und Diener wurden begraben. Nicht eine einzige Person entkam außer ihm selbst.

Morgen werde ich nach Havannah zurückkehren. Könnte ich doch einmal diesen guten freundlichen Menschen, die mir durch ihre Gastlichkeit so viel geschenkt haben, irgend ein Vergnügen machen! Ich verlasse sie mit Bedauern, besonders das jüngste allerliebste kleine Mädchen, das dunkeläugige Helenchen.

Havannah, den 15. Februar.

Wieder hier! Die Wärme ist zwar eine gute Sache, aber zu viel ist zu viel. Und diese Wärme ist wirklich zu viel, sowohl für die Seele als für den Leib. Sie können sich unmöglich frisch erhalten, sondern erlahmen ein wenig — es will nicht gehen. Man wird ganz schachmatt. Ein feiner Sandstaub dringt von den Straßen her zwischen die Jalousien herein, erfüllt die Luft im Zimmer und legt sich auf Alles. Die Abende sind die einzige Zeit des Tages, wo man ein wenig frei athmen kann, theils draußen in der Luft, theils auf den luftigen Gallerien im Hause gegen den Hof zu.

Ich wohne jetzt im Haus der Familie Tolme, Calle de Obra pia (Straße der frommen Werke), wo die gute Frau Tolme ein Zimmer für mich eingerichtet hat und mütterlich für mich sorgt. Sie ist eine der schönen mütterlichen Naturen auf Erden und Alle im Hause lieben sie. Ich schätze sie auch deßwegen sehr, weil sie die Neger liebt, eine mütterliche Beschützerin der Sklaven ist, offen bei allen Gelegenheiten für den Negercharacter Partei ergreift und eine Menge schöner Züge von ihrem Edelsinn, ihrer Treue und Gutmüthigkeit zu erzählen weiß. Einen Theil des Vormittags sitzt sie ganz patriarchalisch da und näht, umgeben von ihren Sklavinnen, sowie von den jüngern

Kindern, mit denen sie liest, auf einer der langen, offenen Gallerien; dort nimmt sie auch Besuche entgegen und ertheilt ihre Befehle in Betreff der Küche oder der Toilette. Abends versammelt sich der große Familien- und der Freundeskreis auf den Gallerien und im Sal n um sie. Da kommen die zwei schönen verheiratheten jungen Frauen mit ihren Männern, die beide Deutsche sind, und der eine von ihnen sehr musikalisch; da kommt der englische Consul, Mr. Crawford, mit seiner schönen jungen Frau, ebenfalls einer Tochker der Mrs. Tolme aus einer früheren Ehe; da ist das verliebte Pärchen, der älteste Sohn des Hauses und seine blühende junge Frau; da ist das neu verlobte Pärchen, Louise Tolme, noch halb Kind, und ihr Bräutigam, ein verliebter und sehr hübscher junger Schotte; da sind die jüngern Söhne nnd Töchter des Hauses, und der jüngste von ihnen, mein ernsthafter, kleiner Maestro in der spanischen Sprache, der dreizehnjährige Gulio, und die kleine Emmeli, zierlich und graziös, wie wir uns einen Lichtelf denken; da kommen noch andere Freunde des Hauses und man spielt und tanzt und singt; aber der verliebte Bräutigam sitzt neben seiner jungen Braut und schaut sie an und will nicht, daß sie tanze oder seine Seite verlasse.

Die Einrichtung der Häuser ist ganz eigenthümlich, und man muß sich daran gewöhnen, um sich dabei wohl zu befinden. Alles in ihnen ist darauf berechnet, so viel als möglich Luft und Zug zu bekommen. Lange Gallerien mit halbrunden langen Arcaden öffnen sich auf den Hof hinaus (hier im Hause auf vier Seiten). In diesen Gallerien bewegt sich die Haushaltung und führt eine Art von öffentlichem Leben. Man ißt zu Mittag, man nimmt Besuche entgegen, die Frau des Hauses näht, umgeben von ihren Sklavinnen, und erzieht die Kinder; das Gesinde wascht oder verrichtet andere Hausarbeiten — Alles in diesen offenen Gallerien, wo die Menschen und

Luft gleich ungehindert circuliren. Vor diesen Gallerien, die gewöhnlich einen marmornen Boden haben, liegen die Schlafzimmer, durch Jalousien von ihnen getrennt; die Fenster nach der Straße zu werden im obern Stock der Häuser auf dieselbe Art geschlossen. In dem untern haben die Fenster eiserne Stangen oder Gitter, und hinter diesen Gittern ist bloß ein Vorhang, der bei Nacht herabgelassen wird. Bei Tag sieht man den Vorhang nicht, und die vergitterten Fenster mit ihren aufrechten Eisenstangen geben den Wohnungen zunächst bei der Straße ein unfreudiges, gefängnißartiges Aussehen. In den vornehmen Häusern haben jedoch die Fenstergitter mehrere Zierrathen, und man sieht hinter diesen Gittern nicht selten hübsche Sennoras sitzen, die sich auf Schaukelstühlen wiegen und mit zierlichen Fächern Kühlung zufächeln. Glasscheiben sieht man nicht. Diese Bauart der Häuser und Zimmer macht zwar, daß die Luft überall frei hereinkommt, und Cubas Luft kann nicht anders als willkommen sein, aber mit ihr kommt auch hier in Havannah eine Menge Staub, der sowohl der Sauberkeit als dem Behagen sehr hinderlich ist.

Geht man in die Stadt — und ich bin an diesen Abenden viel allein herumgewandelt — so sieht man überall durch Arcaden und halb dunkle Gänge in die Häuser hinein, deren Gestalten in einem anziehenden Helldunkel erscheinen. Sie kommen zum Vorschein und verschwinden. Ueberall, wohin Du siehst, eröffnet sich eine neue vista, neue Bilder in den dunkeln Gängen unter den mit Frescogemälden von Früchten oder Blumen geschmückten Säulenhallen. Aber Du siehst Alles im Halbdunkel. Die Oeffentlichkeit hat in ihrer Tiefe ein Mysterium, und vor dem offenen Fenster des Hauses steht das Eisengitter. In den Häusern der Stadt ist ein großes Gemisch von Regelmäßigem und Unregelmäßigem, von Altem und Neuem, von

Hübschem und Verfallenem. Neben der elegant gewölbten Arcade und der zierlich bemalten Mauer kommt eine halb verwitterte Mauer, deren Frescogemälde beinahe verwischt oder gleich dem Mauerwerk abgefallen sind. Und die alte Mauer wird nicht reparirt und das alte Gemälde wird nicht wieder aufgestutzt. Alles das, die Gesichter und Manieren der farbigen Bevölkerung, die Volantes, die sich da und dort still zwischen den Häusern hindrängen, verleihen Havannah ein eigenthümlich interessantes und romantisches Leben, unähnlich dem Leben in andern Städten, die ich gesehen habe, und besonders in den Städten Englands und Nordamerikas.

Wir haben jetzt Mondschein, und ich muß seine Klarheit und Zartheit bewundern. Unser Mondschein in Schweden ist zwar eben so klar, aber er hat eine kältere, bläulichere Farbe. Hier ist der Schein hellgelb und kommt mir gleichsam rosenfarbig vor. Man hält hier das Mondlicht für gefährlich und geht nicht gern barhäuptig in seinem Schein.

Ein paar Abende habe ich mit den guten Ehegatten Tolme (den älteren) der Musik auf der Plaza de Armas angewohnt. Elegante Sennoras mit leichten Mantillen über ihren blumengeschmückten Häuptern lustwandeln da mit artigen Caballeros unter den herrlichen Königspalmen umher, oder sitzen sie plaudernd auf den marmornen Bänken, während die Musik cubanische Contretänze oder Märsche und Stücke aus Opern aufführt. Ein schönerer Festsaal als dieser Platz mit seinen Palmen und Palästen unter Cubas Mondschein und strahlendem Himmel läßt sich nicht leicht denken. Schöne romantische Gestalten und romantisch schöne Costüme habe ich auch da gesehen Der dünne spanische Schleier ist gleich dem Mondschein ein Talisman, der durch sein mystisches Halb-

dunkel das Häßliche verbirgt und das Schöne hervorhebt.

Eines Tags führten mich meine liebenswürdigen Wirthsleute zu Wagen nach einem Dorf oder Marktflecken mit Namen Guanavacoa, welches das älteste auf der Insel sein soll und noch jetzt Erinnerungen an die Ureingebornen desselben, die sanften, friedfertigen Indianer bewahrt, die Cuba bewohnten, als die Spanier hieher kamen. Und es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Cubas, daß seine Eingebornen sanft waren wie sein Klima; auch heute noch übt dieses seinen mild stimmenden Einfluß auf die Einwohner aus. Die Creolen sind sanft und gutmüthig. Es findet sich auf der Insel keine giftige Pflanze, kein giftiges Thier. Auch Cubas eingeborne Biene hat kein Gift in ihrem Stachel. Die Barbareien der Spanier auf dieser Insel haben ihre Natur nicht zu vergiften vermocht. Das Blut dieses niedergemetzelten ältesten harmlosen Volkes schreit noch jetzt von der Erde auf, aber sein Schrei ist wie eine schöne Melodie; es hat Cubas schönstes Thal Yumori getauft.

Unter den Erinnerungen, welche die Indianer in Guanavacoa zurückließen, befindet sich eine Art von irdenem Gefäß, das sie aus einer Art poröser Erde verfertigten, und das jetzt noch da verfertigt wird. Man bedient sich desselben auf Cuba allgemein, um das Trinkwasser im Zimmer kühl zu erhalten. Das Wasser dünstet aus durch das poröse Gefäß, um welches man ein Tuch schlingt, das sich immer naß erhält, und das Wasser, welches durch eine Röhre ausgegossen wird, bleibt dadurch frisch, wenn auch meines Erachtens nicht just kühl. Und der Mangel an gutem Trinkwasser ist auf Cuba ein großer Mangel. Man braucht da noch kein Eis, um das Wasser abzukühlen, außer in den großen Hotels zu Havannah.

Es war ein schöner Tag, als wir nach Guana=

vacoa fuhren, und die Fahrt war schön. Aber ich konnte sie nicht recht genießen. Ich war matt von zweinächtigem Wachen, verursacht durch Hitze und Mücken, und ich sah Alles in einem halb schlafenden Zustand an. Ich erinnere mich des kleinen Fleckens als eines Miniaturbildes von Havannah, die Häuser auf dieselbe Art gebaut und bemalt, mit denselben Dächern und urnengeschmückten Azoteons, aber Alles kleiner und niedriger. Das Land zeigte sich als ein weites, wogendes Feld, überstreut mit Palmen und Höfen, und im Hintergrund einwärts der Insel sah man die Bergkette sich erheben, welche Cuba von Osten nach Westen durchläuft und überall in seiner Landschaft ein stark hervortretender Zug ist. Ihre höchsten Spitzen, Potullo und Cobre, sollen über 8000 Fuß hoch sein.

Diese natürlichen Festungen und Burgen auf der Insel haben ihre eigenthümliche düster romantische Bedeutung. Geflüchtete Negersklaven leben in diesen Bergen und haben sich in ihren unzähligeu Grotten und Höhlen verschanzt, so daß man es nicht wagt, sie dahin zu verfolgen. Sie haben sich Wohnungen erbaut, Schießgewehre angeschafft, und sollen eine Zeit lang stark genug (man spricht von mehreren Tausenden) gewesen sein, um der Regierung vou Cuba ernste Besorgnisse einzuflößen. Aber die Schwierigkeit sich da oben zu ernähren hat zur Folge gehabt, daß sie in den letzten Zeiten bedeutend zusammengeschmolzen sind. Gleichwohl sterben sie lieber dort, frei unter den freien harten Bergen, als daß sie herabkämen, um unter den noch härteren Menschen zu leben.

Die Palmen sind immer bedeutende Gestalten in der Landschaft dahier, besonders wenn sie vereinzelt oder in kleinen Gruppen zerstreut stehen. Sie erscheinen mir als die ältesten und menschenähnlichsten von allen Bäumen. Bei unserer Heimfahrt bemerkte ich in

dem klaren Mondschein zwei vereinsamte Palmen auf einem Felde. Sie standen ein Stück weit von einander, aber die Stämme hatten sich immer mehr zu einander hingeneigt, so daß ihre Kronen sich zusammenschlossen. So standen sie einander mit säuselnden Zweigen umflechtend unter dem schönen Himmelsgewölbe, selbst eine hohe gothische Arcade bildend. So nähern sich zuweilen zwei hochsinnige Feinde und wachsen zusammen, je näher sie dem Himmel entgegenwachsen.

Der Weg ging überall zwischen lebendigen Hecken hin, die meistens aus ungeheuern Aloepflanzen bestanden, deren spitzige, dornige Blätter auf allen Seiten die Annäherung verboten. Mitten in diesen Gebüschen sah ich große, weiß und hellrothe Blumenpistille, die noch nicht ausgeschlagen waren, sich erheben, nnd Mr. Tolme hatte die Güte, einige von ihnen für mich abzubrechen. Sie glichen in der Entfernung ungeheuren Hyacintenpistillen und waren armsdick. Es waren die schönen Blumenpistille des Aloebusches und sie tragen später angenehm saftige Früchte mit Ananasgeschmack. In den Hecken schoßen da und dort auch Orangenbäume auf nebst den sonderbaren kandelaberförmigen hohen Pflanzen oder Bäumen, die ich auf der Höhe von Havannah gesehen hatte. Aber ich kann ihren Namen oder ihre Art nicht erfahren. Diese lebendigen Hecken sind sehr verschieden von unsern Zaunsträuchen. Aber sie sind doch mehr eigenthümlich, als wirklich schön. In dem hellen, gold- und rosenfarbigen Mondschein fuhren wir nach Hause. Man spricht von einer Menge schöner Blumen, die blos bei Nacht im Mondlicht ausschlagen. So die nächtlich blühende Ceres.

Unter den Wundern, welche die Sonne hier wirkt, ist vielleicht dasjenige, das sie in der Tiefe des Meeres hervorbringt, eines der merkwürdigsten. Denn

die Sonne wirft ihren prismatischen Bogen in die Tiefe und malt damit die Fische. Ich besuchte gestern den Fischmarkt in Havannah, und kein Fremder soll es versäumen, dieses merkwürdige Schauspiel zu sehen. Die Fische strahlen in allen Farben des Regenbogens in der schönsten Klarheit und im hellsten Glanz, sie sind blau, gelb, roth, gelb und blau gestreift, goldfarbig und so weiter. Es ist die prächtigste Fischparade, die man sich denken kann. Auf dem Meeresgrund um Cuba her wachsen die schönsten Algen und Corallen.

Die gute Mrs. Talme hatte mich mehr als einmal eingeladen mit ihr in die Oper zu fahren, aber ich bin so geizig mit der Luft und dem Mondschein hier. Ich gehe an den Abenden lieber auf die Plaza de Armas. Die Natur ist hier für mich Nro. 1; die Menschen und ihre Spectakel Nro. 2. Morgen jedoch werde ich einer großen Soiree bei dem englischen Consul, Mr. Crawford, anwohnen und werde da die spanischen Schönheiten zu Gesicht bekommen. Und dann lebe wohl Havannah auf einige Zeit! Ich habe zwei Einladungen erhalten, die mich sehr erfreuen, nemlich eine nach Matanzas in ein amerikanisches Handelshaus, und die zweite auf eine Plantage etliche Meilen von Matanzas, von einer Frau von Coninck, deren freundlicher Brief eine wahre Erquickung für mich war. Denn ich kann da aufs Land kommen und da mit den Palmen und dem Caffeebusch, dem Zuckerrohr und anderen tropischen Pflanzen Bekanntschaft machen. Ach wie mich das freut! Und ich sehne mich unbeschreiblich von Havannah hinweg, wo die drückende Hitze und neue mir fremde Lebensgewohnheiten mir eine beschwerliche Migräne zugezogen haben, die jetzt schon drei Tage anhält und mich nicht loslassen will, obschon ich ausgehen und mich in der Stadt umsehen kann. Morgen werde ich auf

der Eisenbahn nach Matanzas fahren, was keine volle Tagreise ist.

Ich schließe jetzt meinen Brief, muß Dir aber zuvor erzählen, was der schwedische Consul dahier, Herr Renninger, und Herr Schaffenberg für mich veranstalten wollen. Herr Renninger besitzt ein kleines Landhaus, das er nicht bewohnt, in der schönen Gartengegend, ganz nahe bei der Villa Schaffenbergs. Dieß will er für mich möbliren, und da soll ich in ländlicher Ruhe und Freiheit, gepflegt von einer ehrsamen Duena, wohnen dürfen und meine Mahlzeiten bei Schaffenbergs nehmen, die mich auch eingeladen haben bei ihnen zu wohnen, sobald ihre jetzt für einige Zeit in Anspruch genommenen Gastzimmer frei werden. Ist das nicht artig? Ich werde wahrscheinlich von dem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen, aber wie innig danke ich nicht für ein so liebenswürdiges Wohlwollen! Auch Tolmes, diese guten Leute, überschütten mich mit Beweisen ihrer Güte. Gott segne sie!

Du hast jetzt Schnee und Eis, und kalte, kalte Luft rings um Dich her. Aber ich habe es hier zu warm, und das ist nicht besser als zu kalt, besonders wenn man Kopfweh hat. Doch Seele und Herz sind gesund und so umarme ich Dich von ganzem Herzen.

Vierunddreißigster Brief.

Matanzas, den 23. Februar 1851.

Wie schön ist es hier, meine Agathe, wie gut ist es hier sein! In dieser herrlichen Luft, voll von balsamischen Hauchen, in dieser freundlichen, guten, auf alle Arten gemüthlichen und comfortabeln Wohnung, im Hause von Mr. und Mrs. Baley, wo ich jetzt weile, da fühle ich mich ganz neu belebt. Ich habe nunmehr eine ganze Woche hier gelebt, und sie ist wie ein einziger, klarer, schöner Tag dahingegangen.

Es that mir wohl, als ich früh am Montag, den 16. das heiße staubige Havannah verließ. Und ich ließ da auch mein Kopfweh zurück. Ich verlor es am vorhergehenden Abend, als ich zu Bette ging, und ich konnte gut schlafen. Die freundliche, herzlich gute Frau Tolme war am andern Morgen schon um fünf Uhr auf und verschaffte mir und sich Caffee aus einer Restauration, da sie ihre Sklavinnen nicht so früh wecken wollte; dann setzte ich mich nach einem herzlichen Abschied von ihr und ihrem Manne in ihre Volante, begleitet von einem der jungen Söhne des Hauses und meinem Liebling unter ihnen, Frank Tolme; der Calashero ließ seine Peitsche knallen und schnell schwankten wir dahin nach der Eisenbahnstation. Ich war froh, als ich mit Hülfe meines jungen Begleiters endlich glücklich durch alle Schwierigkeiten und Umstände an der Eisenbahn hindurchgekommen war und ruhig in dem geräumigen Wagen saß. Er war nach amerikanischer Art gebaut, denn Amerikaner haben die Eisenbahnen auf Cuba angelegt und ihre

Wägen gebaut. Alle Fenster waren herabgelassen, damit die herrliche Morgenluft hereinströmen konnte, und obschon alle Herren, die im Wagen saßen, vierzig bis fünfzig an der Zahl, Cigarren oder Cigarritos rauchten, so spürte man doch keine Rauchluft und sah kaum einigen Rauch. Cubas Luft schien die Kraft zu haben den Rauch zu vernichten. Ich war das einzige reisende Frauenzimmer im Wagen und saß allein auf meinem Sopha und beinahe allein in diesem Theile des Wagens. Um so freier konnte ich mich umschauen, und — ach dieser Morgen, wo ich über die neue paradiesisch schöne Erde in paradiesischer Luft dahinflog und Scenen und Gegenstände sah, die alle neu und bezaubernd waren! Nur durch innige Dankbarkeit kann so großer Genuß geheiligt werden.

Es hatte bei Nacht geregnet und schöne Wolken wölbten sich massenweise am Horizont entlang und klumpten sich in bizarren Formen zusammen. Jetzt erhoben sie sich in schweren Draperien über die blauen Berge, um die aufsteigende Sonne heranzuführen. Sie bildeten einen prächtigen Hafen mit goldenem Rahmen, und durch ihn hindurch leuchtete ein Meer von mildem, rosenfarbigem Licht; es blitzte bis über die Wipfel der Berge hin und die Sonne stieg auf. Die kleinen phantastischen blauen und gelben Villen mit ihren prächtigen Baumgärten, die von herrlichen Blumen und wunderlichen Pflanzen wuchern, die palmbedeckten Hütten auf den Feldern, die hohen grünen Palmen über ihrem graugelben Dach, die Haine von Mangopflanzen, Orangen und Cocosbäumen, die grünen Hecken und Felder, Alles glänzte so frisch und schön in dem feuchten, milden, von der Sonne bestrahlten Morgen. Ueberall am Weg begegneten mir neue schöne Gegenstände an Blumen, Pflanzen, Gärten und Wohnungen und wünschten mir im Vorbeifliegen guten Morgen. Aber einen Kartoffelacker und

ein großes Kohlfeld begrüßte ich als Landsleute und gute Freunde. Das ganze Land sah aus wie ein ungeheurer Garten, schöne Palmen standen auf allen Seiten, ihre Kronen wiegend im Morgenwind, und am Horizont entlang erhob sich eine Kette von dunkelblauen Berghügeln.

Es war mir wohl zu Muth, kein Mensch konnte sich wohler fühlen, Seele und Körper hatten Schwingen! Und ich flog dahin über das schöne prangende Land.

Allmälig verschwanden die Villen, und Pflanzungen mit Zuckerrohr und anderen Gewächsen, die ich nicht kenne, nahmen überhand. Wir fuhren durch ganze Wälder von gepflanzten Bananasbäumen. Später wurde der Boden wilder und Schmarotzerpflanzen zeigten sich an den Bäumen und auf der Erde. Bald nahmen sie überhand und schienen die Vegetation zu ersticken. Mehrere Baumkronen trugen ganze Gärten von Luftpflanzen, Orchideen und Aloen auf ihren Zweigen. Dies sieht sonderbar, aber nicht schön aus, obschon verschiedene von diesen Schmarotzern recht hübsche Blumen haben. Das hat einen erzwungenen und unnatürlichen Charakter. Auf einem Feld, nicht weit vom Weg, sah ich einen hohen, halb todten Ceibabaum, um dessen gigantischen Stamm die Schmarotzerpflanze Yaguay Embra, ein weiblicher Feigenbaum, ihre hundertfachen, schlangenartigen Arme in abscheulicher Umarmung geschlungen hat, ihn von der Wurzel bis zum Wipfel umwickelnd, bis sie beinahe das Leben des Baumes erstickt hat. Diesen Todeskampf zwischen dem Ceibabaum und der Schmarotzerin, welche heranwächst und sich von seinem Leben ernährt, bis sie es zuletzt zerstört, bekommt man auf Cuba oft zu sehen, und es ist ein höchst merkwürdiges und wirklich schreckliches Schauspiel. Es liegt eine ganze

Tragödie in einem Bild, das an Hercules und Dejanira, an König Agne und Aslög erinnert.

Der erste Theil des Tages und der Reise war voll von Genüssen, unter welche ich ein paar vortreffliche Butterbrödchen mit einer Art von Sardellensauce und Käse, womit die gute Frau Tolme mich versehen hatte, und einige Bananas rechnen muß. Dabei erfreute mich der Gedanke an sie, die so mütterlich, so gut, so sorgsam für mich und Alle, die ihrer bedürfen, ist. Dankbarkeit und Freude über Menschen ist die beste Nahrung der Seele. Später wurde der Tag zu warm und der Boden gar zu sehr verdeckt von Schlingpflanzen. Dieß schläferte mich ein und bedrückte mich. Auf einer Eisenbahnstation kamen einige Frauenzimmer mit spanischen Physiognomien in den Wagen herein. Sie schienen der ländlichen Bevölkerung anzugehören, waren aber gut gekleidet und barhäuptig. Einige von ihnen waren sehr schöne, üppige, stolze Gestalten, und behandelten mit ausgezeichnetem Stolz und auffallender Ungnade einige Hofmacher, die ihnen gefolgt waren, und sie im letzten Augenblick mit Blumensträußen und Mienen umgaben, welche nicht verzweifelt, sondern eher schalkhaft aussahen, als sie sich zurückzogen, ohne einen Blick von den stolzen Schönen zu erhaschen. Dieß erweckte mich ein wenig. Und ganz hellwach wurde ich, als wir Nachmittags aus der buschreichen Gegend hervorkamen, und die Aussicht sich groß und plötzlich öffnete über die Stadt Matanzas, ihren herrlichen Meerbusen, jetzt vom allerhellsten Blau, und im Hintergrund den schönen Bergrücken „Pfanne von Matanzas", so genannt von seiner Form, nebst der Oeffnung des Yumori-Thales.

Die frischesten, lieblichsten Windhauche umgaben mich hier. Und an der Eisenbahnstation kamen zwei Herren mit sanften, angenehmen Gesichtern und hießen mich willkommen. Es war mein junger Landsmann

Franke aus Gothenburg, in Matanzas ansäßig als erster Komtorist in einem großen Handelshaus, und Mr. J. Baley, der mich in seiner Volante nach seinem Haus abholte. Dort wurde ich heiter und freundlich empfangen von seiner schönen jungen Frau, einer Creolin, aber von so nordisch heller und frischer Miene, daß sie nur eines Helmes auf dem Kopf bedürfte, um als Modell für das Bild einer Walkyre zu dienen.

Mit diesen schönen jungen Eheleuten habe ich ein angenehmes Stillleben geführt und mich an Seele und Leib erfrischt, theils in ihrer angenehmen Wohnung — meine junge Wirthin ist die Tochter einer Angloamerikanerin, und Alles im Haus trägt das Gepräge der Reinlichkeit, Ordnung und Annehmlichkeit, das die Hausmütter dieses Stammes auszeichnet — theils durch einsame Spaziergänge in der Gegend um die Stadt, obschon es ganz ungewöhnlich ist, daß ein Frauenzimmer, zumal mit einem Hut auf dem Kopf, ihre eigenen Spazierhölzer statt des Pferdes und der Volante zu einer Wanderung außer dem Hause benützt, so daß kleine Negerknaben und Mädchen mir mit Geschrei und Lachen nachspringen, große Leute stehen bleiben und gaffen, Pferde und Ochsen zuweilen scheu werden. Doch hat man sich allmählig daran gewöhnt mich so ausgehen zu sehen. Und man müßte mir viel bieten, um mich von meinen einsamen Entdeckungsreisen abzubringen.

Willst Du mir auf einer von ihnen folgen, und zwar auf der ersten und entzückendsten, die ich gemacht habe, als ich früh am Morgen ganz allein das Yumori-Thal besuchte? Daß der Morgen schön war, begreifst Du, aber wie schön, das kann Niemand begreifen, der nicht die frühe Morgenstunde, die Liebkosung des Meergeistes aus der Bucht von Matanzas genossen hat. Das Yumori-Thal liegt ungefähr 200 Schritte von Matanzas hinweg. Du siehst eine Oeffnung zwi-

schen zwei hohen Klippen und durch die Oeffnung ein helles, klares Flüßchen, das zwischen den grünenden Ufern dahin geht, um sich mit dem Meer zu vereinen. Ich sage nicht, daß es sich hineinwirft, denn dazu ist es zu still. Es ist spiegelklar und ruhig. Laß uns diesem Flüßchen durch Bergthore hindurch folgen. Außen vor demselben ist das freie Feld und der breite, blaue Meerbusen von Matanzas, angefüllt mit Schiffen aus allen Ländern der Welt, die aus weiter Ferne einhergesegelt kommen oder vor Anker liegen.

Wir gehen am Yumori-Fluß entlang durch die Bergthore, und darinnen öffnet sich ein wunderschönes Thal voll von Palmen und grünen Büschen auf grünenden Fluren, auf beiden Seiten von hohen Bergrücken eingeschlossen. Der Schatten vom Berge liegt kühl und düster über demjenigen Theil des Thales, durch welchen unser Weg führt. Wie schön ist es hier in dem kühlen Schatten! Links ist der spiegelklare Fluß, der sich in einem niedern Wald von Mangrovebüschen unsern Blicken zu entziehen anfängt; dieß ist eine Art Buschwerk, das im Wasser wächst und sich dadurch vermehrt, daß es seine Zweige in die Tiefe hinabsendet, wo sie Wurzel schlagen und zu neuen grünen Büschen emporwachsen. Auf der andern Seite des Flusses erhebt sich mit steilen Wänden, aber weich wogenden Höhen die Pfanne von Matanzas; auf unserer Seite, am Weg entlang und etwas abhängiger sind die Höhen von Combre. Die Felsen zeigen in der Höhe kühne Colonnaden, andere öffnen Thore zu ihren Grotten, geheimnißvolle Säulenhallen und Gewölbe, welche bloß die Vögel unter dem Himmel besuchen dürfen. Palmen krönen die wogenden Höhen, und buschige Ranken von mir unbekannten Schlingpflanzen hängen über sie herab. Weiter unten zu ihren Füßen wird die Vegetation üppig. Das ist ein schwellendes Bett von schönen Bäumen, Buschpflanzen und Blumen, unter denen ich mich in Ent-

zücken und Unwissenheit verliere. Aber einige davon kenne ich doch bei ihren Volksnamen. Da glüht die Fieberblume in Gold und Feuer, in unbeschreiblicher Pracht; da ist die wilde Heliotrope, üppig an Wachsthum, aber bescheiden an Farbe und Formen, wie unsere nordische Treibhaussonnenwende; da ist des Mangrov schöne, schneeweiße Blume mit ihrem lieblich duftenden Kelch, halb von Winde und halb von Lilie; und da, am Weg entlang zu unsern Füßen, siehst du das kleine Gebüsch voll von zierlich rothen Blümchen mit Hunderten von kleinen Munden oder Schnäbeln, die auf ihren Stielen sitzen und in die Welt hinausschauen, aufwärts so lang sie jung sind, und später abwärts zur Erde, auf welche sie zuletzt, noch ganz roth und frisch, herabfallen, wenn sie älter geworden sind; und sieh, wie kleine, sammtgrüne Colibris um sie herumflattern, als wären sie darein verliebt; wie sie uns gar nicht fürchten, wie sie auf ihren Schwingen schwebend ihre langen Schnäbel in die offenen Schnäbel der Blumen tauchen — das Thierleben und das Pflanzenleben küssen sich hier, das sieht allerliebst aus. Cupidos Thränen (lacrimas Cupido) wird die Pflanze mit den rothen, abfallenden Blumen genannt. Aber lacrimas Cupido ist keine Thräne des bleichen Schmerzes. Es sind glühende Thränen aus einem liebevollen glückseligen Herzen. Das Herz der Natur weint sie und beschwingte Liebhaber saugen ihren Saft.

Noch liegt das Thal in seiner Tiefe verborgen vor uns. Die Biegungen der Bergrücken versperren uns die Aussicht. Aber auf einmal zieht sich der Weg plötzlich rechts und jetzt öffnet sich das Thal. Vor uns zur Rechten im Schooße des Berges liegt im schönsten Palmenhain ein kleiner Hof — eine cubanische Farm mit palmlaubbedecktem Dach, und unser

Weg führt durch Gruppen von Cocospalmen, die auf beiden Seiten des Weges reich mit Früchten behangen sind. Hier geht es ein wenig bergab, und auf der Seite der Anhöhe rechts, ein kleines Stück vom Weg, sind die Trümmer einer Steinmauer an einem Brunnen. Rundum wachsen in pittoresker Unordnung Cocospalmen, Sapotas, Mammai und Mangobäume, sowie die Cypresse von Ceylon nebst mehreren mir fremden Baumarten. Aber wir wollen noch nicht ruhen. Wir müssen noch etwas mehr von dem Thal sehen. Wir wandern die kleine Höhe hinab und gegen den Hof oben im Gebirge; aber unter demselben biegt der Weg links um und geht jetzt gerade ins Thal hinein. Dieses öffnet sich für uns als ein schönes großes Palmenland, umgeben von dem dichtgeschlossenen elliptischen Rahmen der Berghöhen. Wir gehen noch ein Stück weiter auf dem Weg; das Thal wird breiter mit sanft wogendem Boden, und wohin wir blicken, sehen wir nur Palmen, Palmen und Palmen; — unter solchen Bäumen, in solchen Hainen, sollten schöne, unsterbliche Wesen wandeln.

Da liegt ein kleiner Hof mit palmbedecktem Haus und Reiserhütten nicht weit vom Wege; ein großer blühender Oleanderbusch glänzt unter ihnen. Wir gehen hin, um uns umzuschanen; wir wollen einen Schluck Wasser begehren. Die Fermiera, ein mageres, dürres, braunäugiges Weib, sieht aus, als wolle sie uns Alles geben, was sie besitzt, aber sie versteht uns nicht, und wir verstehen sie nicht. Gleichwohl bekommen wir Wasser und überdieß große Bouquets von blühendem Oleander, die sie uns abbricht. Die Sonne beginnt heiß zu werden. Laß uns umkehren; wir wollen ein ander Mal hieher zurückkommen, denn das Yumori-Thal muß ich genau kennen lernen. Da kommen Monteros mit schwerbeladenen Pferden, alles Gepäck quer über den Rücken des Pferdes gelegt. Sie

grüßen freundlich mit melodischen Stimmen, bleiben stehen und fragen gutmüthig, woher die Sennora komme und wohin sie wolle. Die Sennora sagt, daß sie aus Schweden sei. Die Monteros sehen unklar die Sennora und einander an. Sie kennen den Ort Schweden nicht und verstehen die Wanderin nicht. Sie sagt ihnen also, daß sie aus: „un pais soto la estrella del norte“ (einem Land unter dem Nordstern) sei. Und jetzt glauben sie, sie sage, daß sie aus dem Nordstern komme, und jetzt sagen sie Ah! und sehen einander mit bedeutungsvollem Lächeln an und rühren an ihre Stirne; jetzt haben sie eingesehen, daß es bei der Sennora unter der Haube nicht richtig ist, und mit mitleidigem Kopfschütteln treiben sie ihre Pferde weiter. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sanft und gutmüthig sie aussehen. Wir gehen langsam hinter ihnen zurück auf dem Weg nach Matanzas. Noch wirft die hohe Bergwand ihren Schatten über den Cocoshain am Brunnen. Wir setzen uns auf die steinerne Mauer und frühstücken Bananas, die wir mitgenommen haben. Ein tadelloses Frühstück in der lieblichen Morgenluft in dem wunderschönen Thal. Milde und glückliche Menschen müssen auf dem Hof unter den Palmen droben auf dem Berge wohnen. Unter so schönen, lieblichen Gegenständen, in dieser bezaubernden Luft muß der Mensch mild und gut werden. Die Sonne steigt über dem Berge auf, und es wird zwar warm, bis wir nach Matanzas zurückkommen, aber wir haben dafür auch einen schönen Morgen im Yumori-Thal durchlebt.

In der Stadt Matanzas habe ich einige Bekanntschaften gemacht, und mittelst einer derselben konnte ich eine große Kaffee- und Zuckerpflanzung in der Nähe der Stadt besuchen. Ich sah hier Alleen von einer Menge seltener tropischer Bäume und Pflanzen, eine Art Palmbäume, die wie Korkzieher ihre rie-

senstarken Zweige herumschlangen und riesengroße Früchte trugen: eine Art Citronenbäume, die ungeheure citronenartige Früchte trugen, welche jedoch nicht als Citronen betrachtet werden.

Was mich am meisten interessirte, war die Bekanntschaft mit der Sagopalme, der Dattelpalme und dem Pfeilwurz, sowie mit der wunderschönen Hybiscusblume, und Nichts war für mich so entzückend, als im Baumgarten von den kleinen Colibris umflattert zu werden, welche hier auf der Insel merkwürdig unerschrocken sind und beständig die hübschen rothen Blumen umschweben, mit denen Cuba sich mehr als mit Blumen von andern Farben zu schmücken scheint. Ihr pfeilschneller Flug hin und her, ihre stille schwebende Bewegung mit den Flügeln, während sie die Blumen aussaugen, sind für mich eine beständige Ueberraschung und ein stets neues Vergnügen. Sie entsprechen nichts von dem, was ich vom Thier- oder Menschenleben gesehen habe, und sie scheinen mir nicht aus Staub von dieser Erde geformt zu sein. An einem schönen, etwas brausenden Bächlein, beschattet von dichten Laubmassen, schienen sie besonders ihre unter den Bäumen verborgenen Nester zu haben. Unter den Curiosis bemerkte ich mehrere Schmarotzerorchideen, die an den Bäumen hingen, sowie einem großen Ceibabaum, umschlungen von seiner feindlichen Geliebten Yaguay Embra und getödtet in dieser schrecklichen Umarmung.

Die Pflanzung war übrigens sehr verfallen nach den zwei letzten, dicht auf einander erfolgten Sturmwinden, die eine schreckliche Verwüstung angerichtet, sowie nach der Cholera, die einen großen Theil der Negersklaven weggerafft hat. „Der Herr straft unsere Sünden, er straft unsere Sünden," sagte der Herr der Plantage mit einem Ausdruck, worin halb Leichtsinn, halb Reue und Erkenntniß der Gerechtigkeit der Strafe lag. Er war ein älterer Mann von französischem We-

sen und nervöser Lebhaftigkeit, im Uebrigen ein sehr artiger Herr und Wirth. Sein Gast möchte ich gerne sein, aber nicht sein Sklave. Die Sklavenbehälter in einer niedrigen Mauer oder einem dito Gebäude waren nicht besser als finstere Schweinställe bei uns. Auch ein Krankenhaus war da. Es war ein großes, finsteres Zimmer, mit einigen Bänken darin, aber keine Decken, kein Polster, kein Lichtstrahl. Er war selbst, sagte er, der einzige Arzt der Kranken; er konnte selbst Ader lassen u. s. w. Ich konnte nicht umhin, davor zu schaudern. Die Plantage erschien beinahe öde. Einen zusammengeschrumpften, gebrechlichen alten Neger sah ich mit scheuem, demüthigem Wesen an uns vorbeischleichen. Bei Tisch wartete ein kleiner Junge munter und unerschrocken auf, und schien sich über die heftigen Gebärden und Zurufe seines Herrn nicht im Mindesten zu bekümmern. Dieser Herr war ein sehr reicher Mann gewesen, hatte aber in den letzten Jahren große Verluste erlitten, die er mit vieler Standhaftigkeit ertragen soll.

Matanzas ist auf dieselbe Art erbaut wie Havannah, aber freier, freundlicher, und hat bedeutend breitere, obwohl nicht gepflasterte Straßen. Das Haus meines Wirthes hat zwei Stockwerke, und um das erstere herum gegen die Straße geht eine Piazza, wo ich Abends lustwandle und die Luft trinke, während meine junge Wirthin innen im Salon mit ausgezeichnetem Tact und sprühendem Leben cubanische Contretänze spielt. Und diese Tänze hört man von allen Seiten her aus Häusern in der Stadt ertönen. Wo man in Matanzas steht oder geht, hört man diese Tanzmusik. Tact und Rythmus stammen von den Kindern Africas; die eigentliche Musik ist von Cubas spanischen Creolen und man hört darin spanische S e g u i d i l l a s und Märsche. Die Eheleute Baley sind beide musikalisch und es ist mir ein Genuß ihr

auf den Orgeltönen des Piano das katholische „Adeste fideles“ spielen zu hören, und dann von ihr die spanischen Tänze Hauta Arragonesa und El Sabatheo u. s. w. Des Lebens frischester Champagner schäumt in diesen Nationaltänzen. Es ist angenehm unsere Polkas und andere Volkstänze mit ihnen zu vergleichen. An sprühendem, schäumendem, frischem Leben fehlt es auch diesen nicht, aber es fehlt an Feinheit und Grazie. Diese verschiedenen Nationaltänze verhalten sich zu einander wie Champagner zu Bier und Meth.

Matanzas, den 1. März.

Wenn es einen Ort auf Erden gibt, wo der Geist des Lebens ein besonderes, individuelles Dasein hat, so rein, so lebensvoll und lieblich, wie zur Stunde, wo er zum ersten Mal von dem Herrn des Lebens und der Liebe ausgehaucht wurde, so ist es hier. Die Luft hier hat eine Art von belebendem Leben, das für mich ein beständiges Wunder und ein beständiges Entzücken ist. Dieses eigenthümlich wunderbare Leben entsteht besonders Nachmittags nach zwei oder drei Uhr. Es ist ein unaufhörliches, liebliches Wehen, nicht von einer gewissen Seite her, sondern von allen Seiten und auf allen Puncten, eine Erregung, die alle beweglichen leichten Dinge um Dich her wehen und gleichsam athmen und leben macht. Dieses unaussprechliche, zugleich liebliche und lebenspendende Wehen kost Deine Stirne, Deine Wangen, hebt Deine Kleider, Deine Bänder leicht, umgibt Dich, durchdringt Dich, badet Dich gleichsam

in einer Atmosphäre von heilendem, wiedergebärendem Leben. Ich empfinde es an Seele und Leib; ich trinke diesen Wind, diese Luft, wie man ein verjüngendes Lebenselixir trinken könnte, und ich bin drauf und dran mich umzuschauen, ob nicht ein Engel in der Nähe ist, ob nicht irgend himmlische Wesen in den Kronen der Palmen sitzen und diesen Zauber bewirken. Ich nenne ihn Lebenshauch, wenn ich draußen auf der Piazza langsam umherspazierend oder über das Eisengitter hingelehnt mich von ihm kosen lasse und bis in die späte Nacht sein heilendes Leben trinke. O meine Agathe, er flüstert mir wundersame Gedanken und Ahnungen zu von den Reichthümern des Schöpfers, von den verborgenen Herrlichkeiten, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, kein menschlicher Sinn vernommen, die aber Gott für diejenigen bereitet hat, so ihn lieben.

Dieser Lebensodem ist für mich das vornehmste Wunder auf Cuba. Und ich kann nicht beschreiben, wie wohlthätig ich seine Kraft empfinde.

Seit meinem letzten Schreiben habe ich wiederum einige Tage hindurch ein angenehmes Stillleben in Matanzas geführt, dessen schöne, frische Lage keine stechende Hitze aufkommen läßt, und wo ich so unendlich wohl gedeihe. Morgens gehe ich auf meine einsamen Entdeckungsreisen aus, Nachmittags fahre ich in der Volante mit meiner freundlichen Wirthin aus und trinke den weichen Seewind, indem ich am Meeresstrande hinfahre. Einen ganzen Tag habe ich im Yumori-Thal zugebracht, theils um einige Bäume und Hütten abzuzeichnen, theils um zu sehen, wie das Landvolk hier lebt. Ich hatte deßhalb beschlossen mich auf dem kleinen Bauernhof mit dem Oleanderbusch niederzulassen. Die guten Baleys ließen mich in ihrer Volante dahin führen und gaben mir eine ihrer Negerinnen als Dienerin und Dolmetscherin mit. Cäcilie, die Negerin,

hat die schönsten dunkeln Augen, die ich je in einem dunkeln Gesicht gesehen (obschon diese gewöhnlich schöne Augen haben), Zähne gleich orientalischen Perlen und ein stilles, sanftes, ungewöhnlich ernstes Wesen. Aber die arme Cäcilie ist schwer krank und wahrscheinlich unrettbar, denn sie hat Lungengeschwüre, und Mrs. Baley wollte, daß sie ein wenig das Landleben und die Landluft genießen sollte. Cäcilie hat sich vor Kurzem mit einem jungen Mann ihrer Farbe verheirathet; sie ist glücklich in ihrer Ehe und bei ihrer Herrschaft, und sie würde gerne noch länger leben. Im Bauernhof verdolmetschte sie der Fermiera meinen Wunsch, worauf diese mit großen, eifrigen Geberden erklärte, daß ihr ganzes Haus zu meiner Verfügung stehe. Ich richtete mich in dem luftigsten der kleinen Häuser ein, in einem solchen, das auch eine ländliche Piazza hatte, beschattet von dem palmblattbedeckten Dache. Die Zimmerböden waren bloße Erde, die Zimmer selbst aber waren ordentlich und hatten ziemlich saubere Betten. Im eigentlichen Schlafzimmer war ein kleines Bild, die Jungfrau Maria und das Jesuskind vorstellend, mit einer spanischen Inschrift an die Wand geklebt. Ich fragte die gute Frau, was dieß bedeute, und sie antwortete mit andächtiger Miene, da stehe geschrieben, daß jeder, der ein solches Gemälde kaufe, Ablaß auf vierzig Tage erhalte. Es stand auch richtig unter das Gemälde gedruckt, daß solcher Ablaß allen Gläubigen gewährt werde, welche unserer lieben Frau vom Rosenkranz ein Salve widmen würden. Unter dem Bild stand ein spanischer Vers, worin die heilige Jungfrau Maria eine süß duftende Rose im himmlischen Garten genannt wird.

Diesen Ablaß für vierzig Tage Sünden konnte man für einen Viertelspeso, ungefähr einen Reichsthaler nach unserem Geld, kaufen. Daß Menschen in einem Lande, wo solche Sündenvergebungen noch offen

fabricirt, verkauft und gekauft werden, gleichwohl fromm und harmlos bleiben, ist merkwürdig. Aber es ist so. Das arme Landvolk auf Cuba soll ausgezeichnet gutmüthig und friedfertig sein. Dieß kommt gewiß von der milden Luft. Die Leute in meinem ländlichen Wohnsitz waren von den canarischen Inseln, wo es für arme Leute schwerer sein soll sich fortzubringen, als in Cuba. Es kommen deßhalb auch viele arme Bauern von dort hieher.

Ungefähr um zehn ging meine Wirthin auf eine Anhöhe in der Nähe des Hauses und blies in eine Muschel, die einen durchdringenden, lang nachhallenden, aber nicht unmelodischen Ton von sich gab. Dies war das Signal für die draußen im Thal arbeitenden Männer, daß sie sich zum Frühstück versammeln sollten. Der Tisch war für sieben bis acht Personen gedeckt auf einer Piazza unter dem Strohdach des Häuschens, welches die Küche enthielt. Ein Papagei (una cotorra) saß ebenfalls darunter in seinem Käfich von Stahldraht. Violettblaue Tauben ließen sich da und dort um uns her auf dem Dache nieder, und neben uns spazierten Hennen und Hähne mit wunderbar schiefen Hälsen, die ihnen ein krankhaftes Ansehen gaben. Die Männer, ältere und jüngere, mit dunkeln und freudlosen Gesichtern, versammelten sich zum Frühstück, das aus gesalzenen Stockfischen und Jamswurzeln, Maisbrod, gebratenen Platanos (eine gröbere Art von Bananas) und Speck bestand, wie auch aus einem gewissen hellgelben Mehl, das in einer großen Schüssel aufgetragen wurde, dessen Namen und Gebrauch ich jedoch nicht erfahren konnte, denn Cäcilie sprach unvollkommen englisch. Das Frühstück war reichlich, aber schlecht zubereitet und schlecht aufgetragen. Zum Mittagessen kam auch gekochtes Fleisch nebst braunen Bohnen und Reisgrütze, aber Alles so schlecht gekocht, so hart und unschmackhaft, daß ich Nichts von dem Tel-

ler essen konnte, welchen die wohlmeinende Fermiera mir gehäuft voll vorsetzte. Und hätte nicht Cäcilie für mich etwas Reisgrütze nebst Kartoffeln (etwas Anderes wollte ich nicht mitnehmen) gehabt, welche sie kochte und die wir dann mit frischer Butter, ebenfalls aus Matanzas mitgebracht, verzehrten, so hätte ich den ganzen Tag hungern müssen. Aber jetzt lebte ich wie eine Hirtin in der Mythe und krönte mein Mahl mit Bananas und delicatem Zuckerkuchen.

Mit Cäcilie plauderte ich allerlei. Sie war als Kind aus Africa geraubt worden; sie zählte erst acht Jahre, als man sie von ihrer Mutter nahm, und diese Mutter stand noch so lebendig vor ihren Augen. Sie erinnerte sich, wie die Mutter sie geliebt hatte, wie zärtlich sie gegen sie gewesen war. Um ihre Mutter wieder zu sehen, wünschte Cäcilie nach Africa zurückzukehren. Sie klagte nicht über ihre Herrschaft. Diese war immer gut gegen sie gewesen. Besonders fühlte sie sich jetzt glücklich in ihrer Lage, aber sie sehnte sich ihre Mutter wieder zu sehen.

Und Cäcilie darf sie gewiß bald wieder sehen, aber — im Himmel.

Zwei braune, dunkeläugige kleine Kinder, Joannito und Annita, waren meine Spielcameraden in der Stube; besonders der kleine Junge zeigte große Lust zum Spielen, aber auf eine stille angenehme Weise.

Ich zeichnete ein wenig, als ich auf der Piazza unter dem Strohdach saß, und nachdem die Hitze des Tags vorüber war, ging ich mit Cäcilie aus, um das Thal seiner ganzen Länge nach zu durchstreifen. Das führten wir auch wirklich aus, obschon die Wanderung lang war und Cäcilie so müde wurde, daß ich Angst um sie bekam. Aber dadurch, daß wir an mehreren Orten unterwegs ausruhten, gelang es uns, wohlbehalten in unser Haus zurückzukommen, jedoch nicht bevor die Sonne untergegangen war und die Sterne

klar ins Thal herabschauten. Wir begegneten unterwegs Niemand, sondern nur in der Dämmerung einigen Monteros, die uns mit freundlichen melodischen Stimmen ein buena tardi (guten Abend) oder adios (grüß Gott) zuriefen.

Das Thal war sich durchgängig sehr gleich; es ist eine Fortsetzung von schönen Palmenhainen; da und dort lag eine kleine Gruppe von etlichen palmenbedeckten Häusern, und gegen das Ende des Thals, das hier auch von Bergen umschlossen wurde, obschon weniger hoch, als die Pfanne von Matanzas und Combre, befand sich eine Zuckerpflanzung mit Zuckermühle, Negersklaven, Sklavenhütten und dergleichen Zubehör. Auch dieses schöne Thal hatte also seinen Theil an dem alten Fluche. Unbeschreiblich schön war die Abendröthe über den grünen Höhen und des Himmels milder Glanz durch die Palmen hindurch; und als die Sterne hervortraten, schienen sie mir größer und heller zu sein, als ich sie je zuvor gesehen hatte.

Dieses schöne Thal hat jedoch keine Erinnerungen, welche der reinen Blicke des Himmels würdig wären. Seinen Namen Yumori hat es, wie man sagt, von dem Todesruf io mori erhalten, womit sich die indianischen Eingeborenen, um nicht von den Spaniern niedergemetzelt zu werden, über den Berg hinab in den Fluß warfen, der einen Theil des Thales durchschneidet. Und der kleine Hof in dem Palmenhain oben im Gebirge, dessen Zierlichkeit mich am ersten Morgen entzückte, hat blos von blutigem Familienzwist zu erzählen. Ein Vater wohnte da mit mehreren Söhnen. Sie sollten den Hof theilen; aber es entstand Streit wegen der Gränzen der Besitzungen, und jeden Morgen wurden gewisse Gränzzeichen versetzt. Eines Morgens — an einem dieser schönen tropischen Morgen! — kam es zu einer Schlägerei zwischen denjenigen, die sich um das Gränzzeichen zankten, andere Mitglieder der Fa-

milie kamen von beiden Seiten zu Hülfe, und der Ausgang des Kampfes waren — elf Leichen. So hat man mir erzählt. Dies geschah vor nicht gar langer Zeit, und der Hof gehört jetzt einem der überlebenden Söhne des Hauses. Solcher Art sind die Traditionen des Yumorithales, und Matanzas — Matanzas, wo die Hauche der Luft mit einem so eigenthümlich entzückenden, heilkräftigen Leben spielen, Matanzas ist der Name eines Blut- oder Schlachtfeldes, und heißt so nach einer blutigen Schlacht, in welcher mehrere Hundert von den ersten indianischen Bewohnern der Insel getödtet wurden. Es ist traurig nur daran zu denken. Aber nicht ohne Freude fühle ich den Odem Gottes im Winde über die einst blutigen Felder hingehen. Denn er sagt mir: Wenn alle Mordscenen und Streitigkeiten auf Erden aufgehört haben, so ist doch Er derselbe, und Sein Leben bleibt dasselbe, ewig wirkend, ewig heilend, verjüngend, und schöne Palmen, Cupidos Thränen, Colibris, alle schöne Wesen und Gestalten des Lebens kommen damit und bleiben.

Mrs. Baleys Volante holte mich und Cäcilie spät am Abend ab. Wir nahmen Zuckerrohr von der Plantage mit, denn Cäcilie wollte das den kleinen Mädchen daheim bringen, und meine artige Fermiera schenkte mir als Beweis ihres herzlichen Wohlwollens ihre indulgencia (Ablaß) für vierzigtägige Sünden, ein Document, das ich nach Schweden mitnehmen und dem Bischof F. schenken werde.

Halb gebraten von der Hitze in meinem ländlichen Wohnsitz, kam ich nach Haus und hatte drei Tage zu thun, um mich von den Schwärmen von Flöhen zu befreien, die ich von der idyllischen Fahrt mitbrachte.

Die Menge des kleinen Ungeziefers aller Art ist wirklich eine der Plagen dieser schönen Länder (ich fand diese Landplage auch in Südcarolina und Geor-

gien). Hatte man ein Stückchen Kuchen oder Brod im Zimmer liegen, so sammelten sich sogleich Schaaren von kleinen Würmern und Insecten um dasselbe. Hier auf Cuba sind besonders die Ameisen lästig, und es gibt hier eine Art kleiner Ameisen, von denen man sagt, daß sie große Häuser untergraben. In den letzten Tagen, als ich zu meinem Zeitvertreib meine Erinnerungen aus dem Yumorithal malte und unter ihnen Cupidos Thränen, geküßt von kleinen Colibris, hatte ich einige dieser Blumen auf dem Tisch neben mir liegen — nämlich nur die kleinen abgefallenen Blumen — um ihre Adern und Bauart deutlicher zu sehen. Aber zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß eine der Blumen um die andere vom Tische verschwand: ich nahm neue, aber bald waren auch sie fort. Ich konnte nicht begreifen, wie dieß zuging. Zufällig warf ich meine Blicke an die Zimmerwand hinauf und sah jetzt zu meiner Ueberraschung meine Blumen in langen Reihen gegen das Dach hinaufspazieren. Ganz kleine, hellfarbige Ameisen zogen sie empor und machten ordentlich Queue vor dem Dachgiebel, wo sie meinen Blicken entschwanden. Sie waren so klein und hell, daß ich sie im Anfang nicht bemerkt hatte. Eine einzige Ameise zog so eine Blume, die zwölfmal größer war als ihr kleiner Körper, an der Wand hinauf.

Eines Abends war ich als Zuschauerin bei einem großen Ball, welchen freie Neger in Matanzas für die Wohlthätigkeitsanstalt in der Stadt gaben und wozu das weiße Publicum als bezahlender Gast eingeladen wurde. Der Ball wurde im Theater gegeben und das zuschauende Publicum füllte die Logen. Mr. Baley und mein junger, freundlicher Landsmann, Herr Franke, führten mich hin, und ein mir unbekannter Wohlthäter am Eingang, ich glaube ein Spanier, eilte das Entree für die fremde Sennora zu bezahlen. Aus dieser Veranlassung muß ich erwähnen, daß das, was ich hier

von der Artigkeit der Spanier gegen Damen erzählen hörte, alle meine Erfahrungen bei andern Völkern übersteigt, und die Ritterlichkeit der Amerikaner kommt dagegen gar nicht in Betracht. Es ist wahr, daß dieß oft wie eine Uebertreibung erscheint, die sehr wohl auch ganz leer und gehaltlos sein könnte. Aber etwas Schönes und Nobles liegt doch in diesem Brauch und in diesen Formen. Dazu gehört auch, daß man für Damen (sogar für Männer, wenn sie fremd sind) ihre Aufkäufe in Galanteriebuden, Restaurationen, Conditoreien u. s. w. oder auch im Theater und auf Bällen u. s. w. bezahlt, ohne daß die Dame oder der Gast irgend eine Ahnung davon hat, von wem die Artigkeit kommt. Du gehst z. B. in einen Galanterieladen und kaufst eine Flasche Eau de rose, oder in eine Zuckerbäckerei und kaufst einige Zuckersachen (Cubaer dulces oder Süßigkeiten sind sehr berühmt) und Du willst sie bezahlen. Du rückst mit Deinem Peso heraus, aber Du erhältst ihn mit einer artigen Verbeugung und mit der Bemerkung: „Es kostet nichts, Sennora," zurück. Alles Protestiren hilft da nichts und ist nicht der Mühe werth. Irgend ein Dir vielleicht unbekannter, aber dem Herrn des Ladens wohlbekannter Herr ist unter den Besuchenden gewesen oder vielleicht noch da, und hat dem Herrn einen verstohlenen Wink zugeworfen, welcher bedeutet: „Ich bezahle für sie!" Er verläßt dann den Laden oder liest seine Zeitung, und Du erfährst niemals, wem Du für die Artigkeit zu danken hast. Einige meiner weiblichen Bekannten in Havannah haben mir gesagt, sie seien zuweilen durch eine fortwährende Artigkeit in dieser Beziehung in Verlegenheit gebracht und belästigt worden, weil diese ihnen stillschweigende Verbindlichkeiten auferlege, deren sie sich nicht entledigen können, und ich begreife wohl, daß die Sache auch ihre kitzlichen

Seiten haben muß, aber sehr artig ist es dennoch, und gegen Fremde ist es eine schöne und edle Artigkeit, die sich sogar die Möglichkeit entzieht Dank zu empfangen. Aber laß uns zu dem Negerbankett und dem Negerball zurückkehren.

Eine lange Tafel, bedeckt mit Blumen, Zierrathen und Lampen, nahm den Fond des Tanzsaales ein. Das Tanzpersonal mochte aus zwei- bis dreihundert Personen bestehen. Die schwarzen Damen waren größtentheils wohl gekleidet nach französischer Mode, und mehrere waren sehr hübsch. Einige Paare führten mit großer Würde und Genauigkeit einige äußerst schwierige Menuette aus. Welch ein einfältiger Tanz, wenn er nicht schön, von hübschen und liebreizenden Leuten ausgeführt wird! Die Haupttänzerin hier war so häßlich, daß sie trotz ihrer wahrhaft prächtigen Kleidung und guten Haltung an einen angekleideten Affen erinnerte, und den Bewegungen ihres Cavaliers mangelte es an natürlicher Geschmeidigkeit, die man überhaupt bei den Negern vermißt.

Aber der Haupttanz des Balles, eine Art von Kreistanz, an welchem die ganze Gesellschaft unter vielen künstlichen Verwickelungen und Entwickelungen theilnahm, indem sie sich auf mannigfache Art gruppirte und mit Ketten von künstlichen Rosen drapirte, dieser war wirklich schön und malerisch; er wurde auch ganz vortrefflich ausgeführt, und hätte er etwas weniger Regelmäßigkeit und mehr natürliches, frisches Leben gehabt, so hätte ich in ihm das Symbol des civilisirten Lebens der Negergesellschaft zu sehen geglaubt. Die schönen dunkeln Augen, die hübschen weißen Zähne, besonders bei einigen schönen jungen Mädchen, glänzten wahrhaft herzerfreuend, während ihre Köpfe sich unter den Halbbogen und Geflechten

der Rosenguirlanden bald neigten, bald wieder emporrichteten.

Mehrere der Neger waren wohlhabend, und man zeigte mir einen jungen Neger in der Gesellschaft, der ein Vermögen von 20,000 Dollars besaß.

Die spanischen Gesetze für die westindischen Colonien haben einige gute und gerechte Bestimmungen zum Vortheil und zur Befreiung der Negersklaven, Bestimmungen, von denen die amerikanischen Sklavenstaaten — zu ihrer Schande sei es gesagt! — weit entfernt sind. Die Gesetze der letzteren verbieten förmlich, daß die Sklaven sich Freiheit und Unabhängigkeit erwerben können. Die spanischen Gesetze dagegen begünstigen sie. Hier kann der Sklave sich für einen gesetzlich festgestellten Preis von 500 Dollars loskaufen, und es sind Richter aufgestellt, um die Rechte der Sklaven zu wahren. Hier darf eine Mutter die Freiheit ihres Kindes vor seiner Geburt mit 15 und nach der Geburt mit der doppelten Summe erkaufen. Sie darf doch ihr Kind aus der Sklaverei befreien. Mittel um Geld zu erwerben, haben die Negersklaven hier, wenigstens in den Städten, weit mehr als in den Sklavenstaaten Amerikas, und sind sie einmal frei, so dürfen sie Handel treiben, Güter pachten, dem Ackerbau und andern Geschäften nachgehen; viele freie Neger erwerben sich hier Vermögen, besonders durch den Handel.

Dagegen ist der Zustand der Sklaven auf den Pflanzungen hier im Allgemeinen weit schlimmer als in den Vereinigten Staaten. Sie wohnen schlechter, haben schlechtere Kost, müssen härter arbeiten und entbehren allen Religionsunterricht. Sie werden ganz wie das liebe Vieh betrachtet, und der Sklavenhandel mit Africa ist hier noch in vollem Gang, obschon nur heimlich. Dieser Tage wurde in aller Stille eine Ladung von 700 Negern aus Africa nach Havannah ge-

bracht.*) Die Regierung der Insel bekommt für jeden Kopf 50 Dollars als Schwänzelgeld und da schweigt sie. Wie hübsch und ehrenvoll!

In den Städten sehen die Neger munter und behaglich aus. Man sieht viele schöne, wohlgewachsene und nicht selten hübsch gekleidete Mulattinnen auf Promenaden und in Kirchen. Die hellfarbigen Mulatten kommen an Farbe und Zügen den Spaniern oft so nahe, daß sie schwer zu unterscheiden sind. Die Spanier sollen im Allgemeinen gegen ihre Haussklaven sehr gut und nicht selten schwach gegen ihre Schwachheiten sein.

Den 2. März.

Guten Morgen, mein Herzchen! Ich komme aus der Messe in der Kirche von Matanzas (denn Matanzas hat blos eine einzige Kirche, obgleich es eine Bevölkerung von etlichen und dreißigtausend Seelen zählt). Ich hörte da donnernde Musik von dem spanischen Militär in der Stadt, eine Musik, die große Aehnlichkeit mit der Tanzmusik hatte; ich sah eine große Parade der im Mittelschiff der Kirche schaarenweise auf zierlichen Teppichen knienden Damen, viele schön, alle in großer Toilette von Seide und Sammt, mit Juwelen oder Blumen, bloßen Hälsen und Armen, sämmtlich mit einem durchsichtigen schwarzen oder weißen Flor

*) Diese armen Menschen werden hier nicht öffentlich verkauft, sondern unter der Hand. Sie sollen äußerst geschwächt sein und ganz elend aussehen, wenn sie nach der Reise von Africa her, die für sie ein dreiwöchiges Märtyrerthum ist, ans Land gebracht werden, und man muß sie einige Zeit gut nähren und pflegen, bevor sie Käufer anlocken können.

über die ballmäßige Gestalt geworfen und offenbar mehr mit ihrem Aussehen als mit ihren Gebetbüchern beschäftigt; rings um sie her Reihen von stehenden, wohlgekleideten Herren, augenscheinlich mehr mit Betrachtung der Damen, als mit irgend etwas Anderem beschäftigt; Gottesdienst und Andacht gar nicht vorhanden, außer, wenn ich dem Gesicht nach urtheilen darf, bei zwei Personen, wovon die eine ein älterer Mann und Spanier, die andere eine Mulattin war. Im Uebrigen großes Spectakel mit Priestern und Ceremonien. Der Chor der Kirche war bis ans Dach hinauf mit Palmzweigen, Fahnen und Heiligenbildern geschmückt. Palmzweige wurden gesegnet und ausgetheilt. Spanisches Militär nahm an der Feier Theil, Soldaten waren in Reih' und Glied in der Kirche aufgestellt, — die meisten schienen mir ganz junge Bursche zu sein, von geschmeidigen Gestalten und feinen schönen Zügen. Sklaven und Sklavinnen hatten sich, nachdem sie die Teppiche für ihre Gebieterinnen und deren Töchter ausgebreitet, in den Hintergrund der Kirche zurückgezogen; dort knieten sie auf steinernem Boden nieder. Eine Fremde und Protestantin kniete unter ihnen und betete — für sie, wie für sich und die Ihrigen. Aber ihr Gebet ist hier an und für sich eine Danksagung. Auch sie erhielt von den gesegneten Palmzweigen und wird dieselben zum Andenken an diese Morgenstunde in ihre Heimath weit oben im Norden mitnehmen. Es war eine schöne, warme, sonnige Morgenstunde. Das Leben sah schön und leicht aus für Alle. Ach, wenn dieses innere Leben hier dem äußeren entspräche, so wäre es leicht hier zu leben und zu lobpreisen.

Die schönen Trachten machen mir hier auch Vergnügen, obschon ich sie in der Kirche mißbilligen muß, und die spanische Mantille, die jedoch immer mehr in Abnahme kommen soll, ist von unendlich pittoresker

Wirkung. Auch Negerinnen und Mulattinnen tragen sie meistens wie einen Shawl über den Kopf geworfen und von dickerem Zeug, um sich gegen die Sonne zu schützen, wenn sie mitten am Tag ausgehen müssen. Einige Male und auch heute habe ich Frauenzimmer, die offenbar nicht arm waren, in Kleidern von grober, grauer Sackleinwand und mit Shawlen von demselben Gewebe über dem Kopf gesehen. Man sagt mir, dieß geschehe in Folge eines Gelübdes, welches sie im Gebet für sich oder die Ihrigen in Noth oder Krankheit gethan haben.

Heute Mittag um zwei Uhr verlasse ich Matanzas, um mit meinen freundlichen Wirthsleuten nach einer Zuckerpflanzung, welche den Eltern der Mrs Baley gehört, in einer Gegend mit Namen Limonar, ungefähr fünfzehn Meilen von hier, zu fahren. Dort will ich Bäume und Blumen studiren und was der liebe Gott nur will. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Limonar begebe ich mich zur Frau von Coninck, die auf einer großen Zuckerpflanzung zwischen Matanzas und der Stadt Cardinas lebt. Freundliche, gastfreie Menschen lassen mirs auch hier nicht an Gelegenheit fehlen Land und Volk zu sehen. Und ich kann nicht sagen, wie dankbar ich diese Güte empfinde und erkenne.

Ariadnehaag, den 7. März.

Hier habe ich jetzt beinahe eine Woche mitten im offenen Schooße der Sklaverei gelebt, und die ersten Tage meines Hierseins waren davon so niedergedrückt, daß ich zu nicht viel taugte. Dicht vor meinem Fen-

ster — das Herrenhaus auf der Plantage ist einstockig — muß ich den ganzen Tag einen Trupp Negerweiber unter der Peitsche arbeiten sehen, deren Geklatsche (obwohl in bloßer Luft) über ihren Köpfen nebst des Treibers (eines Negers) wiederholtem, ungeduldigem Ruf: arrea! arrea! (tummelt euch! vorwärts!) sie in beständiger Arbeit erhält. Und des Nachts — die ganze Nacht hindurch — höre ich ihre müden Tritte, wenn sie auf den großen steinernen Böden vor meinem Fenster die zerdrückten Zuckerrohre, die sie aus der Zuckermühle tragen, zum Trocknen ausbreiten. (Bei Tag besteht ihre Arbeit darin die getrockneten Rohre (la bagaza) zusammenzurechen und in Körben nach der Zuckermühle zurückzutragen, wo sie dazu dienen die Oefen zum Zuckersieden zu heitzen.) Denn die Arbeit auf einer Zuckerpflanzung muß während der ganzen Zeit der Zuckerernte Tag und Nacht fortgehen, und diese währt auf Cuba über die ganze Zeit, welche la Seca genannt wird, d. h. ungefähr das halbe Jahr. Es ist wahr, daß ich die Weiber während ihrer anhaltenden Arbeit oft unbekümmert um das Geklatsche der Peitsche schwatzen und lachen sah, und daß ich bei Nacht oft africanische Lieder und muntere Rufe, die aber hier aller Melodie und Musik ermangeln, von der Zuckermühle herüber schallen hörte; auch wußte ich, daß die Arbeiter auf dieser Pflanzung je nach sechs Stunden wechseln, so daß sie immer beinahe sechs Stunden des Tags zur Ruhe und Erfrischung haben, und ebenso zwei Nächte in der Woche, an welchen die Zuckermühle ruht und sie ausschlafen dürfen; — aber ich konnte es dennoch nicht verschlucken. Und ich kann es auch jetzt noch nicht; aber ich kann es besser ertragen, seitdem ich die Munterkeit der Sklaven bei ihren Mahlzeiten und ihr gutes freundliches und freudiges Aussehen im Allgemeinen auf dieser Plantage gesehen habe.

Mehrere Male habe ich die Bohea der Negersklaven besucht, d. h. eine Art niedriger Festungsmauer, auf vier Seiten um einen großen Hof erbaut, mit einer großen Thüre auf der einen Seite, die bei Nacht geschlossen wird. Innerhalb des Hofes sind die Thüren zu den Wohnungen der Sklaven in der Mauer — jede Familie hat ein Zimmer. An der Außenseite der Mauer sieht man bloß eine Reihe kleiner Luftlöcher mit Eisengitter, eines für jedes Zimmer, so hoch oben an der Mauer, daß die Sklaven nicht heraussehen können. Mitten auf dem großen Hof ist ein Gebäude, das als Küche, Waschstube u. s. w. dient. In der Bohea habe ich mehr als einmal den Mahlzeiten der Sklaven angewohnt und sie ihre Kürbisschalen voll von schneeweißem Reis, der in einem ungeheuern Kessel für sie gekocht wird, und den die schwarze Köchin mit ihrem Löffel, wie mir scheint, mit rückhaltloser Freigebigkeit austheilt, holen gesehen; ich habe die weißen Zähne der Sklaven leuchten gesehen und ihr Schwatzen und Lachen gehört, während sie, gewöhnlich gehend oder stehend, die weiße Reisgrütze verzehren, welche sie sehr lieben und wobei sie sich meistens ihrer Finger bedienen; sie haben überdieß gesalzene Fische und geräuchertes Fleisch, auch sehe ich in einigen der Zimmer Büscheln von Bananas und Tomatos. Gesetzlich ist der Plantagenbesitzer verpflichtet, jedem Sklaven ein gewisses Maß trockener Fische oder gesalzenen Speckes in der Woche, nebst einer bestimmten Anzahl Bananas, zu geben. Die Sklavenhalter treiben es darin natürlich nach Wohlgefallen, denn welches Gesetz kann hierüber Ordnung führen? aber das Aussehen dieser Sklaven zeugt deutlich davon, daß sie gute Kost haben und vergnügt sind.

Ich fragte sie oft, indem ich auf ihre Speise deutete: „Ists gut?“ und ich bekam immer ein vergnüg-

tes, offenes Lächeln und die Worte: „Ja es ist gut,“ zur Antwort.

Ich habe schon in America die Franzosen als die am verständigsten berechnenden Sklavenbesitzer schildern gehört, und mein Wirth hier, Herr Chartrain, der Franzose und auf St. Domingo geboren ist, liefert mir einen Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung. Er hält seine Sklaven tüchtig zur Arbeit an, aber er ernährt und pflegt sie gut, und darum arbeiten sie auch munter und rasch.

Im Uebrigen habe ich hier ganz angenehm gelebt mit der freundlichen Familie. Mein Wirth, Herr Chartrain, ist ein artiger, lebhafter und gesprächiger Franzose von viel Scharfsinn und Witz, und ich habe ihm manche schätzenswerthe Aufschlüsse zu verdanken, darunter auch über die africanischen Negerstämme, ihren Character, ihr Leben und ihre Staaten auf der Küste, von wo die meisten Sklaven hieher gebracht werden, und zwar werden sie größtentheils von den africanischen Häuptlingen in Folge einer Uebereinkunft an die weißen Menschenhändler verkauft. Herr Chartrain ist selbst dort gewesen und weiß guten Bescheid. Von ihm habe ich auch die verschiedenen Stämme nach ihren Characterzügen und ihrer verschiedenen Tättowirungsart unterscheiden gelernt. So habe ich die Congos als die Franzosen Africas, ein lebhaftes, heiteres, aber leichtsinniges Volk kennen gelernt. Die Congoneger haben Gesichter mit eingedrückter Nase, breitem Munde, prächtigen Zähnen, dicken Lippen und starken Backenknochen; von Gestalt sind sie kräftig und breit, aber nicht groß. Die Gangasneger nähern sich den Congos. Die Luccomees und Mandingos dagegen sind die edelsten dieser Küstenvölker, stattliche Gestalten mit schönen, oft merkwürdig regelmäßigen und auch edlen Zügen; ihr Character ist ernsthaft. Vom Mandingostamm gehen meistens die Priester und Propheten der Neger

aus. Die Luccomees sind ein stolzes und streitbares Volk; sie sind in der Sklaverei Anfangs schwer zu behandeln, sie lieben die Freiheit und lassen sich leicht zur Wildheit reizen; aber wenn man sie freundlich und gerecht behandelt, soweit man überhaupt Sklaven gegenüber das Wort Gerechtigkeit in den Mund nehmen darf, so werden sie in einigen Jahren die besten und zuverläßigsten Arbeiter in den Pflanzungen. Die Calsavalis oder Caraballis sind ebenfalls gute Leute, obschon fauler und gleichgültiger. Ich habe unter ihnen einige prächtige Gestalten gesehen. Sie haben plattere Nasen und breitere Gesichter als die Luccomees, und sind weniger ernst von Gemüthsart. Alle Neger hier sind im Gesicht tättowirt, einige um die Augen, andere auf den Backenknochen u. s. w., je nach den Nationen, denen sie angehören. Die meisten, auch die Männer, tragen Halsbänder von rothen oder blauen Perlen — die rothen von corallenartigen Samen einer Baumart auf der Insel — und fast alle Männer sowohl als Weiber, haben um den Kopf baumwollene Tüchlein geschlungen. Hier ist auch ein Neger von dem Fulahstamm, ein kleiner Mann mit feinen Zügen und schwarzem, langem, glänzendem Haar, das diesem Stamm eigen sein soll. Dieß sind die vornehmsten von den Negerstämmen und Characteren, die ich hier kennen gelernt habe.

Aber von einem Neger muß ich Dir noch erzählen, dessen Geschichte mit der Familie auf dieser Plantage eng verbunden ist. Er ist ein schönes Zeugniß für den dem Negercharacter eigenthümlichen Edelsinn, wenn er seine rechte Entwicklung erreicht. Der Mann hieß Samstag und war auf St. Domingo Diener bei den Eltern meines Wirths, als die berüchtigte Mordgeschichte anfing. Er rettete mit eigener Lebensgefahr die beiden Jungen seiner Herrschaft — mein Wirth war einer von ihnen — indem er sie Nachts auf seinen

Schultern aus der Stadt durch alle Fährlichkeiten hindurch bis in den Hafen trug, wo er sich eines kleinen Fahrzeugs versichert hatte, auf welchem er mit den beiden Kindern nach Charleston in Südcarolina fuhr. Hier brachte er die beiden Jungen in einer Schule unter und vermiethete sich selbst für Taglohn. Er und auch die Jungen hatten während der schauerlichen Nacht auf St. Domingo Alles verloren. Er hatte bloß ihr Leben retten können. In Charleston ernährte und kleidete er sie und sich mit seiner Arbeit. Jede Woche gab er jedem der Jungen seine drei Dollars von seinem Arbeitslohn. Damit fuhr er fort, bis die Knaben junge Männer wurden, und er selbst ein alter Mann.

Mein Wirth ging zur See und erwarb sich durch seine Thatkraft, die vom Glück begünstigt wurde, ein Vermögen.

Als er später die Pflanzung auf Cuba gekauft und sich da verheirathet hatte, nahm er den alten Samstag zu sich, verpflegte ihn jetzt seinerseits und gab ihm jede Woche drei Dollars Taschengeld als Ersatz dessen, was er in seinen Knabenjahren von ihm bekommen hatte. Der alte Samstag lebte hier lange glücklich und sorgenfrei, von Jedermann geliebt und geachtet. Er starb vor etlichen Jahren in sehr hohem Alter. Er war ein aufrichtiger Christ und sehr fromm, ein guter Christ in jeder Beziehung. Es war eine Ueberraschung für seinen Herrn, als er nach dem Tode des Alten auf seiner Brust ein africanisches Amulet fand, ein fein gedrucktes und zusammengelegtes Papierblatt mit Buchstaben und Worten einer africanischen Sprache, welchem der Neger eine übernatürliche Kraft zugeschrieben zu haben schien. Aber gutes Christenthum bekümmert sich nicht um ein bischen heidnischen Aberglauben, der wie eine Dämmerung nach der alten Nacht zurückgeblieben ist. Unsere guten christlichen

Bauern in Schweden können noch jetzt nicht umhin an Elfen und Zaubergeister, an kluge Männchen und Weibchen zu glauben, und ich selbst glaube bis auf einen gewissen Grad daran. Zaubergeister finden sich wohl und regieren auch, aber „wer recht sein Vaterunser lesen kann, der fürchtet weder Teufel noch Zauber."

Was sagst Du von diesem Negersklaven? Durfte wohl ein Volksstamm, der solche menschliche Helden aufzuweisen vermag, jemals in Sclaverei gebracht werden? Das Beispiel Samstags steht überdieß beim Blutbad auf St. Domingo nicht vereinzelt da. Mehrere Sklaven retteten mit eigener Lebensgefahr ihre Herren oder deren Kinder, und mehrere büßten ihre Versuche mit dem Leben.

Noch tröstlicher als die Besuche in der Bohea der Sklaven waren für mich einige Besuche in Hütten freier Neger im Dorf Limonar, das ein paar hundert Schritte von dieser Pflanzung entfernt liegt. Es war früh an einem schönen Morgen, als ich meine Entdeckungsreise dahin antrat. Die kleinen Häuser, zum großen Theil aus Birkenrinde, andere mit Wänden von geflochtenem Reisig und kegelartig gebaut, alle mit Palmdächern und umgeben von Cocospalmen und andern tropischen Bäumen, ja das ganze Dorf hatte ein africanisches Aussehen, dem entsprechend, was ich von africanischen Hütten und Städten gelesen und gehört hatte. Es war in Allem eine gewisse malerische Unordnung, schön durch die schönen Bäume und erfrischend nach der angloamericanischen Regelmäßigkeit. Die Hütte war so leicht, mit so wenig Mühe als möglich hingebaut, und die Bäume waren von selbst aus der warmen Erde heraufgekommen, um sie zu beschatten. Jeder kleine Feldantheil lag in der Morgensonne wie ein kleines irdisches Paradies da.

Sie waren auch irdische Paradiese, diese kleinen Höfe mit Birkenhütten und Palmen; sie waren größten-

theils Wohnungen freier Neger. Das wußte ich diesen Morgen noch nicht; aber ich ahnte es, als ich durch das Dorf wandelte. Aus einem kleinen Gehege zur Rechten lockten mich einige ungewöhnliche Bäume und Früchte. Ich beschloß einen Morgenbesuch zu machen. Das kleine Gitterthor öffnete sich sogleich. Ich trat hinein und kam auf einen kleinen Sandweg, der links abbog und mich zu einer palmenbedeckten Birkenhütte unter einigen Cocospalmen führte. Etwas weiter unten lag ein buschreicher Hain von Bananas und Mangobäumen, sowie von Bäumen mit weißen runden Früchten, die an weichen Zweigen hingen; neben der Hütte standen hohe Bäume, offenbar eine Art von Palmen, die meine Aufmerksamkeit besonders gefesselt hatten; auch Cactusbüsche und Blumen waren da. Ueberhaupt gab Alles hier eine Ordnung und Sorgsamkeit zu erkennen, die in den Anlagen der Kinder Africas gewöhnlich nicht zu sehen ist. Die Hütte war gut gebaut und gut gehalten, und die vielerlei tropischen Bäume rings umher waren augenscheinlich con amore gepflanzt. Die kleine Hütte hatte auch ihre Piazza unter dem Palmendach, und auf einem Tisch lagen etliche Zuckerrohre.

Die Thüre ins Zimmer stand offen; Feuer brannte auf dem Boden — ein sicheres Zeichen, daß ein Africaner da wohnte; — die Morgensonne strahlte durch die Thüre hinein. Ich guckte auch hinein. Die Stube war geräumig, ordentlich und sauber. Links saß auf seinem niedrigen Bett ein alter Neger in blauer Blouse und mit wollener Mütze auf dem Kopf; er hielt seine Ellbogen auf die Kniee gestützt, sein Gesicht ruhte, gegen das Feuer gekehrt, in den Händen, und er schien halb zu schlummern. Er sah mich nicht und ich konnte mich also ruhig in der Stube umsehen. Ueber dem Feuer stand ein kleiner eiserner Topf mit einem Teller darüber, am Feuer saß eine goldgesprenkelte

Katze, und daneben stand auf Einem Bein ein weißes Küchlein. Feuer, Eisentopf, Katze, Küchlein, Alles schien halb zu schlummern im Sonnenschein, der darüber lag. Die Katze sah mich ein wenig an, schloß aber sogleich wieder ihre Augen und kehrte sich von Neuem gegen das Feuer. Es war das Bild eines ächt tropischen Stilllebens. An den braunen Wänden der Stube herum hingen einige Maisähren, Früchte und trockene Eßwaaren, auch einige Gartengeräthschaften. Nach einer Weile erhob sich der Alte, noch immer ohne mich zu bemerken, wandte sich um und begann seine Betttücher zusammenzulegen; denn das Bett hatte wirklich Etwas von der Art. Er legte also Leintuch und Decke zusammen und rollte zuletzt einen kleinen Teppich von dickem, zierlichem Flechtwerk, der auf dem Boden neben dem Bette lag, ebenfalls zusammen. Nachdem er alles Das mit vieler Ordnung weggelegt, setzte er sich wieder auf sein kleines Bett, das aus einigen wenigen Brettern bestand, und stierte von Neuem schläfrig ins Feuer. Aber jetzt schaute er auf und wurde mich gewahr; er blinzelte mich gleichsam zum Gruß freundlich an und sagte: „Caffee!“ Ich weiß nicht, ob er mich zum Caffee einlud, oder ob er solchen von mir begehrte. Die Katze und das Küchlein schienen ein Frühstück zu wittern, sie begannen sich zu regen, und da ich vermuthete, daß die Frühstückstunde nahe sei und das Frühstück über dem Feuer fertig stehe, so sagte ich zu dem Alten, zur Katze und zum Küchlein: „Buena mesa! Retornero“. (Guten Appetit! ich werde zurückkommen.) Sie mochten es verstehen, so gut sie konnten; ich ging jetzt weiter auf der kleinen Pflanzung herum.

Im Bananashain waren ein paar kleine Reiserhütten, und in jeder von ihnen wohnte ein großes Schwein, das jetzt gerade große Bananasblätter frühstückte. Schweine sind der vornehmste Reichth-

der ackerbauenden Neger wie auch der Plantagensklaven. Sie mästen diese Thiere ohne Schwierigkeit mit Bananasblättern und Erdfrüchten und verkaufen sie dann zu zwölf bis fünfzehn Pesos (Dollars) das Stück. Jenseits des Haines mit den Obstbäumen und den Schweinen war einiges Ackerland mit Wurzelfrüchten und Mais, ziemlich verwahrlost. Hier traf ich an der Arbeit, aber offenbar an einer Arbeit ad libitum einen Neger und eine Negerin. Wir grüßten einander und suchten zu conversiren, aber es kam blos zu einem Gelächter. Sie lachten über meine Worte und meine Unbegreiflichkeit, und ich lachte über ihr gutes, herzliches Lachen, ein wahrhaft tropisches, seelenvergnügtes Lachen. Es wird Einem warm ums Herz, wenn man die Neger schwatzen und lachen sieht.

Das Gütchen, das mir einige Morgen groß zu sein schien, war mit einer Art von Einfriedigung umgeben, die theils aus Zaunstecken, theils aus einer steinernen Mauer und theils aus einer lebendigen Hecke bestand. Nachdem ich Alles, was ich sehen wollte, gesehen, gelacht und dem Negervolk die Hände geschüttelt hatte, begab ich mich nach der Zuckerpflanzung zurück, um mein Frühstück zu verzehren.

Von Herrn Chartrain erfuhr ich, daß die hohen palmartigen Bäume, die an den Stämmen entlang mit Büscheln von Früchten, ähnlich kleinen Cocosnüssen, behangen waren, Papaya hießen und die weißen Früchte Caimetos; daß der alte Neger, den ich besucht hatte, Pedro hieß, von einer freien Mutter geboren war und sich stets als ein braver, rechtschaffener Mann erwiesen hatte. Er hatte selbst sein Haus gebaut und selbst die Bäume auf seinem Gütchen gepflanzt, das er für fünf Pesos jährlich von der Kirche in Pacht hatte. Das Dorf Limonar war, wie ich geahnt, zum großen Theil von Negersklaven, die sich losgekauft und Land gepachtet hatten, erbaut und bewohnt; aber

viele, sagte man mir, seien nicht so ehrenwerth, wie der alte Pedro, viele seien faul und ernähren sich lieber damit, daß sie Zuckerrohr, Früchte u. s. w. stehlen, als daß sie dieselben produciren.

Auf meinen Wunsch begleitete mich Madame Chartrain eines Nachmittags auf einem Besuch bei den Negern in Limonar, um bei meiner Unterhaltung mit ihnen als Dolmetscherin zu fungiren. Diese Dame ist in ihrem Wesen ebenso still und mild, wie ihr Mann lärmend und lebhaft; sie ist musikalisch und hat eine Stimme, die wahre Musik ist, besonders wenn sie die schöne spanische Sprache spricht. Wir besuchten verschiedene Negerwohnungen. Die meisten waren weniger behaglich eingerichtet als die Pedros. Die Neger hatten ihre Erdantheile im Pacht gegen eine geringe jährliche Abgabe, oder bearbeiteten sie dieselbe gegen die Hälfte des Ertrags, die sie an spanische Creolen abzuliefern hatten. Ich fragte sie, ob sie nach Africa zurückzukehren wünschten, darauf antworteten sie lachend: Nein! Sie hätten es gut hier! Die Meisten waren gleichwohl noch in ihren ersten Jugendjahren aus Africa geraubt worden. Einem Weib fehlte der linke Arm. Madame Chartrain fragte sie, wie das zugegangen sei, und nun erzählte sie auf Spanisch mit lebhaften Geberden eine Geschichte, welche meine Wirthin mir nicht verdolmetschen wollte; aber aus dem wehmüthigen, bekümmerten Ausdruck in ihrem milden Gesicht ersah ich, daß ich die Erzählung nicht mißverstand, wenn ich annahm, daß es sich um irgend eine Grausamkeit handelte, die sich ein Sklavenbesitzer oder sein Agent gegen die wehrlose Sklavin erlaubt hatte. Zuletzt gingen wir zu dem alten Pedro. Ich brachte ihm Caffee mit und einige spanische Redensarten für die Leute, die ihn verpflegten, den Mann und die Frau, die ich am Morgen auf dem Feld getroffen

hatte. Sie waren jetzt in der Stube und der alte Pedro saß darinnen wie vorher.

Dem Mann war sein rechter Arm in der Zuckermühle zerquetscht worden; man hatte ihn über dem Ellbogen abgenommen. Später hatte er sich für zweihundert Pesos loskaufen können; auch das Weib hatte sich losgekauft, wenn ich mich recht erinnere, für dieselbe Summe. Ich fragte sie, ob sie nach Africa zurückkehren möchten? Sie antworteten mit lautem Lachen: „Nein! Was sollten wir dort machen? Wir sind glücklich hier.“ Sie waren seelenvergnügt und ungemein munter. Ich ermahnte sie gut zu sein gegen den alten Pedro. Gott würde es ihnen vergelten. Sie antworteten laut lachend: „Ja, ja!“ Ich habe niemals gefunden, daß ich so ergötzlich sein konnte, wie da.

Es war dunkel geworden, während wir an dem Häuschen unter Cocos- und Papayabäumen standen, und die Sterne kamen sanft flimmernd hervor aus dem tiefen Blau. Von dem ziemlich hohen Platz aus, wo wir standen, sahen wir die rothen Feuer aus den irdenen Oefen in Herrn Chartrains Zuckermühle leuchten und hörten die wilden Gesänge und das Geschrei aus den Zuckermühlen rund umher. Da war Sklavenarbeit, rastloses Leben, die Herrschaft der Peitsche, der glühende Ofen der Sklaverei; hier Freiheit, Friede und Ruhe unter dem schönen Tropenhimmel, im Schooß eines reichen Fruchtgartens. Der Contrast war augenfällig.

Cuba ist zu gleicher Zeit die Hölle und das Paradies der Neger. Der Sklave hat auf der Plantage eine härtere Arbeit, aber mehr Zukunft, mehr Aussicht auf Freiheit und Glück, als der Sklave in den Vereinigten Staaten.

Der Sklave an den heißen Oefen der Zuckermühle kann zu den Höhen, wo die Palmen winken, hinüber-

schauen und denken: „Ich werde eines Tags unter ihnen ausruhen.“

Und wenn er es so weit gebracht hat, wenn er da lebt, wie der alte Pedro in der Hütte, die er selbst erbaut, unter den Bäumen, die er selbst gepflanzt hat, oder wie der Mann mit dem zerquetschten Arm und seine Frau — wer ist dann glücklicher als diese Leute? Die Sonne gibt ihnen Kleider, die Erde gibt ihnen gegen geringe Mühe reichliche Nahrung; die Bäume lassen ihre schönen Früchte für sie fallen, geben ihre Blätter, um ihre Wohnung zu bedecken, um ihr Vieh zu nähren; jeder Tag ist schön und sorgenfrei, jeder Tag hat seinen Genuß. — Sonne, Ruhe, Früchte, Leben in einer Luft, deren Einathmung allein schon Seligkeit ist; der Neger begehrt nicht mehr. Und wenn er am Abend und in der Nacht die rothen Feuer aus den Zuckermühlen leuchten sieht und das Geklatsche der Peitsche und das Geschrei von da hört, dann kann er zwischen den Palmen über seinem Haupte hindurch zu den milden Sternen emporschauen und den Herrn des Himmels preisen, welcher auch dem Sklaven einen Weg aus der Gefangenschaft zum Paradies noch auf Erden bereitet hat. Denn auch er war dort beim heißen Ofen in der Zuckermühle, unter der Peitsche des Treibers. Jetzt ist er hier in Freiheit und Frieden unter seinen Palmen. Auch sein bedrückter Bruder kann kommen. Was macht es ihm, daß sein Arm zerquetscht worden ist? Sein Herz ist gesund. Er ist frei und glücklich, und Niemand wird ihm seine Freiheit nehmen.

Der Neger unter spanischer Herrschaft kann eine Hoffnung besitzen und ein Dankgebet sprechen, wozu er unter der freien Flagge der amerikanischen Union nicht ermächtigt ist.

Heute ist es Sonntag, und Herr Chartrain erweist mir die Artigkeit, mich die Neger auf der Plantage sehen zu lassen, wie sie Vormittags ein Stünd-

chen vertanzen. Sonst pflegen sie über die Zeit der Seca nicht zu tanzen. Aber sie thun es, wenn sie nur Erlaubniß dazu erhalten, gerne, ungeachtet ihrer angestrengten Arbeit bei Tag und Nacht. Schon höre ich die africanische Trommel mit ihrem eigenthümlichen, bestimmten, muntern Takt, und nachdem ein kleiner Negerjunge getauft worden, wird der Tanz beginnen.

Ich habe hier angenehm gelebt mit der freundlichen Familie, in welcher große gegenseitige Ergebenheit und viel Munterkeit vorzuwalten scheint, so wie wir es mit einander daheim hatten, als wir noch zahlreich im Hause waren. Vier Söhne und drei Töchter lärmen mit einander und necken sich freundlich beim Essen und in den Zwischenstunden, und der jüngste Knabe ist so kindlich schalkhaft, daß er auch mich verführt Späße mit ihm zu machen. Morgens und Abends mache ich meine einsamen Ausflüge in die Gegend, meistens begleitet von drei großen Bluthunden, die ich nicht loswerden kann, die aber lammfromm sind und sich ganz still um mich her niederlegen, während ich irgend einen merkwürdigen Baum oder andern Gegenstand abzeichne; und es ist vielleicht nützlich, daß ich sie bei mir habe, denn es sollen viele entwichene Negersklaven auf der Insel umherstreifen, und die Hunde dienen mir zum Schutz vor einer Ueberrumpelung; diese Thiere sind so dressirt, daß sie gegen die Weißen ganz fromm, den Schwarzen aber sehr gefährlich sind, und die Schwarzen haben große Angst vor ihnen.

Ich habe ein paar merkwürdige Bäume abgezeichnet, einen schönen Ceiba in seiner vollen Gesundheit und Pracht — es ist ein wahrer Prachtbaum — und einen Ceiba in den Armen seiner schrecklichen Mörderin oder Geliebten, oder Beides in Einem. An diesem Baum sieht man den Schmarotzer mit riesigen Händen nach dem Stamme greifen und ihn gleichsam in seiner

Umarmung ersticken. Ich habe auch hier mich sehr erlabt an der balsamischen Luft und an dem ungewöhnlichen Schauspiel, welches die Vegetation darbietet. Es sind einige schöne Alleen (auf spanisch Guadarajahs genannt) auf der Plantage, eine von Königspalmen, eine von Mangobäumen u. s. w. Abends wenn es gedunkelt hat, machen wir, da die ganze Familie musikalisch ist, Musik bei offenen Thüren, während die Hauche der Luft ins Zimmer hereinspielen.

Zucker kann ich von Anfang an bis zu Ende bereiten, wenn ich nämlich Zuckerrohr und eine Zuckermühle habe. Das Verfahren ist so einfach und so kurzweilig anzusehen, daß ich glaube, Du wirst es nicht ungerne hier auf dem Papier sehen, wie ich es in Herrn Chartrains zierlich gehaltener Zuckermühle gesehen und betrachtet habe. Aber zuerst müssen wir das Zuckerrohr abschneiden sehen. Es wogt auf dem Felde als ein dickes und hohes grünes Schilfrohr. Die Stämme, in der Dicke von tüchtigen Stöcken, sind jedoch gelb und haben theils feuerfarbene Striemen und Flecken, theils andere unterscheidende Kennzeichen, z. B. von kürzerem oder längerem Abstand zwischen den Gliedern, je nach ihrer Art, denn es sind mehrere Arten Zuckerrohr da, wie z. B. das Otahaitirohr, das Bandrohr u. s. w. Das Rohr wird nahe an der Wurzel mit einer scharfen Scheere oder einer kurzen krummen Sichel abgeschnitten, ein oder zwei Rohre auf einmal; die grüne Spitze wird abgeschnitten und das Rohr auf die Seite geworfen. Die Neger bewerkstelligen diese Operation mit vieler Raschheit und Behendigkeit, wie es scheint auch con amore; man sagt, sie haben eine Freude am Zerstören, und ich möchte dieß beinahe glauben; es knarrt und knistert munter unter den Rohren; es ist eine heitere Arbeit und die schwarzen Gestalten mit ihrer breiten Brust und ihren sehnigen Armen nehmen sich hübsch aus dabei. Die abgehauenen

Rohre werden auf Wagen geladen und mit Ochsen nach der Zuckermühle geführt. Gleich bei der offenen Thüre derselben werden sie von Weibern in eine breite erhöhte Rinne abgeladen, welche ins Haus hinein zu einem erhöhten Platz führt, wo zwei breite Mühlsteine sich in entgegengesetzter Richtung von einander bewegen, der eine etwas höher als der andere. An der Rinne entlang stehen Weiber, welche die Rohre zu der Höhe hinaufführen, wo die Steine stehen (ich habe da ein paar junge Weiber arbeiten sehen, die wahrhaft zierlich und schön sind, mit ihren dunkeln, leuchtenden Augen, weißen Zähnen, corallrothen Perlbändern um den Hals und hellrothen Tüchlein um deu Kopf). Und hier auf einer Treppenstufe steht ein Neger, der die Oberaufsicht führt und zusieht, daß alle Rohre richtig zwischen die Mühlsteine kommen. Da wird ihr Saft bei jeder halben Umwälzung der Steine ausgepreßt, und die Rohre die zwischen ihnen nach oben hinaufkommen, fallen ausgedrückt unter den Steinen in eine andere Rinne, auf welcher sie durch die entgegengesetzte Thüre geführt werden und da von der Rinne in ein mit Ochsen bespanntes Fuhrwerk hinabfallen, das, sobald es voll ist, einem andern Fuhrwerk Platz macht. Das gefüllte Fuhrwerk fährt mit der Bagaza fort nach den Steinplatten, und die Weiber entladen es in Körbe und tragen es auf die Steinplatten zum Trocknen, wie wir bereits gesehen haben. Auf der einen Seite des Hauses, wo das Zuckerrohr gemahlen wird, steht das Haus mit der Maschinerie, welche die Steine in Bewegung setzt. Sie wird mit Ochsen getrieben, die man herumführt, wie die Ochsen bei uns, wenn man drischt. Jedes Paar Ochsen hat einen Führer; daher das Geschrei und Gesinge, das man bei Nacht hört. Ein Neger erhebt einen Ruf und spricht ein paar Worte, und die andern antworten im Chor und wiederholen mit einiger Veränderung die

angegebenen Worte, die, wie man mir gesagt hat, größtentheils keine weitere Bedeutung haben. Das Rufen und die Stimmen sind unmelodisch, aber die Neger ermuntern sich auf diese Art bei ihren nächtlichen Arbeiten.

Der Saft, der aus den gepreßten Zuckerrohren strömt, rinnt zwischen den Mühlsteinen in eine porzellanene Rinne hinab, in schiefer Richtung gegen die große Rinne zwischen den beiden Thüren, und von da in ein porzellanenes Bassin, wo er das Reinigungswerk übersteht, worauf er wiederum durch eine andere Rinne in die Zuckersiederei geleitet und hier in großen in der Erde festen Kupferkesseln in der Mauer gekocht und abgeschäumt wird. Bei jedem solchen Kessel steht ein bis um den Leib nackter Neger, der mit einem ungeheuern Löffel, so lang wie der Mann selbst, den kochenden Zuckersaft umrührt und schäumt. Wenn dieser aus dem Rohr rinnt, ist er ein hellgrünes, süßes Wasser; in den Kesseln wird er zu einem dicken, graulichten Syrup gekocht, der, wenn er fertig ist, aus den Kesseln in der Mauer in große flache Pfannen rinnt, wo man ihn erstarren läßt. Wenn der Zucker erstarrt ist, wird er in Stücke zerschlagen, in große Tonnen verpackt und in die Welt hinausgeschickt. (Es gibt auf Cuba keine Zuckerraffinerie, deshalb hat man da keinen ganz weißen Zucker.) Jeder solcher Siedkessel wird durch einen Ofen geheizt, dessen Oeffnung außerhalb der Mauer ist, und in den man beständig Bagaza einwirft, welche getrocknet einen vortrefflichen Brennstoff gibt.

Und dieß ist die Geschichte des Zuckerrohrs, bevor es in Deine Caffeetasse kommt*).

---

*) Es wird dadurch gepflanzt, daß man es der Länge nach in die Erde legt, von wo die Schößlinge aufschießen. Die Blüthe ist eine Rispe, nicht unähnlich

Ach daß diese Süßigkeit unter so vieler Bitterkeit ausgepreßt wird, und daß der Genuß der Menschen so viel Menschenleiden kostet! Denn ich weiß es wohl, was ich hier sehe, ist noch nicht die düsterste Seite der Zuckerpflanzung. Es gibt eine noch weit düsterere — eine, von der ich jetzt nicht sprechen will. Jetzt will ich zum Tanze gehen.

Nach dem Tanz.

Auf dem Grasplatze an der vordern Seite des Hauses steht ein großer Otahaitimandelbaum, dessen laubige Krone sich weit hinaus wie ein Dach über die Erde breitet, die sie beschattet. In diesem Schatten waren vierzig bis fünfzig Neger und Negerinnen in saubern Kleidern versammelt, die Männer meist in Hemden oder Blousen, die Weiber in langen, schmucklosen Kleidern. Hier sah ich Vertreter der verschiedenen Nationen, der Congos, der Mandingos, der Luccomees, der Caraballis u. s. w. auf africanische Weise tanzen, jede Nation etwas verschieden von den andern, aber Alle mit einer wesentlichen Gleichheit in den Hauptzügen des Tanzes. Dieser wird immer zwischen einem Mann und einem Weib ausgeführt und stellt immer ein Verhältniß verliebter Koketterie dar, wobei der Liebhaber seine Gefühle ausdrückt, theils dadurch, daß er an allen Gliedern zittert, während er sich um seine Schöne dreht, so daß er nahe daran scheint aus einander zu fallen, theils in kühnen Sprüngen und Schwingungen, wobei er seine Dame

---

derjenigen, welche das Schilf bei uns trägt, und soll aus einer Menge so kleiner Blumen bestehen, daß man sie mit dem bloßen Auge nicht zu erkennen vermag. Aber nur äußerst selten sieht man das Zuckerrohr blühen. Herr Chartrain hatte es noch nicht gesehen.

oft mit beiden Armen umgibt, jedoch ohne sie zu berühren. Dieß war jedoch bei den Männern verschiedener Nationen verschieden. Ein Caraballis-Neger nahm während des Tanzes seine kleine Schöne zärtlich mit dem einen Arm um den Hals, während er mit der andern Hand eine kleine Silbermünze in ihren Mund legte. Und der schwarze Treiber (ein kleiner, garstiger Bursche, derjenige, unter dessen Peitsche ich die Weiber arbeiten sehe) machte oft von seiner Amtsgewalt Gebrauch, indem er theils während des Tanzes die hübschesten unter den Damen, mit denen er tanzte, küßte, theils den Tanz anderer Männer mit den schönsten oder besten Tänzerinnen unterbrach und ihren Platz einnahm. Denn jeder von den Umstehenden konnte dadurch, daß er einen Stock oder einen Hut zwischen zwei Tanzende hielt, sie von einander trennen und die Stelle des einen von ihnen einnehmen. So konnte ein Weib manchmal mit drei oder vier Männern tanzen, ohne den Platz zu verlassen. Aber auch Weiber konnten einander vom Tanz ausschließen, wenn sie ein Halstuch zwischen die Tanzenden warfen, worauf sie die Stelle der Zurücktretenden einnahmen, und diese Tausche schienen meistens mit großer Gutherzigkeit vor sich zu gehen. Die Zurücktretende lächelte und schien gerne eine Weile auszuruhen, um hernach wieder zu kommen; die Dableibende lächelte noch herzlicher, wenn sie sich als den Gegenstand der Wahl mehrerer Männer erblickte. Der Tanz des Weibes drückt immer eine Art von Verschämtheit, vermischt mit Gefallsucht aus, während sie sich mit niedergeschlagenen Augen auf einem Fleck umdreht, durch Grazie und Manieren an eine calecutische Henne erinnernd, und indem sie mit einem farbigen Halstuch oder Nastuch in der Hand, zuweilen mit einem in jeder Hand, theils den zudringlichen Liebhaber von sich hält, theils ihn halb zu sich lockt — ein Manöver, das vermöge seiner Symbolik unter allen

Völkern und allen Menschenklassen wohl passen könnte, obschon, dem Himmel seis gedankt, nicht für alle Liebende. Um die Tanzenden (ein oder zwei Paare) stehen alle Zuschauer im Kreis, den Tanz mit Gesang begleitend, der aus einer lebhaften, aber eintönigen Wiederholung etlicher Worte besteht, welche von dem im Kreise stehenden, durch die Gesellschaft erwählten Chorführer, der eine Art von Improvisator zu sein scheint, angegeben werden. So oft ein neues Paar zum Tanzen kam, wurde es mit gellem Geschrei begrüßt, und dann wechselte sowohl der Ton als der Text des Gesangs. Aber der Ton war immer ohne Melodie und die Stimmen gleichfalls. Es läßt sich nicht wohl denken, daß diese Stimmen dieselbe Schönheit, dieselbe unvergleichliche melodische Reinheit entwickeln, und diese Völker dieselbe musikalische Fertigkeit erreichen werden, wie in den Sklavenstaaten Americas. Der wilde africanische Apfelbaum mit seinen sauren Früchten hat, auf die Erde Americas verpflanzt, seine Natur und seine Früchte verändert. Der Text des Gesangs wurde mir als unbedeutend geschildert, und ich konnte von keinem den Sinn herausbringen. Ich habe Worte gehört, wie sie unter den französischen Neger-Creolen bei ihrem Tanze gebräuchlich sind, die in ihrem Patois einen Sinn ausdrücken, der wohl auch für den Tanz hier passen könnte; er heißt:

„Mal à tête, c'est pas maladie,
Mal aux dents, c'est pas maladie,
Mais l'amour, c'est maladie!"

„Kopfweh, das ist keine Krankheit;
Zahnweh, das ist keine Krankheit;
Aber Liebe, das ist Krankheit!"

Der Tanz hat keine bestimmte Abtheilung, keine Entwicklung, keinen bestimmten Schluß, sondern scheint

aus fortwährenden Variationen von einem und demselben Thema zu bestehen, die nach dem Gutdünken und der Eingebung der Tänzer improvisirt sind, aber sich in einem sehr beschränkten Kreis bewegen und nicht aus den zitternden Bewegungen, Biegungen und Krümmungen herausgehen, von denen ich gesprochen habe. Tanzt Jemand gut, so treten Männer und Weiber aus dem Kreis, hängen ihm ihre Halstücher um die Schultern, oder setzen ihm einen Hut oder irgend eine Zierath auf den Kopf; und ich sah eine junge Negerin mit einem Mannshut auf dem Kopf und ganz mit Tüchlein behängt sich herumschwingen. Der tanzenden Dame eine kleine Silbermünze in den Mund zu stecken, scheint auch eine gebräuchliche, wenn auch nicht die feinste Art zu sein, um dem Tanz ein Ende zu machen. Die Musik bestand außer dem Gesang aus Trommeln. Drei Trommler standen neben dem Baumstamm, mit den Händen, Handgelenken, Daumen und hölzernen Schlägeln auf dem über ausgehöhlte Baumstämme gespannten Fell spielend. Sie machten so viel Lärm als nur möglich, aber immer mit ungemeinem Takt und Rhythmus.

Es war ein sehr warmer Tag, und ich sah das Weißzeug der zitternden und courbettirenden Cavaliere in einem Zustand, als hätte man es so eben aus der See gezogen. Nichts desto weniger tanzten sie augenscheinlich aus Herzenslust und schienen bis ins Unendliche fort tanzen und singen zu können. Aber nicht weit vom Tanzplatz ließ sich ein starkes Klatschen von einer langen Peitsche vernehmen; sogleich hielt der Tanz inne und die Tänzer eilten gehorsam zur Arbeit. Das Zuckermahlen und Sieden sollte wieder beginnen. Die Sklaven auf Cuba haben keinen Feiertag während der Seca, obschon sie auf Herrn Chartrains Pflanzungen Sonntag Vormittag einige Stunden ausruhen dürfen.

Dieser Tanz unter dem Mandelbaum, um wie viel lebendiger und bedeutungsvoller ist er nicht, als die meisten unserer Gesellschaftstänze, den Walzer ausgenommen! Sie haben zu wenig Natürlichkeit. Dieser Tanz hat vielleicht zu viel; aber er ist lebendig und aufrichtig; auch hat er das Gute, daß alle Mitglieder der Gesellschaft sich als Tänzer, Sänger oder Bravorufer betheiligen können. Niemand ist ausgeschlossen, Niemand braucht unthätig an den Wänden zu stehen, Niemand braucht leblos zu sein oder Langeweile zu haben. Es lebe der africanische Tanz!

Einen interessanten Ausflug habe ich mit der Familie hier nach einer der merkwürdigen Grotten gemacht, die sich in großer Anzahl in Cubas Bergen vorfinden. Sie heißt la Loma (die Anhöhe) de Lorenzo de San Domingo und ist einige Meilen von Limonar entfernt. Madame Chartrain und ich fuhren in der Volante hin, die ganze Jugend des Hauses ritt auf kleinen cubanischen Pferden, den gutmüthigsten und hübschesten aller Pferdearten, welche die Reiter so leicht tragen, daß sie durchaus keine Mühe haben; sie sind klein und bewegen sich in einem kurzen, sehr gleichmäßigen Trab. John Chartrain, ein lebhafter und recht angenehmer junger Mann, ließ durch ein paar Neger Stroh und Reisig nach verschiedenen Theilen der Grotte bringen und es dann anzünden. Dieß gewährte einen schönen Anblick. Unter den hohen, dunkeln Gewölben schwärmten Millionen aufgescheuchter Fledermäuse. Und welche wunderliche Gestalten wurden nicht von den Flammen beleuchtet! Es war eine Welt der Träume, wo Alles, was die Natur bildet und was das Menschenherz träumt und ahnt, in dunkeln, chaotischen Umrissen hervorzukommen schien. Da waren Menschengestalten, gleichsam noch in ihre Windeln eingehüllt, geduldig auf Licht und Leben wartend; da waren Catheder und Throne, Flügel, die

sich von den Mauern losmachen zu wollen schienen, tausend phantastische, theils hübsche, theils groteske und häßliche Figuren — ach! in diesen Schlupfwinkeln der Natur scheint die ganze dunkle Welt enthalten zu sein, welche die geheime Werkstätte des Menschenherzens in sich schließt, aber deren Gestalten wir nicht sehen, außer wenn ein düsteres Feuer in finstern Augenblicken aufflammt. Was ich hier sah, hatte ich in meiner eigenen Brust schon lange vorher gesehen. Und ich weiß, daß es noch da vorhanden ist, obschon Gott die Sonne eindringen und die Palme in den nächtlichen Räumen aufwachsen ließ; ich weiß, daß es jenseits der lichten auch noch dunkle, nächtliche, mir selbst unbekannte, oder wenigstens für das ganze irdische Leben unklare Räume gibt. Aber auch die Geheimnisse des Lebens werden blos augenblicklich und unvollkommen auf Erden aufgeklärt.

Die bestimmteste und schönste Formation in diesem Grottengewölbe war der Pfeiler. Der Tropfen sickert von der Höhe des Gewölbes durch, fällt auf die Erde und erstarrt. Aus erstarrten Tropfen wächst eine kegelförmige Erhöhung; aus erstarrten Tropfen bildet sich eine solche auch oben, und während des Falls der Tropfen wachsen diese gegen einander. Nach Jahrhunderten begegnen sie sich und bilden eine Colonne, welche das Gewölbe zu tragen scheint und nicht selten einer versteinerten Palme gleicht. Mehrere solche Palmenpfeiler standen im Gewölbe der Grotten; mehrere waren noch in ihrer Bildung begriffen. Die Macht des Tropfens ist groß.

Montag Morgen.

Ich bin auf dem Waideland umhergegangen, habe Schmarotzerpflanzen betrachtet und Bäume abgezeichnet. Ein Wald auf Cuba ist eine Zusammenrottung von

dichten und dornigen Gewächsen, die man unmöglich durchdringen kann. Man sieht auf dem Waideland einige schöne, stattliche Bäume, aber auch mehrere, die entstellt sind durch Schmarotzerpflanzen oder andere Ursachen; das Schöne und das Garstige stehen da neben einander. Mitunter sieht man auch Schmarotzerpflanzen auf Schmarotzerpflanzen wachsen. So sah ich heute eine schöne Winde mit großen, weißen Blüthen auf dem Wipfel eines abgestorbenen Baumes mit mehreren schweren Luftpflanzen behangen. Die Winden sind hier in großer Menge vorhanden und bilden mit ihren schönen Blumen die Hauptzierde der lebendigen Hecken, welche durch sie dicht und glänzend werden. Von den Passionsblumen finden sich viele Arten wild vor, theils sehr große, welche Früchte bringen, theils winzig kleine. Einer der schönsten Bäume in dieser Pflanzung ist der Pommerosabaum; er steht jetzt gerade in der Blüthe, und diese hat einen unaussprechlich lieblichen Duft. Bald verlasse ich St. Amelia, werde aber nach der Familie und meinem eigenen Wunsch hieher zurückkehren. Ich wünsche meinen freundlichen Wirthsleuten eine Erinnerung an mich in einem Portrait des jüngsten Knaben, meines kleinen Spielkameraden, zu hinterlassen.

St. Amelia Inhegno (St. Amalienhaag), den 15. März.

Eine große Zuckerpflanzung! Ich sitze im Rauch, der von der Zuckermühle her durch die offenen Fenster in mein Zimmer dringt, ein großes, angenehmes

Zimmer mit wirklichen Glasfenstern, von wo ich eine freie Aussicht auf die Hügel der Camerioca-Kette, so wie auf die Palmenhaine und die Plantagen zu ihren Füßen habe. Ich habe Alles gut hier, nur zu viel von der Zuckerfabrik, die meinem einen Fenster gegenüber liegt und hier in weit größerem Maaßstab angelegt ist, als auf der Ariadne-Plantage. Ist es nicht sonderbar, daß das Wort inhegno, das hier einen umzäunten unangebauten Platz bedeutet und allgemein zur Bezeichnung von Plantagen gebraucht wird, an Laut und Bedeutung unserem schwedischen Wort inhägnad (Gehege) so gleich kommt?

Meine Wirthin, Frau von Coninck, ist eine lebhafte und angenehme Americanerin, Wittwe mit vier Kindern, wovon drei in den Vereinigten Staaten leben, und blos eines (ein hübsches sechzehnjähriges Mädchen) hier bei ihr. Sie lebt hier bei ihrem Vater, einem alten Militär von heiterem Charakter, aber schwach auf den Beinen und die meiste Zeit an seinen Lehnstuhl gefesselt. Ein junger Mr. W., ein americanischer Creole auf Cuba, dessen Pflanzung neben dieser liegt, kommt täglich ins Haus und ist ein angenehmer Gesellschafter. Er besitzt, wie mein Wirth, das Talent einer heitern und leichten Conversation, hinter welcher ein ernster und prunkloser Grund liegt. Zur täglichen Gesellschaft beim Mittagessen und an den Abenden gehört ein junger Mann, der unter dem alten Herrn Vorsteher der Plantage war. Er ist für mich von großem Werth durch die Offenheit und Freimüthigkeit, womit er alle Aufschlüsse ertheilt, die ich nur wünschen kann.

Diese Pflanzung ist weit größer als diejenige, die ich in Limonar besuchte, und ein großer Theil der Sklaven — ein paar Hundert an Zahl — sind neuerdings erst aus Africa gekommen und sehen weit wilder aus, als diejenigen, die ich auf Ariadne gesehen hatte

Sie werden hier auch weit strenger zur Arbeit getrieben, denn hier haben sie auf 24 Stunden nur $4^1/_2$ zum Ausruhen, d. h. zum Essen und Schlafen, und zwar sechs bis sieben Monate lang im Jahr. Den übrigen Theil des Jahres, die todte Jahreszeit genannt, dürfen die Sklaven die ganze Nacht hindurch schlafen. Doch es ist wahr, auch jetzt haben sie auf dieser Pflanzung eine Nacht in der Woche zum Ausschlafen, und jeden andern Sonntag sollen sie Vormittags einige Stunden haben, um auszuruhen. Sonderbar, daß das Volk ein solches Leben aushalten kann. Und gleichwohl sehe ich hier kräftige Neger, die 20, ja 30 Jahre lang auf der Plantage waren. Wenn die Neger sich einmal an die Arbeit und das Leben auf der Plantage gewöhnt haben, so scheinen sie sich darein zu finden. Aber in den ersten Jahren, wenn sie frei und wild aus Africa herüberkommen, fällt es ihnen schwer, und viele suchen sich dann durch Selbstmord der Sklaverei zu entziehen. Dieß geschieht oft unter den Luccomees, die einer der edelsten Stämme Africas zu sein scheinen, und vor nicht langer Zeit fand man elf Luccomees an den Aesten eines Guasima, eines Baumes mit langen, horizontal ausgestreckten Zweigen, hängen. Sie hatten alle ihr Frühstück in einem Gürtel um den Leib gebunden, denn die Neger glauben, daß derjenige Africaner, der hier sterbe, in seinem Vaterland sogleich zu neuem Leben auferstehe. Manche Sklavin legt deshalb auf die Leiche des Selbstmörders dasjenige Hals- oder Kopftuch, das ihr am theuersten ist; denn sie glaubt, daß es auf diese Art ihren Angehörigen im Mutterlande zukommen und einen Gruß von ihr überbringen werde. Man hat Leichname von Sklaven mit hundert solchen Tüchlein bedeckt gesehen.

Man sagt mir hier, daß nur Strenge bei der Behandlung der Sklaven Etwas tauge; daß sie immer

die Peitsche über sich sehen müssen; daß sie ein undankbares Volk seien; daß beim Aufruhr im Jahr 1846 die gütigsten Herren zuerst sammt ihren Familien niedergemetzelt, die strengeren dagegen von ihren Sklaven in die Wälder getragen worden seien, um vor den Aufrührern verborgen zu werden; man sagt mir, daß man, um von den Sklaven geliebt zu werden, gefürchtet werden müsse. Ich glaube es nicht. Dieß liegt nicht in der Menschennatur. Aber es ist ein Unterschied zwischen Furcht und Furcht. Es gibt eine Furcht, welche die Liebe nicht ausschließt, und eine andere, welche Haß und Aufruhr erzeugt.

Die Sklaven hier haben im Allgemeinen ein finsteres und düsteres Aussehen und gehen schläfrig und verdrossen an ihre Arbeit auf den Zuckerrohrfeldern. Wenn sie mit den Ochsenwagen hinfahren, sehe ich sie oft am Zuckerrohr saugen, das sie sehr lieben und, wie es scheint, hier frei genießen dürfen. Das ist doch wenigstens eine Erquickung. Sie werden hier nicht mit Reis genährt, sondern hauptsächlich mit einer Art von Wurzel, genannt Malanga, welche sie lieben sollen, die aber mir nicht schmackhaft erscheint. Sie ist gelb und kartoffelähnlich, hat aber einen faden, etwas bittern Geschmack. Jeder Sklave bekommt zum Mittagessen eine Portion solcher gekochter Wurzeln und verzehrt sie mit seinem gesalzenen Fleisch. Zum Frühstück bekommen sie gekochten Mais, welchen sie zerstoßen und mit wilden Tomatos, Platanenfrüchten oder Gemüsen vermischen. Denn sie haben auf einem Strich der Pflanzung einiges Ackerland, wo sie säen und ernten dürfen. Jede Familie hat auch hier ein Schwein, das sie jährlich schlachten oder verkaufen darf.

Sonntag, den 17. März.

Es ist Sonntag und Vormittag; aber die Zuckermühle geht und das Klatschen der Peitsche tönt arbeitgebietend. Die Sklaven müssen den ganzen Tag arbeiten, wie am Werktag. Der nächste Sonntag, heißt es, sei derjenige, an welchem die Sklaven einige Stunden ausruhen und, wenn sie wollen, auch tanzen dürfen. Aber — sie sehen so müde aus.

Es gibt auf Cuba Plantagen, wo die Sklaven 21 Stunden des Tags zur Arbeit getrieben werden; Plantagen, wo man nur Männer hat, die wie Ochsen getrieben werden, aber noch weit härter als Ochsen. Der Pflanzer rechnet aus, daß er Etwas gewinne, wenn er seine Sklaven so zur Arbeit treibt, daß sie binnen sieben Jahren sterben, in welcher Zeit er die Plantage mit frischen Sklaven besetzt, die von Africa eingeführt werden und die er für 200 — 300 Dollars das Stück kaufen kann. Der fortwährende Sklavenhandel auf Cuba macht, daß die Sklaven zu gutem Preise verkauft werden. Ich habe von Zügen von 600 männlichen Sklaven gehört, die wie Sträflinge behandelt und bei Nacht eingesperrt werden — dieß auf den Plantagen auf der Südseite der Insel.

Unter solchen Verhältnissen kann man sich in den idealen Staat des Socialismus verlieben, und Menschen wie Alcott erscheinen als Heilige und Oberpriester der Erde. Wie schön erscheinen nicht die Brüderversammlungen auf Erden, auch in ihren liebevollen Uebertreibungen, neben diesen Staaten, wo die Menschenkraft so schrecklich mißbraucht und das Menschenrecht mit Füßen getreten wird! Hier werde ich wärmer als je für die Gesellschaftslehren, die sich in den freien Staaten Nordamerikas Bahn zu brechen bestrebt sind, und wenn ich dahin zurückkehre, so werde ich mit ihnen

und ihren Führern bekannter zu werden, beiden mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen suchen.

Aber auch hier habe ich Trost für den Zustand der Sklaven, wenigstens auf dieser Plantage, dadurch geschöpft, daß ich ihre Bohea besuchte, hier ein sehr großes, viereckiges, niedriges Gefängniß, wo die Sklaven wie auf der Ariadneplantage wohnen und über Nacht unter Schloß und Riegel eingesperrt werden. Ich habe sie oft in den Essensstunden besucht, und es war mir immer eine Erquickung, ihr frisches Leben und ihre Munterkeit zu sehen; — doch habe ich auch hier Gesichter gesehen mit einer Düsterheit, welche aller tropische Sonnenschein nicht erheitern zu können scheint; so hoffnungslos, finster, stumm — entsetzlich! .... Ich habe diesen Ausdruck auf den Gesichtern von Weibern gesehen ....

Unter den Männern muß ich oft herkulische Gestalten und energische Gesichter bewundern, wo eine wilde Kraft mit mannhafter Gutmüthigkeit vermählt zu sein scheint; diese letztere drückt sich besonders in ihrer Behandlung der Kinder aus und in der Art, wie sie dieselben ansehen.

Diese Kleinen sind nicht munter, wie auf den Pflanzungen in America. Sie strecken ihre Händchen nicht zu freundlichem Gruße aus. Sie betrachten die Weißen mit argwöhnischen Blicken; sie sind scheu. Aber die ganz kleinen, die Bambinos, die ganz nackt, fett und üppig sind, dabei glänzen, wie schwarze oder schwarzbraune Seide, tanzen auf ihrer Mütter Schooße, gewöhnlich mit einem blauen oder rothen Perlband um die Lenden geschlungen und einem ditto um den Hals, und sind dann allerliebst anzuschauen; und auch die Mütter mit ihren Perlbändern um den Hals und ihren bunten, turbanartig um den Kopf geschlungenen Tüchlein, sehen ganz gut aus, wenn sie, mit entzückten Blicken und perlweißen Zähnen, lachend mit ihren

üppigen Jungen herumtanzen. Eine solche junge Mutter mit ihrem kleinen Kind unter einem Bananas- oder Tamarindenbaum wäre ein würdiger Gegenstand für den Pinsel eines guten Malers.

In den dunkeln kleinen Stuben, die große Aehnlichkeit mit denen auf der Ariadnepflanzung hatten, sah ich mehr als einen Sklaven während seiner kurzen Ruhezeit damit beschäftigt kleine Körbe und Hüte aus Palmblättern zu flechten, und einer hatte sich aus bunten Lappen und Hahnenfedern einen prunkenden Kopfputz zusammengesetzt.

Die Sklaven leben übrigens in der Bohea beinahe wie das liebe Vieh. Männer und Weiber verbinden und trennen sich nach Gutdünken und Laune. Wenn ein Paar eine Zeitlang zusammengelebt hat und gegenseitiger Ueberdruß eingetreten ist, so gibt ein Theil dem andern irgend eine Veranlassung zu Mißvergnügen, und dann trennen sie sich. Entsteht irgend eine lärmende Uneinigkeit, so ist der Aufseher mit der Peitsche bei der Hand, um Frieden zu stiften.

„Gibt es hier keine Paare, die beständig wie in der Ehe zusammenleben, keinen Mann und kein Weib, die sich innig genug lieben, um einander treu zu bleiben wie Gatten?“ fragte ich eines Tags meinen aufrichtigen jungen Begleiter.

„Doch,“ antwortete er, „es gibt hier wirklich einige solche Paare, die immer beisammen geblieben sind, so lange sie auf dieser Pflanzung waren.“

„Führen Sie mich zu einem dieser Paare,“ sagte ich.

Es war just Mittagszeit. Mein Begleiter führte mich in eine der Stuben in der Mauer. Die Thüre stand wie gewöhnlich offen, um Luft und Licht hereinzulassen. Der Mann war außen und in der Stube saß bloß ein Weib von ungefähr fünfzig Jahren, mit einer Arbeit beschäftigt. Sie hatte ein rundes, ge-

sundes Gesicht ohne Schönheit, aber von sehr gutem und friedfertigem Ausdruck.

Ich fragte sie durch meinen Dolmetscher, ob sie ihren Mann liebe.

Sie antwortete sicher und freundlich: „Ja, er ist ein guter Mann.“

Ich fragte, ob sie ihn schon in Africa lieb gehabt habe.

„Ja in Africa.“

Ich fragte, wie viele Jahre sie mit ihrem Mann verbunden sei.

Diese Frage schien sie zu verwirren, sie lächelte und antwortete endlich, sie habe ihn *immer* gehabt.

Immer! Sie wußte nicht, wie groß und tief dieß Wort in ihrem Munde war. Mir ging es zu Herzen. Wochen, Monate, Jahreszeiten, Jahre, Jugend, Kraft, manche Schicksalswechsel waren unberechnet, unbemerkt dahingegangen; Welttheil war gegen Welttheil, die Freiheit gegen die Sklaverei, die Palmhütte gegen die Bohea, das Freiheitsleben gegen das Arbeitsleben vertauscht worden — Alles hatte gewechselt, aber *eines* hatte festgestanden, *eines* war sich gleichgeblieben — ihre Liebe, ihre Treue. Sie hatte ihn *immer* gehabt, den Mann, den sie liebte; er hatte sie *immer* gehabt. Von allem Wandelbaren und Vergänglichen wußte sie Nichts, sie konnte nicht rechnen — sie wußte von der Zeit bloß, was in ihr ewig war. Sie hatte ihren Gatten *immer* gehabt, und sie wollte ihn *immer* haben. Das stand deutlich geschrieben in ihrer ruhigen Miene und in ihrer Stimme. Es konnte nicht anders sein.

„Die Liebe bedarf der Rückenlehne der Pflicht,“ sagte Geijer einmal, als er von der Ehe sprach. Es ist so. Aber schön ists diese natürliche Ehe zwischen zwei verwandten Seelen, rein und stark bloß durch

das Gesetz der Liebe, inmitten der wilden Regellosigkeit der Bohea zu sehen. Und dieß zwischen zwei schwarzen Menschen, zwei wilden Kindern der Wüste!...

Dichter und Philosophen haben von Seelen gesprochen, die zu Gatten prädestinirt seien. Hier fand ich zwei solche. Sie hatten einander immer gehört. In der Tiefe von Gottes Wesen hatten sie einander angehört und sollten einander in aller Zeit angehören, d. h. in Ewigkeit.

Der Mann kam herein, so lang ich noch in der Stube war. Er schien von demselben Alter zu sein wie das Weib; er hatte denselben Ausdruck der Gutmüthigkeit wie sie, und in seinem Lächeln lag ein gebundener Sonnenschein, ein heiterer Lichtstrahl, der sich gern hätte Bahn brechen und von Herzens Grund leuchten mögen. Man bemerkt diesen gebundenen Sonnenstrahl häufig in den Gesichtern dieser Kinder des Gefängnisses. Sie haben ihn an sich als Mitgift aus ihrem sommerwarmen Mutterland und ihrem ersten Freiheitsleben.

Von diesem Ehepaar ging ich in die Gefängnißzelle, wohin die Sklaven, Männer sowohl als Weiber, nachdem sie eine Strafe erlitten haben, gebracht werden, so lange ihr Gemüth noch gährt nach dem erlittenen Schmerz. Sie werden da in Eisen an einen hölzernen Tisch festgemacht und sitzen so an Händen und Füßen gefesselt, Männer sowohl als Weiber, bis sie wieder ruhig werden. Man sagt, sie werden fett, so lange sie hier seien. Das Gelaß war jetzt leer und nur von Schaaren von Flöhen bewohnt.

Wie muß ich mich wundern, daß der Selbstmord unter diesem Volke nicht häufiger vorkommt! Wie stark und zähe muß nicht der Lebensinstinct sein! . . . .

Die Zuckermühle hier bietet ein in seiner Art interessantes und pittoreskes Schauspiel dar. Die athletischen Gestalten der halbnackten Africaner, die an den

Oefen oder an den siedenden Zuckerkesseln in den großen dunkeln Sälen stehen oder verschiedene Geschäfte verrichtend hin und hergehen, gewähren einen seltsamen Anblick. Und ich kann nicht ohne Bewunderung und Vergnügen die wilde, aber ruhige Majestät in ihrer Haltung und ihren Bewegungen, wie auch die düstere Energie in ihren Gesichtern sehen. Bildhauer müßten die africanischen Büsten und Schultern sehen und abbilden. Sie scheinen gemacht, um den Atlas zu tragen. Und obschon der Atlas der Sklaverei auf ihnen ruht, sind sie gleichwohl noch stark, entsetzlich stark, wenn die Stunde der Rache schlägt. Jetzt sind sie schweigsam und düster. Spanische Auffeher in weißen Blousen und mit Peitschen oder kurzen vierkantigen Stöcken in den Händen stehen oder sitzen da und dort auf den hohen Plätzen in den Sälen, um die Arbeit zu überwachen, und Morgens trinken sie dabei ihren Kaffee mit Weißbrod. Sie scheinen mir von Gestalt und Aussehen geringer und unbedeutender zu sein als viele der schwarzen Sklaven. In den Sklavenstaaten Americas bekommt man keinen Begriff von der eigenthümlichen Schönheit der africanischen Negergestalt, besonders bei gewissen Volksstämmen. Die eingebornen Sklaven daselbst sind ein schwächeres und sanfteres Geschlecht. Der wilde Körper ist zahm geworden.

Mehrere der Sklaven, die nach Cuba kommen, sind auch Fürsten und Häuptlinge in ihren Stämmen, und ihre Stammesgenossen, die ihnen in die Sklaverei auf den Plantagen folgen, widmen ihnen fortwährend tiefe Verehrung und unbedingten Gehorsam. Ein ganz junger Prinz des Luccomeerstammes, den man nebst zehn andern Luccomeern auf eine Plantage gebracht hatte, wurde verurtheilt gestraft zu werden, und die andern sollten dem Brauche gemäß bei der Strafe zusehen. Als der junge Prinz auf den Boden gelegt

wurde, um gepeitscht zu werden, legten sich alle seine Begleiter gleichfalls auf die Erde und verlangten seine Strafe zu theilen. Dieser rührende Beweis von Loyalität entlockte den groben Henkersknechten nur das rohe Versprechen, daß ihnen ihr voller Antheil an der Peitsche nicht entgehen solle, sobald sich Gelegenheit dazu finde. Dieß geschah nicht auf dieser Plantage.

Die Maschinerie macht bei dieser Zuckermühle mehr Arbeit als auf Ariadne. Statt einer stehenden Rinne, in welcher das Zuckerrohr von Menschenhänden zu und von den Mühlsteinen geführt wird, ist hier eine bewegliche Rinne, die von einer Menge Räder in einer langen Reihe, eines ums andere, von einer Thüre der Zuckermühle zur andern gerollt wird, und sie führt dann die Rohre mit sich, die bloß an der Eingangsthüre von Menschenhänden dahin abgeladen werden. Und jetzt kannst Du genug haben von der Zuckermühle. Aber bevor ich die Bohea verlasse, will ich noch ein paar Worte über die Regierung dieser Bevölkerung sagen. Sie besteht außer dem Herrn in einem Oberaufseher, der Mayoral genannt wird, und einen Contramayoral unter sich hat, der zuweilen ein Neger ist. Auf größeren Pflanzungen, wie auf dieser, hat man mehrere weiße Untermayorale. Auf der Tüchtigkeit, Klugheit und Menschlichkeit der Mayorale beruht großentheils der Zustand der Sklaven und ihre Stimmung auf den Plantagen. Aber nicht selten ist auf Cuba die grausame Ermordung von Mayoralen Zeuge gewesen von ihrem despotischen Verfahren und von der Raserei, zu welcher gewaltsamer Druck das von Natur geduldige und leicht darniedergebeugte Negervolk treiben kann.

So hart die Sklaverei für die Bevölkerung der Bohea ist, und obschon die Pflanzer ganz naiv die meisten der für die Freiheit der Sklaven günstigen Gesetze Spaniens ignoriren, obschon auch hier das

Recht des Gesetzes erdrückt wird unter dem Recht der Willkür, so können doch die Windhauche des Freiheitslebens nicht ganz von der Bohea ausgeschlossen werden. Der Sklave weiß, daß er sich loskaufen kann, und er weiß Mittel, um Geld zu erwerben. Die Lotterie ist auf Cuba eines der hauptsächlichsten Mittel dazu für die Negersklaven, und viele verstehen dieß mit Klugheit zu benützen. So zum Beispiel treten die Mitglieder einer gewissen Nation zusammen, um eine ganze Menge von Nummern zu kaufen, die unmittelbar hinter einander kommen. Von zehn oder zwanzig Nummern in einer Reihe kommen bei jeder Ziehung gewöhnlich eine oder zwei heraus; der Gewinn fällt dann der Nation zu und wird unter die Mitglieder derselben vertheilt. So wird erzählt, daß die Nation der Luccomeer in Havannah neulich 11000 Pesos in der Lotterie gewonnen habe, und sie soll einen Theil davon zum Loskauf mehrerer Sklaven ihrer Nation anwenden. Wenn ich mich nicht täusche, so ist auch ein Luccomeeneger auf dieser Pflanzung mit Zustimmung des Eigenthümers neulich für 200 bis 300 Dollars losgekauft worden. Ja — einige werden frei, aber viele, viele werden es nie.

Was mein eigenes Leben hier betrifft, so ist es so frei und behaglich, wie ich es nur wünschen kann. Frau von Coninck ist eine äußerst angenehme und aimable Gesellschafterin, sie läßt mir alle Freiheit, die ich wünsche, und ist unendlich liebenswürdig gegen mich. Morgens gehe ich allein aus, besuche die Bohea der Sklaven oder streife auf der Pflanzung umher; ich genieße die Luft, zeichne Bäume und Blumen. Mit der armleuchterartigen Pflanze, von der ich weiter oben gesprochen, habe ich hier nähere Bekanntschaft gemacht. Sie ist ein Blumenstengel auf einem Busch der Aloëfamilie, der Peta genannt wird; sie schießt alle drei Jahre aus ihrer Wurzelpflanze (einem Busch mit steifen dornigen

Blättern) auf und trägt auf ihren Armen Büschel von graugelben Blumen, welche Früchte bringen. Sie schießt fünf bis sechs Ellen hoch auf, treibt binnen zwei Monaten Blüthen und Früchte, und dann vertrocknet sie. Sie sieht seltsam und recht zierlich aus. Ich habe sie abgezeichnet. Hier sind auch ein paar merkwürdige Ceibabäume, der eine merkwürdig durch seine Schönheit, der andere durch seine Abscheulichkeit, seinen tragischen Kampf mit der Schmarotzerpflanze. An den Zuckerrohrfeldern entlang sind hohe wilde Hecken mit sauern Orangen uud mehreren tropischen Baumarten.

Während der heißesten Vormittagszeit bleibe ich still in meinem freundlichen, gemüthlichen Stübchen und schreibe oder male. Kurz vor dem Mittagessen gehe ich zuweilen aus, sehe mich in der Bohea um oder stelle mich unter einen Mangobaum an einem Kreuzweg, um da im Schatten einige Windhauche aufzufangen. Nachmittags fahre ich meisteus mit Frau von Coninck in ihrer Volante aus; ihre junge Tochter und Mr. W. begleiten uns zu Pferde. In der offenen Volante in dieser himmlisch milden Luft über die Erde hinzuschaukeln ist der ruhigste, lieblichste Genuß, den man sich denken kann.

Abends ist die Familie beisammen. Ich spiele dann amerikanische Märsche, auch Tänze und andere muntere Stücke nebst dem Yankee doodle für den alten Herrn, der sich dabei an die Thaten seiner Jugend erinnert und neues Leben in seinen erlahmten Beinen verspürt. Noch später gehe ich auf die Piazza, sehe die Sterne funkeln in der schwarzen Nacht und trinke Lufthauche, die hier nicht so lebensvoll wie in Matanzas, aber immerhin voll von Lieblichkeit sind.

Zu meinen Vergnügungen gehört auch die Beobachtung der Colibri in dem Gärtchen. Morgens und gleich nach Mittag kann man mit Gewißheit darauf rechnen, daß sie kommen und die Blumen, vorzugs-

weise die rothen, umschweben. Im Garten hier sind ein paar Büsche mit sehr zierlich rothen Blumen — man nennt den Busch la coquette — über welchen sich immer kleine Colibri halten, deren Brüste selbst zierlich roth sind wie Feuerblümchen. Sie sind die zierlichsten Geschöpfe, die man sich denken kann, und fett wie Domherrn. Sie sitzen gleichsam in der Luft, indem sie auf ihren Flügeln eine gute Weile über der rothen Blume schweben, in welche sie dann ihre Schnäbel tauchen; wie graziös dieß ist, läßt sich nicht beschreiben. Die Coquette und ihr beflügelter Liebhaber sind ein bezaubernder Anblick. Ich habe hier drei Arten von Colibri gesehen. Den mit den Farben der Morgenröthe, von dem ich jetzt gesprochen habe; einen kleinen smaragdgrünen Colibri von feinerem Körperbau, und einen grünen mit einer Haube und gelben Striemen auf dem Kopf. Mitunter setzen sie sich auf einen Zweig, und wenn sie dann auffliegen, lassen sie ein leises, feines Gezwitscher vernehmen. Sie sind bösartig gegen einander und verfolgen sich gegenseitig wie kleine Pfeile in der Luft, wenn sie sich mitunter als Rivale einer und derselben Blume nähern.

Außer diesen unaussprechlich niedlichen Geschöpfchen sehe ich hier eine Art schwarzer Vögel, ungefähr so groß wie Dohlen. Sie gleichen den amerikanischen Amseln und heißen Mazitos oder Solibios (oder Solivios, denn man läßt hier sehr häufig v in b und b in v übergehen, so sagt und schreibt man auch ebenso oft Havannah als Habannah). Ich sehe sie oft auf den Zweigen der armleuchterartigen Peta sitzen. Diese eigenthümlichen Vögel sollen eine Art von Communisten sein, in Gesellschaft leben, ihre Eier zusammenlegen, zusammen ausbrüten und ebenso auch die Jungen ätzen, ohne zwischen mein und dein zu unterscheiden.

Die Colibri haben augenscheinlich ein ganz anderes Temperament und sind heftige Anticommunisten.

Jetzt naht der Frühling in Schweden heran, und ich hoffe, daß Du zu guter Zeit Anstalten triffst, um nach Marstrand zu kommen, und daß Du wenigstens ein paar Monate dort verweilst. Geht Alles so, wie ich hoffe und es zu veranstalten suche, so komme ich im August nach Hause. Ach, wenn ich dann wie vor zwei Jahren Dein liebes freundliches Gesichtchen, Deine blauen Augen am Ufer sehen könnte, wie lieb wäre das! Und wie wollten wir dann zusammen nach Hause gehen und unsere Mama umarmen, und wie schrecklich viel wollten wir zusammen denken und plaudern!

Die Hitze beginnt jetzt hier stark zu werden, und ich fühle sie so ermüdend, daß ich glaube, ich werde schon am 8. April von Cuba abreisen, statt am 28., wie ich Anfangs im Sinne hatte. Ich reise von hier nach Charleston und Savannah, besuche ein paar Pflanzungen auf der Küste von Georgien, gehe dann nach Virginien — the old dominion —, das ich kennen lernen muß, und gedenke da den Monat Mai zuzubringen. Hierauf reise ich nach Philadelphia und von da nach New-York in meine liebe Heimath Rosenhütte zurück; von da in die weißen Berge in New-Hampshire; ich besuche Maine und Vermont; hierauf ziehe ich im Anfang Juli nach meiner ersten schönen Heimath am Ufer des Hudson, sodann nach England und dann — nach Hause.

Jetzt fahre ich in einigen Tagen nach Cardinas, einem Städtchen am Meeresufer, komme aber dann hieher zurück. Die gefällige Frau von Coninck leiht mir ihre Volante.

Fünfunddreißigster Brief.

Cardinas, den 19. März 1851.

In Cardinas war es, wo im vorigen Jahr die erste kopflose Räuberexpedition gegen Cuba unter Anführung von Lopez ans Land stieg und durch die Tapferkeit der spanischen Krieger zurückgetrieben wurde. Man zeigt hier noch die Löcher von den Kugeln in den Mauern. Und man lebt jetzt hier in täglicher Erwartung und Befürchtung eines neuen Angriffes unter demselben Führer; Gerüchte davon sind beständig im Umlauf, und man ist wohl auf seiner Hut in der Stadt. Cardinas ist ein Städtchen von derselben Bauart wie Havannah und treibt starken Handel mit Zucker und Syrup. Es liegt am Meer, aber so niedrig, daß es wenig von dem Meer sieht; sein Hafen ist sehr seicht und somit für größere Schiffe unzugänglich. Ich wohne in einem kleinen Hotel, das einer Mrs W. gehört, welche die Wittwe eines Portugiesen ist und fünf Töchter hat; d. h. beinahe vier zu viel. In den Vereinigten Staaten wäre mir nicht bange, wenn ich zehn Töchter hätte; ich wüßte, daß sie alle, selbst wenn sie arm wären, ihre vollkommen menschliche Entwickelung gewinnen und sich durch ihr eigenes Verdienst Ansehen und ein gutes Auskommen verschaffen könnten. Aber auf Cuba — was soll man da mit fünf Töchtern machen? Die Ehe ist für sie der einzige Weg zu Ansehen und guter Unterkunft, aber auf Cuba geht es mit dem Heirathen nicht so leicht, denn es ist da nicht leicht, sich auf eine ehrliche Art fortzubringen. Zwei von diesen jungen Mädchen sind sehr schön; die älteste, eine vollständige Blondine, hat das allerschönste Profil

Sie ist mit einem jungen Militär verlobt. Aber auf Liebe und Verlobung folgt hier häufig die Ehe nicht.

Unter den Personen, die mich hier interessirt haben, ist ein junger spanischer Advokat, ein außerordentlich angenehmer und offener Gesellschafter. Von ihm habe ich viele Aufschlüsse erhalten über die Gesetzgebung auf der Insel und das Verhältniß der Sklaven, worüber ich ein ander Mal mehr sagen werde. Cardinas scheint mir übrigens ein uninteressantes Städtchen zu sein. Aber freundliche Menschen haben mich hier in der Nähe der Stadt Dinge sehen lassen, die von großem Interesse für mich sind. Dazu gehörte eine Caffeepflanzung in voller Blüthe. Die Caffeepflanze blüht nämlich auf der Plantage einmal im Monat, und dann auf der ganzen Plantage an einem und demselben Tag. Die Blätter schlagen Morgens vollkommen aus und verwelken am Abend. Die erste Blüthe ist im Februar, die letzte des Jahrs im November. Die Blumen, die in dicken weißen Kränzen und Büscheln auf den Zweigen sitzen, setzen kleine Fruchtknospen ab, die zuerst grün, hernach roth, endlich dunkelbraun sind und dann erst abgepflückt werden. Sie enthalten die Caffeebohne. Die Ernte währt drei bis vier Monate im Jahr beständig fort.

Die Caffeepflanzung, die ich besuchte, stand in vollster Blüthe. Sie sah aus wie Schnee auf grünen Büschen. Der Caffeebusch hat schöne, saftgrüne, glatte, lorbeerartige Blätter; die Blumen gleichen denen der einfachen weißen Hyacinthe und haben einen feinen, lieblichen, angenehmen Geruch. Diese Caffeepflanzung war auch im Uebrigen ausgezeichnet schön, sie hatte schöne Alleen, die mit Orangenbäumen und Sagopalmen abwechselten, Land mit Ananas, Alleen und Haine mit Bananas. Die Bäume standen voll von Blüthen und Früchten. Die Personen, die hier wohnten, hatten niemals auf die eigenthümliche Blüthe des Bananas-

baumes Acht gegeben. Man lebt hier mitten unter den reichsten Schätzen der Natur, ohne sie zu beachten. Unter den schönen Gegenständen auf der Pflanzung muß man ihre Besitzerin und namentlich ihre schöne junge Tochter nennen. Sie beschenkten mich mit Früchten und Blumen, und ich habe einen blühenden Zweig des Caffeebusches für Mama abgezeichnet.

Ein anderes für mich interessantes Schauspiel war ein kleines zoologisches Museum, d. h. eine Sammlung von Vögeln und andern Thieren Cubas, die ein Deutscher in der Nähe von Cardinas angelegt hat. Unter den letzteren Thieren waren ein Crocodil und ein Alligator, die in einem steinernen Bassin zusammen waren. Sie hatten so große Aehnlichkeit mit einander, daß sie meinen unwissenschaftlichen Augen ganz gleich schienen. Aber man machte mich auf gewisse unterscheidende Merkmale aufmerksam. Ihr Eigenthümer hatte vergebliche Versuche gemacht sie zu zähmen. Sie schienen die seelenlosesten aller Thiere zu sein, wie sie auch von Aussehen die garstigsten sind. Alligatoren und Crocodile finden sich in den Flüssen Cubas nicht vor. Diese hier waren als Curiositäten aus America und Africa eingeführt worden.

Den 21. März.

In dem Hof, in welchem mein Zimmer liegt, steht ein großes Hühnerhaus, das verschiedene Arten von Federvieh zum häuslichen Bedarf enthält. Der Koch hier im Hause, ein großer schöner spanischer Soldat, kam heute früh, um einige Stücke von der befiederten Gesellschaft zum Mittagsmahl der Gäste zu holen. Es war ein großer schwarzer calecuttischer Hahn, der zuerst aus dem Käfig genommen wurde. Ich mußte die Art bewundern, wie der Mann zu Werke ging; sie war so sanft, so menschlich und klug. Der calecuttische Hah-

wurde eine Weile mit der Hand gestreichelt, bevor man ihn am Beine nahm, und auch dieß geschah so sachte und sanft, daß der Hahn, als er ganz bequem über den Hof getragen wurde, blos ein wenig verwundert aussah und einen kurzen Ton von sich gab, als wollte er sagen: „Was solls jetzt werden?“

Bei uns habe ich, wenn eine Henne geschlachtet werden sollte, gesehen, daß der ganze Hühnerhof in Aufruhr gebracht und die Henne selbst vor Schrecken athemlos gemacht wurde, ehe sie ihren letzten Athemzug that.

Die Spanier zeichnen sich sonst keineswegs durch Menschlichkeit gegen Thiere aus, und das Landvolk kommt oft mit calecuttischen Hähnen und Hennen, die mit zusammengebundenen Füßen über dem Sattel des Pferdes liegen, so daß die Köpfe herabhängen, auf den Markt. Dieser barbarische Brauch ist von einem Gouverneur Tacon auf Cuba, der als ein harter Mann geschildert wird, aber viele Mißbräuche abgeschafft hat, verboten worden, wird aber gleichwohl fortgesetzt, und ich bin oft Monteros begegnet, die zwischen Büscheln von so dahängendem, zuweilen halbtodtem Federvieh hinritten.

Nicht weit von Cardinas liegt ein Bezirk, Havannavana genannt und beinahe gänzlich von freigewordenen Negern bewohnt, deren Zahl man auf 1000 bis 1300 angibt. Sie sind beinahe sämmtlich Ackerbauer, die den spanischen Creolen ihre kleinen Farmen gegen die Hälfte des Ertrags bearbeiten; — wie sie das machen, möchte ich unendlich gern sehen, nur um mich zu

überzeugen, wie die Neger ihre Sachen auf eigene Faust betreiben. Aber man räth mir von einer Reise dahin ab, weil ich die Landessprache nicht kenne, und die Regierung ist sehr mißtrauisch gegen Fremde. Man hat den Sklavenaufruhr vom Jahre 1846, der auf diesem Theil der Insel begann, noch in frischer Erinnerung. Dieser Aufruhr, der so manche Grausamkeiten von Seiten der spanischen Regierung veranlaßte, hat auch zur Anlegung schwerer Bande an das Leben der freien Neger und zu großen Verlusten auf ihrer Seite geführt.

Früher, wird mir erzählt, konnte man jeden Abend und jede Nacht die fröhlichen Taktschläge der africanischen Trommeln von den Negertänzen nah und fern hören. Aber da sie diese Tanzclubs zur Organisirung des Aufruhrs benützten, der später ausbrach, so hat man seitdem ihre Freiheit bedeutend eingeschränkt.

In Havannah sollen die freien Neger eigene Versammlungssäle und Innungen, oder sogenannte Cabildos, jede Negernation für sich, haben, wozu sie Königinnen wählen, die hinwiederum Könige wählen, um ihnen beizustehen. Ich muß diese Cabildos de Negroes sehen.

St. Amalienhaag, den 23. März.

Wiederum hier in meinem gemüthlichen Stübchen bei meiner anmuthsvollen Frau von Coninck auf ein paar Tage. Ich kam in einer Wirbelwolke von heißem rothem Staub hieher. Alle Erde auf Cuba ist roth wie gebrannter Lehm und stäubt schrecklich im Winde, (beim Regenwetter dagegen wird sie ein dicker Schlamm,

in dem man unmöglich gehen kann. Dieß gehört zur Kehrseite der hiesigen Natur). Die Volante, die mit drei Pferden neben einander bespannt war, flog wie ein Wirbelwind durch die rothen Staubwolken, und unser Calashero Patricio schien sich an der wilden Fahrt recht zu erfreuen.

Es ist wieder Sonntag, der Sonntag, an welchem die Sklaven ein paar Freistunden haben sollten, und ich habe sowohl dem alten als dem jungen Herrn zugeredet und sie gebeten, daß sie den Sklaven das Tanzen erlauben mögen. Aber ich will sehen, wie es geht. Die Zuckermühle ist still, aber ich sehe die Sklaven in der Arbeit gehen, die Bagaza tragen, und ich höre die Peitsche knallen und treiben. Es ist schon spät am Vormittag. Ich schreibe in Erwartung und Ungeduld. Wird der Tanz zu Stande kommen oder nicht? Ich fürchte, daß man eine Entschuldigung findet, um den Tanz in Arbeit zu verwandeln. Ich gestehe, daß mir das sehr leid thun würde; denn man hat mir den Tanz versprochen und das arme Volk bedarf einer Ermunterung so sehr. Da — die africanische Trommel! — Das ist Tanz. Ich eile zum Tanze.

Später.

Der Tanz fand dießmal nicht unter einem schattenreichen Mandelbaum Statt, sondern auf dem sonnenheißen Hof der Bohea. Die Musikanten mit ihren Trommeln waren im Schatten der einen Mauer des Küchengebäudes aufgestellt. Die Zahl der Tanzenden war nur gering. Der Tanz war von derselben Art wie auf Ariadne und bot kein Interesse der Neuheit dar, bis ein älterer Congoneger, Namens Carlo Congo, ein Mann von herculischer Brustbildung, sich dabei betheiligte. Er ließ die Trommler einen neuen Tanz-

takt schlagen und führte so einen Tanz aus, der sich mit seinen Biegungen, Schwingungen und Tremulirungen in einem Ballet auch im Pariser Opernhaus gut ausgenommen haben würde, nämlich in der Person eines Satyrs oder Fauns, denn einen höhern Charakter hatte der Tanz nicht, aber er war bewunderswürdig durch die Kraft, Gewandtheit, Geschmeidigkeit, durch die kühnen Uebergänge und die wildpittoreske Schönheit des Tänzers. Es war der Congotanz. Carlo Congo konnte ihn jedoch nicht in seiner ganzen Vollendung ausführen; müde von viermonatlicher Tag- und Nachtarbeit, besaß er augenscheinlich nicht Kraft genug in seinen Gliedern; er mußte mehrere Male abbrechen und ausruhen, und obschon er bald von Neuem begann, mußte er doch auch wieder bald aufhören, wobei er gutmüthig den Kopf schüttelte, als wollte er sagen: „Nein, es will nicht gehen.“ Sein Gesicht hatte den Ausdruck von Kraft und dennoch gutmüthiger Weichheit, den ich so oft bei den Negern sehe; er trug eine kleine Tuchmütze auf dem Kopf und um den Hals ein Band von blauen Glasperlen; der obere Theil des Körpers und die sehnigen Arme waren bloß; ihre Bildung und ihre Stellungen während des Tanzes waren werth von plastischen Künstlern betrachtet zu werden. Carlo Congos Dame war lebhafter in ihren Bewegungen als die Negerinnen, die ich bisher tanzen gesehen habe, und schwang sich ganz rasch und behend herum. Carlo legte einen kleinen Myrthenzweig in ihren Mund, und sie tanzte jetzt damit, indem sie ihn zwischen den Lippen hielt, wie ein Vogel in seinem Schnabel.

Allmälig wurde die Versammlung der Tanzenden größer. Auch Weiber engagirten zum Tanz, indem sie dem auserkorenen Cavalier mit dem Nastuch einen leichten Schlag versetzten, worauf dieser sich sogleich bereit zeigte. Einige Männer fielen während des

Tanzes auch auf die Kniee. So in der Natur gegründet scheinen die Bewegungen zu sein, die in alten Zeiten in der verfeinerten Welt der Galanterie und der Ritterschaft das Bürgerrecht erhalten haben.

Es kamen Sklaven und Sklavinnen, die ein Solo zum Tact der Trommeln tanzten, indem sie sich auf einem Fleck drehten und dabei mit dem Körper auf und ab bogen; auch Kinder kamen, nackt wie Gott sie geschaffen, und ahmten die Tänze der Eltern vortrefflich nach. Aber es gingen auch Männer und Weiber vorbei, welche düstere, muthlose Blicke mit bitterem Ausdruck auf den Tanz warfen, nächtliche Gesichter, die von dem dunkelsten Nachtleben der Sklaverei zeugten, Gesichter, die ich niemals vergessen werde, namentlich eines, das Gesicht eines älteren Weibes! . . . Andere Neger kamen, beladen mit Büscheln von Bananas und Tomatos (die hier wild wachsen), sowie mit andern grünen Pflanzen, aus den Thoren der Bohea hervor. Der junge Herr fragte sie, ob sie aus ihrem Lande seien, und sie antworteten kurz „Ja". Sie gingen an den Tanzenden vorbei, einige mit einem gleichgültigen Blick auf sie, andere mit einem halben Lächeln. Der Tanz wurde inzwischen immer lebendiger in der heißen Sonne, und es kamen noch mehr Tänzer und Tänzerinnen dazu. Aber jetzt hörte man einen starken Peitschenknall und der Tanz nahm plötzlich ein Ende. Die Tänzer zerstreuten sich, um die Arbeit in der Zuckermühle wieder zu beginnen. Und ich verließ die Bohea, nachdem ich den Trommlern, sowie Carlo Congo auf die Art gedankt hatte, von der ich wußte, daß sie ihnen die angenehmste war.

Ich befinde mich jetzt wieder in meinem stillen Stübchen. Die Zuckermühle lärmt und raucht; die Sklaven tragen die Bagaza. Ueber die Mauern der Bohea hinweg, aber weit jenseits derselben, sehe ich die stattlichen Guadarajahs von Palmen unter den An-

höhen von Camerioca. Auch diese Höhen haben tiefe Grotten und verborgene Gegenden, welche geflüchteten Sklaven als Wohnort dienen. An den Oeffnungen der Grotten legen sie Fallen zur Vertheidigung gegen ihre Verfolger. Aber man hat es aufgegeben, sie da zu verfolgen; es hat sich gezeigt, daß dieß vergebliche Mühe und mit großen Gefahren für die Verfolger verknüpft war. Manchmal kommen die Flüchtlinge bei Nacht vom Berge herab in die Plantagen und erhalten Lebensmittel von den Negern der Plantage, die an ihnen niemals zu Verräthern werden. Man sagt, daß die Neger einander selbst unter der Folterqual der Peitsche niemals verrathen.

Den 26. März.

Mit meiner freundlichen Wirthin habe ich einige Besuche auf Plantagen in der Nachbarschaft gemacht. Der angenehmste unter ihnen war für mich bei einem schönen jungen Paar, Herrn und Frau Belle-Chasse, französischen Creolen. In ihren Gesichtern sprach sich eine einnehmende menschliche Güte aus. Sie sollen gegen ihre Sklaven sehr gut sein, und man sagte, Herr Belle-Chasse beabsichtige in Florida eine Zuckerpflanzung mit freier Negerarbeit anzulegen. Möge es ihm gelingen! Ein einziges solches vollkommen gelungenes Experiment würde in Amerika eine große Veränderung in der Sklavereieinrichtung hervorbringen. Der Mann, der dieß ausführte, könnte zu den größten Wohlthätern der Menschheit gezählt werden.

Ich sah bei Herrn und Frau Belle-Chasse zwei allerliebste Kinder und einen wohlgehaltenen Garten mit mehreren schönen Pflanzen. Ich sah auch einige ausgezeichnet schöne Rosen, aber ohne allen Geruch. Man sagt, die starke Sonnenhitze nehme diesen und

mehreren andern Blumen ihren Geruch. Das schöne junge Paar lud mich auf einige Zeit zu sich ein. Aber ich mußte diese Einladung ablehnen, weil ich versprochen hatte, nach einer andern Plantage zu fahren, wohin ich ebenfalls freundlich eingeladen war, und an deren Besitzer, Mr. und Mrs. Phinney, der schwedische Consul Renninger mir ein Empfehlungsschreiben zu geben die Güte gehabt hatte. Die Pflanzer auf Cuba sind unendlich gastfrei, und da das Leben der Damen auf den Plantagen ziemlich einförmig und in den letzten Zeiten noch einsamer geworden ist, als es früher war — die Hand der spanischen Regierung ruht seit den letzten Unruhen schwer auf den Creolen Cubas und zwingt ihnen große Schätze ab — so sehen sie es nicht ungern, wenn ein europäischer Gast das Einerlei ihres Alltagslebens unterbricht.

Der Character der Zuckerplantagen und das Leben allda scheint mir überall ziemlich gleich zu sein. Die Hauptschönheit in diesen Plantagen sind die großen Alleen, besonders von Palmen — ich kann diese Guadarajahs nie ohne ein Gefühl von Verehrung und demüthiger Freude durchwandern, so schön und großartig sind sie. Die Gärten sind gewöhnlich ganz klein und oft verwahrlost. Die Zuckerrohrfelder thun allem Andern Abbruch. Das Leben der Frauenzimmer ist nicht heiter und nicht sehr thätig. Sie scheinen mir unter dem Zustand der Plantage zu leiden, der niemals frei von Furcht ist und ihnen eine Entwickelung ihrer schöneren Wirksamkeit nicht gestattet, ja auch ihre Schritte hemmt. Sie wagen es nicht allein in der Gegend auszugehen. Sie fürchten sich vor geflüchteten Sklaven. Ueberdieß fehlt den Plantagen auf Cuba bei all' ihrer Schönheit an Bäumen und Pflanzen dennoch das, was die größte Annehmlichkeit des Landlebens ausmacht, wenn man es blos vom Gesichtspunkt des Genusses aus betrachtet — es fehlt ihnen der

Grasboden, der schöne, bescheiden grünende Grasboden, wo Millionen kleine Gräser, Moose und Blumen zusammenkommen, um dem Menschen ein frisches und weiches Bett zu bereiten, damit er ausruhen, ruhend träumen, denken und genießen kann. Es fehlt an den Hainen von laubigen Gebüschen und Bäumen, in deren Schatten wir so getrost ruhen. Und ich bemerke deutlich, daß diese paradiesische Luft, diese königlichen Guadarajahs den Bewohnerinnen der Insel diese anspruchslosere Anmuth des Landes nicht ersetzen.

Ueberdieß sehen wir um uns her auf dem Lande kein Unrecht, keine Noth, ohne daß wir theilweise abhelfen könnten. Sie hingegen sehen täglich viel Noth und Unrecht und können Nichts zur Linderung beitragen. Je älter eine Frau auf Cuba ist, desto unglücklicher muß sie sein. Hätte sie auch den besten Gatten, der alles Mögliche für sie und für seine Sklaven thäte, so kann sie doch Augen und Ohr nicht vor dem verschließen, was um sie her vorgeht. Die Plantage umfaßt niemals viele Morgen Lands im Areal, und an sie stoßen andere Plantagen, die je nach der Gemüthsart ihrer Herren verwaltet werden; und wie diese manchmal ist, das wissen wir bereits. Kommt dazu noch der Zustand und die Regierung auf der Insel, die Gewaltthätigkeiten der Beamten, der Sklavenhandel, Sklavenaufruhre, die Untersuchungen und Bestrafungen der spanischen Regierung, die beständige Furcht; — — keine lieblichen Hauche von Cubas himmlischer Luft vermögen dem Leben, das unter solchen Verhältnissen geführt wird, Freude zu gewähren.

In der vorigen Woche soll ein Sklavenschiff aus Africa mit einer Ladung von nicht weniger als 750 Kindern, die ältesten nicht 18, die jüngsten 10 Jahre alt, in Havannah angekommen sein. Man hat diese Abende einmal in unserem Gesellschaftskreis davon gesprochen. „Diejenigen, die dieß thun," sagte mit

bitterem Gefühl eine Mutter in der Gesellschaft, „werden eines Tags den verdienten Lohn empfangen.“ Und gleichwohl ist es, wenn einmal Menschen aus ihrem Mutterland in fremde Sklaverei geführt werden sollen, besser, sie kommen als Kinder, als wenn sie schon herangewachsen sind. Sie empfinden es dann weniger bitter. Sie gewöhnen sich an die Bohea und die Peitsche, und sie haben keine Erinnerungen an ein Freiheitsleben, die sie zur Verzweiflung und Selbstmord führen.

Zwischen diese düsteren Gedanken und Eindrücke kommt immer wieder diese unaussprechliche Schönheit der Luft und der Pflanzen, und entzückt mich und erregt meine Seele zu Lobgesängen und Visionen eines künftigen Paradieses.

Es ist wieder Vollmond, und die Nächte sind unaussprechlich schön. Ich kam gestern Abend spät nach Haus von einem Besuch mit meiner Wirthin. Barhäuptig fuhren wir in der offenen Volante unter dem lichterfüllten Himmelsgewölbe durch die Palmenhaine hin. Die Luft war lieblich und gut, wie die reinste menschliche Güte. Ach! . . .

Auf der St. Amalienplantage sind zwei stattliche Palmenalleen, wohl hundert Bäume in der Reihe, glaube ich. Viele von ihnen stehen in der besten Blüthe. Die üppigen Blüthenzweige schießen wie Flügel um den Stamm herauf, ein kleines Stück unter der Palmenkrone, im schönsten Verhältniß zu ihr und zu dem Stamm. Hier ist auch eine andere Allee von Tamarinden, die jetzt aus ihren Kronen von grünen Spitzen

Bohnen herabfallen lassen, welche die kleinen Negerkinder begehrlich auffangen, um ihre angenehm säuerliche Frucht zu saugen, wie auch eine andere von Mangobäumen und einer Art von Acazienbäumen mit rothen Beeren, aus denen die Neger sich Halsbänder machen. Vor dem Hause stehen mehrere von den Bäumen mit lindenartigen Laubkronen und dunkelfeuerrothen Blumen, wie ich sie auf der Plaza de Armas in Havannah gesehen habe. Ihr botanischer Name ist hybiscus tilliacea.

Cuba ist ein Vorhof des Paradieses, würdig von dem Naturforscher, dem Künstler und dem Dichter studirt zu werden. Die Vegetation, Formen und Farben deuten auf einen Uebergang vom irdischen Leben zu einer freieren und höheren Schönheitssphäre.

Cafetal la Industria.

Gott sei Dank, daß der Frühling jetzt in Schweden beginnt, und daß Du anfangen kannst an Salzbäder, Sommer und Wohlbefinden zu denken, daß Du anfangen kannst zu leben, und daß Alles um Dich her zu leben anfängt, Sonnenstrahlen, Nesseln, Nesselschmetterlinge, die gelben Blümlein, und daß die Lerchen, die fröhlichen Lerchen anfangen zu trillern und zu singen: „Jetzt ist es Frühling! Jetzt ist es Frühling!“ Ach, diese sprühende Freude, welche der Frühling bei uns mit sich bringt, diese kennt man doch auf der schönen Cubainsel nicht.

Aber sie hat Schönheit genug, um das Menschen-

leben glücklich zu machen, wenn nur ihre Schönheit und herrliche Luft ungehindert wirken können.

Ich befinde mich jetzt seit einigen Tagen auf einer neuen Plantage (sowohl von Zucker als von Caffee) bei einer americanischen Familie Namens Phinney, bestehend aus einem älteren Herrn, seiner um Vieles jüngeren Frau, zwei jungen Söhnen und zwei Töchtern. Mr. Phinney ist ein warmer Republicaner und muthig genug, um bei jeder Gelegenheit offen vor der spanischen Gewaltherrschaft auf der Insel seine republicanischen Sympathien auszusprechen. Er würde dieß, sagt er, vor dem offenen Schlunde eines Vierundzwanzigpfünders thun, und ich glaube es ihm, dem muthigen alten Herrn, und liebe ihn darum. Mrs. Phinney ist in England geboren; mit beinahe fünfzig Jahren hat ihr Gesicht noch die ganze Anmuth und Lieblichkeit der Jugend, gepaart mit dem Ausdruck der größten mütterlichen Güte. Sie gleicht jenen Quellen süßen Wassers, welche Gott da und dort in den Sandwüsten der Tropenländer aufsprudeln läßt, um die müden Wanderer zu erfrischen; Palmen wachsen um sie her und der Grasboden grünt; die Wanderer ruhen da und trinken von der Quelle und wünschen nur verweilen zu können. Wenn ich eine dieser Naturen von vollkommen ursprünglicher Güte sehe, so frage ich unwillkürlich, warum wir nicht mehrere von ihnen sehen, da sie doch einmal auf der Erde hervorgebracht und ihr gegeben werden. Jetzt erscheinen sie wie der Hauch des Windes auf dieser Insel; sie offenbaren sich auf der Erde blos, um uns an ein Paradies zu erinnern, das — nicht hier zu finden ist.

Von der Façade des Herrenhauses ist die herrlichste Aussicht über das Land und auf das in der Ferne blauende Meer. Ich genieße sie und die Lüfte vom Meere her, indem ich an den unvergleichlich schönen Morgen und Abenden auf der breiten Piazza um-

herwandle. Neben der Piazza ist mein angenehmes Stübchen, wo ich eine weite Aussicht genieße, aber auch sehr oft von kleinen Negerjungen gestört werde, die an dem Eisengitter vor meinem Fenster hinaufklettern, zu mir hereingucken und rufen: „buen dios, Sennora! Good morning, Missis!“ was ungeachtet ihrer gutmüthigen fröhlichen Gesichter, ihrer glänzenden Augen und Zähne nicht immer angenehm ist, wenn man gerne Ruhe haben möchte. Aber es ist wirklich eine Lust zu sehen, wie furchtlos die Negerkinder auf dieser Pflanzung sind; die gute mütterliche Dame und ihre Töchter bewirken das, und die Kinder werden augenscheinlich wohl verpflegt, die etwas älteren auch gut gekleidet. Sie springen frei umher und folgen uns zuweilen schaarenweise auf den Promenaden. Man sieht die ältern Kinder die jüngern tragen, die rücklings auf ihren linken Hüften sitzen, während die älteren sie mit dem linken Arm emporhalten, der um den perlengeschmückten Leib des jüngeren geschlungen ist. So sehe ich sie sich herumtummeln und auch ganz frei herumspringen; besonders zeigen sich die Mädchen sehr flink, und ich muß oft ihre schönen und feinen Körperbildungen bewundern.

Die Sklaven auf dieser Pflanzung scheinen mir wohlgenährt und wohl zufrieden zu sein. Sie wohnen auch nicht in einer eingeschlossenen gefängnißartigen Bohea, sondern die Bohea liegt frei, und ich habe da Wohnzimmer gesehen, die sich mit denen der americanischen Sklavenwohnungen vollkommen vergleichen lassen. Die gute Dame liebt ihre Leute und verpflegt mütterlich die Schwachen und Kranken.

Ihren sanften Lippen schreibe ich folgende Worte nach:

„Es ist eine große Sünde die Neger böse zu nennen. Es gibt unter ihnen Gute und Böse, wie unter

allen Menschenarten. Aber die Bösen sind selten und viele sind sehr gut.

„Diejenigen, welche die Peitsche nothwendig glauben, um die Neger zu dem zu treiben, was man billiger Weise von ihnen fordern darf, kennen sie nicht und machen sie oft böse. — Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich gelitten habe — ja ich habe Wochen lang krank gelegen aus Kummer über das viele Peitschen und die vielen Grausamkeiten, wo zuweilen ein freundlich ernstes Wort genügt hätte. Die Neger sind unendlich empfänglich für Wohlwollen, wenn es mit Verstand angewendet wird. Sie können die besten und ergebensten Diener und Freunde werden."

Ein deutscher Oberaufseher auf der ebenfalls Mr. Phinney angehörigen Plantage La Sonora, Herr D., sagte von den Negersklaven:

„Sie sind nicht schwer zu regieren, wenn man zu gleicher Zeit genau und freundlich mit ihnen ist. Sie lieben Ordnung und Bestimmtheit bei ihren Herren und sie gehorchen ohne Schwierigkeit, wenn man sie gleichmäßig und billig behandelt. Man darf nicht nachsichtig sein, aber man braucht nicht hart oder grausam zu sein."

Dieß halte ich ebenfalls für wahr, und es wäre gut, wenn manche Herren es auch glauben und dann diesem Glauben gemäß handeln wollten. Aber despotische Laune und Hitze sind oft die Herren der Herren, und die Sklaven müssen darunter leiden.

Mein merkwürdigstes Abenteuer seit meinem letzten Brief besteht darin, daß ich das südliche Kreuz und die Cucullos gesehen habe, die cubanischen Feuerfliegen, die jetzt zu kommen anfangen, aber keine Fliegen, sondern Käfer mit Flügeldecken sind, an Gestalt und Aussehen unsern Thurmteufeln ähnlich, nur etwas länger und schmäler. Sie fliegen auf dieselbe Art, aber weniger schnell, sie fliegen auch weit höher

und lassen während des Flugs einen noch stärkeren summenden Ton vernehmen. Sie geben auf zwei Arten Licht von sich: wenn sie kriechen oder still sind, durch zwei kleine, runde, leuchtende Puncte unmittelbar hinter den Augen (und ich las gestern Abend ganz ungehindert bei diesem Licht, indem ich einen Cucullo wie eine kleine Lampe über die Zeilen hinführte), und wenn sie fliegen, wobei sie aus einer Oeffnung am Bauch ein starkes, helles Licht von sich geben, das nicht plötzlich glimmt und wieder erlischt, wie bei den americanischen Feuerfliegen, sondern beständig leuchtet, so lange sie fliegen. Du kannst Dir kaum vorstellen, wie schön das ist. Denke Dir, die Planeten Venus und Jupiter mit mehreren Ihresgleichen kämen über die Dächer zwischen Bäumen und Gebüschen hergeflogen und Du siehst — Cucullos (lies: Cucullios). Sie haben das schönste hellblaue Feuer, das man sich nur denken kann. Sie kommen zu Anfang der Regenzeit, und nachdem wir jetzt zur großen Freude unserer Caffeepflanzer ein paar Regenschauer gehabt haben, zeigen sich die Cucullos, sobald die Dämmerung eintritt. Noch sind sie nicht zahlreich, aber nach dem Eintritt der Regenzeit, im Mai, Juni und Juli sollen sie in solcher Menge erscheinen, daß zuweilen große Baumwipfel ganz von ihnen bedeckt sind und von Millionen Lichter funkeln. Man weiß hier nicht, wie und woher sie kommen. Es wird behauptet, daß sie sich während der trockenen Jahreszeit in morschen Bäumen verstecken. Jetzt ernähren sie sich von Zuckerrohr und ich habe eine ganze Gesellschaft (10 – 12) in einem Glas in meinem Zimmer, wo sie an Stückchen von Zuckerrohr saugen. Sie scheinen sich da sehr wohl zu befinden und mehr an ihre Nahrung als an die Freiheit zu denken. Sie sitzen ganz still da, saugen am Rohr, und ihr Licht scheint dabei zu verrauchen; aber wenn man ihnen ein Bad frischen Wassers gibt, so werden sie wieder

klar und ganz lebhaft. Mitunter erwache ich bei Nacht, höre ein Gebrause in meinem Zimmer und sehe dann ein paar Cucullos umherfliegen, wobei sie jeden Theil des Zimmers beleuchten, dem sie sich nähern.

Heute habe ich ein paar in mein Album abgemalt; überhaupt ist eine wahre Wuth über mich gekommen, Menschen, Vögel, Bäume, Blumen, Häuser, kurz Alles, was mir in die Augen sticht, zu zeichnen und zu malen, und hier sticht mir so Vieles durch Schönheit oder Ungewöhnlichkeit in die Augen, daß ich mich in einem unaufhörlichen Zeichnungsfieber befinde. Viel wird nicht daraus, denn es fehlt sowohl an der Zeit als am künstlerischen Talent, aber einige kleine Erinnerungen werde ich Dir wohl nach Hause mitzubringen haben.

An den Abenden sehe ich das südliche Kreuz langsam in geneigter Stellung am Horizont aufsteigen. Um Mitternacht steht es gerade über der Erde. In der letzten Nacht war ich draußen, um es zu sehen. Das prächtige Sternbild stand klar und schön da in der stillen schönen Nacht. Die Sterne sind von der zweiten Ordnung und einer von ihnen von der dritten; aber das Verhältniß zwischen ihnen ist so vollkommen, daß das Bild in hohem Grad frappant ist. Dabei stand das leuchtende Kreuz so einsam am südlichen Himmel, mit seinem Fuß beinahe die Erde berührend nnd die Arme über sie ausstreckend. Das Bild machte hier einen feierlichen, aber melancholischen Eindruck auf mich. Ueber dem Kreuz bilden die Sterne des Centaur eine Glorie, und wie zwei Wächter auf jeder Seite von ihm stehen die großen Sterne Cercinus und Robur.

Nach Mitternacht neigt sich das Kreuz auf die rechte Seite und sinkt so allmälig wieder unter den Erdkreis herab. Später im Jahr steigt es höher und verweilt länger am Firmament. Die Nacht war sehr dunkel, aber das Dunkel war gleichsam durchsichtig;

die Luft wurde nicht gespürt. Das Paradies konnte keine schönere Nacht haben. Die Schönheit unserer Mittsommernächte in dem nördlichen Schweden könnte damit wetteifern, ist aber von anderer Art.

Als ich mich von dem südlichen Kreuz und den Palmen, zwischen denen es leuchtete, hinwegwandte, sah ich am nördlichen Himmel über einem schönen Ceiba auf dem Hof den Nordstern und den großen Bären; in ihnen begrüßte ich die Heimath.

Den 3. April.

Diesen schönen Morgen habe ich in den Bananashainen zugebracht, die sich auf Caffeeplantagen immer vorfinden, und den Baum mit meiner Lieblingsfrucht, mit seiner ganzen um den Stamm her aufwachsenden kleinen Familie abgezeichnet. Ich fand auch hier blühende Baumwollenpflanzen in ziemlich verwildertem Zustand. Der Busch hat schwankende, unregelmäßige Stämme und lappigte, grobe Blätter von dunkelgrüner, unklarer Farbe. Die Blume ist eine vielblätterige Malve von hellgelber Farbe und der feinsten, graziösesten Bildung. Die Art, wie das Samenhaus sich öffnet und die Baumwollenbüschel herausläßt, worin die Samen wie in einem Bette liegen, ist unendlich zierlich. Ich muß jetzt auch diese Geschichte malen wie das südliche Kreuz über den Palmen.

Die Palmen! Ich werde es nie müde das Schwanken ihrer Kronen im Winde und die weichen, majestätischen Biegungen der Zweige zu betrachten. Sie sind voll von Poesie und symbolischer Schönheit; sie gemahnen so stark an die Vereinigung des Edeln in Gedanken und Handlung mit dem Schönen im Ausdruck. Wohin ich mich wende, begegnen sie meinen Blicken mit neuen Bildern der Schönheit. Die Krone des Palmbaums hat gewöhnlich 14 bis 16 Zweige. Jeden

oder jeden andern Monat fällt einer der untersten Zweige des Baumes ab — ich habe oft solche sechs bis sieben Ellen lang auf den Wegen liegen gesehen, wo ich fuhr — und jeden Monat schießt ein neuer auf. Dieser schießt immer mitten im Baume auf und beherrscht wie ein gerader Scepter die Krone; er rollt sich erst in der Spitze auf, und die feinen Blätter spielen dann im Wind wie eine grüne Flamme oder Flagge über dem Baum.

Man hat es hier zu Land sehr im Brauch Palmzweige in Wäldern oder auf Feldern abzuschneiden, um sie als Dachbedeckung oder zu andern Dingen zu verwenden, und man läßt zuweilen nur zwei oder drei an dem Baum, so daß man glauben könnte, er müsse all seiner Schönheit beraubt sein. Aber nein, die beraubte Palme erhebt ihre zwei übrig gebliebenen Zweige in anmuthsvoller Biegung gegen die Zweige anderer so mißhandelter Bäume, und du siehst gothische Säulenhallen und Halbbogen von den schönsten Verhältnissen auf den Feldern unter dem klaren Himmel oder in der Tiefe des Waldes. Um der Palme ihre Majestät und Schönheit zu rauben, mußte man ihr Leben vernichten. Die Königspalmen haben immer gerade säulenartige Stämme. Die Cocospalmen dagegen haben gebogene und geneigte Stämme, viel schmaler als die Königspalme. Ich sehe sie beinahe immer reich mit Früchten behangen. Diese sitzen in Büscheln neben und unter den Zweigen. Man liebt hier die Milch der Frucht und schreibt ihr eine blutreinigende Wirkung zu. Sie sieht aus wie milchartige Molken, und man muß sich an den Geschmack gewöhnen, um ihn zu lieben. Die Früchte der Königspalme sind Beeren und werden nicht von den Menschen gegessen, sondern als Schweinefutter gebraucht. Der Kohl der Palme, wie er genannt wird, oder das Innerste des Stammes zunächst der Krone, soll

ein großer Leckerbissen sein, aber man kann ihn nicht nehmen, ohne dem Baum das Leben zu nehmen.

Auch hier auf der Pflanzung sind schöne Guadarajahs von Königspalmen, in denen ich Morgens und Abends umherspaziere.

Mit meiner guten Wirthin habe ich an den Nachmittagen Ausflüge in der Volante gemacht und einige Nachbarn besucht; gestern eine ältere französische Dame, die mich durch ihre stark ausgesprochene Individualität interessirte; es war ein Vergnügen sie erzählen zu hören und ihren Ausdrücken und Gebärden zu folgen. Ueberhaupt will es mich bedünken, als ob die Europäer in ihrem ganzen Wesen mehr Accent und Articulation (ich weiß für diese Worte keinen deutlicheren Ausdruck) hätten, als die Amerikaner oder die seit längerer Zeit aus Europa nach America verpflanzten Familien. Die ersteren sprechen lauter, betonen die Worte stärker, lachen lauter, gesticuliren mehr, scheinen kräftigere Wesen zu sein, machen mehr Lärm. Die Letztern bewegen sich und sprechen mit unbedeutendem äußerem Accent; es ist etwas Stilles und Lautloses in ihrem Leben; die Energie ist mehr eine innere; sie ist eine concentrirte Macht. Die großen Gebärden der Americaner kommen eigentlich nur in ihren allgemeinen Institutionen, in der Entwicklung des Staatslebens, im Handelsbetrieb, in der Größe ihrer allgemeinen Unternehmungen zu Tage. Die Individualität verschwindet zwar nicht, aber sie scheint mir oft auf eine höhere Art von Kundgebung hinzuzielen.

Die Spanier bilden durch ihr Wesen und ihr ganzes Gebahren den größten denkbaren Contrast gegen die Anglo-Americaner, und der Wohllaut und die Majestät der spanischen Sprache entzückt mich immer, außer jedoch wenn ich sie von ungebildeten Weibern sprechen oder schreien höre. Ich besuchte eines Abends eine Farm, wo wir 10 bis 12 Weiber von der grobar-

beitenden, obschon nicht ärmsten Classe beisammen fanden. Die meisten waren mager und sehr braun; sie kreischten und verführten, obschon in aller Freundlichkeit und Munterkeit, einen Lärm, der beinahe betäubend war; — man konnte sich mitten in einer Heerde calecuttischer Hähne glauben. Dazu kamen große energische Gebärden, aber eckig und ohne Grazie. Im Munde gebildeter Frauen dagegen ist die spanische Sprache die schönste Musik. Aber zurück zu meiner Abendfahrt. Wir beschloßen sie mit der Sonora, wo wir die Negersklaven, ein munteres und wohlgenährtes Völkchen, in Prozession hinziehen sahen, um ihr Abendbrod zu empfangen; jeder erhielt ein großes Stück Stockfisch. Auf der Heimfahrt über eine Wiese, wo der Boden etwas sumpfig war, sahen wir Schwärme von leuchtenden Cucullos. Es war der lieblichste Elfentanz.

Diese schönen Thierchen bilden jedoch jetzt sowohl meine Plage als mein Vergnügen, denn ach sie sind dumm, und wenn sie ihre Flügel zusammenlegen, so sind sie die tölpischsten und unbeholfensten aller Thiere. Auf ihrem Flug stoßen sie an Alles, was ihnen in den Weg kommt, fallen dann auf die Erde hinab und kriechen da herum oder liegen so ungeschickt wie unsere Käfer mit Flügeldecken auf dem Rücken. Die kleinen Negerkinder springen ihnen, wenn sie herumfliegen, mit dem Ruf „Cuccu! Cuccu!" nach, fangen sie leicht und quälen sie dann auf mancherlei Art. Seit ich mit ein paar kleinen Kuchen (galietas) einige der armen dummen Thiere aus den Händen ihrer kleinen Peiniger losgekauft, schwärmen Negerkinder zu Duzenden Abends auf der Piazza neben dem großen Wohnzimmer herum, strecken ihre Krausköpfe herein, recken ihre Hände mit den leuchtenden Insecten vor und rufen: „Cuccu! Cuccu!" Einige muß man aus der Sklaverei loskaufen, aber alle, ein ganzes Magazin von galietas würde da nicht ausreichen. Macht man

Miene die Kinder fortjagen zu wollen, so entfliehen sie wie ein Haufen Sperlinge mit lautem Jubel, denn sie sind voll Schalkhaftigkeit, aber gleich sind sie alle wieder da und rufen „Cuccu! Cuccu!“ Thut man als bemerke man sie nicht, so schleichen sie (wenn nemlich keine Herrn da sind) ins Zimmer herein und kommen bis ans Clavier vor, wo Miß Phinney cubaische Tänze spelt, oder ich schwedische Polkas, und dann reichen sie lachend und verlockend ihre Cuccus dar. Nehme ich mit drohender Geberde mein Nastuch, so sind sie wie der Wind wieder fort, aber bloß auf einen Augenblick.

Diese schönen, leuchtenden Cucullos sind wirklich die gequältesten aller Thiere. Die Neger setzen sie in Flaschen und gebrauchen sie als Laternen und Lichter in ihren Zimmern. So können sie eine Woche lang leben, bis sie zuletzt verhungern. Mögen sie ebenso gefühllos sein, wie sie gedankenlos scheinen!

Die jungen Leutchen im Hause und ich machen uns Abends oft das Vergnügen, die Cucullos, die wir aufgehoben oder befreit haben, wieder zum Fliegen zu bringen. Es hält zuweilen schwer, sie zu persuadiren; aber wenn man sie auf die Fingerspitze setzt und in die Luft emporhält, so bringt man sie oft dazu, daß sie ihre Flügel ausbreiten und summend in die Höhe steigen, ihr unvergleichlich schönes Licht entzündend.

Morgen reise ich wieder nach Matanzas, von da nach Havannah, hierauf nach San Antonio de los bannos, einem Badort, wo die Natur großartig sein soll, und dann nach einer weiter entfernten Pflanzung. Ein junger Plantagenbesitzer dahier, ein französischer Creole, Namens Sauval, wünscht mich mit seiner Mutter, die in zweiter Ehe einen spanischen Marquis Carrera geheirathet hatte und jetzt eine Wittwe ist, bekannt zu machen und hat von ihr auf eine Art ge-

sprochen, die mir große Lust erregt, sie kennen zu lernen. Sie soll überdieß ihre Freude an Literatur und Kunst haben und ebenso an Leuten, die ihre Freude daran finden. Ich werde also länger auf Cuba bleiben, als ich gedacht hatte; aber ich komme nur ein einziges Mal in meinem Leben nach Cuba. Und Cuba ist doch eine Heimath der Schönheit und ich wundere mich, daß es noch so wenig bekannt zu sein scheint. Der Naturforscher, der Architekt, der Maler und der Dichter müßten hieher kommen und neue Kenntnisse, neue Eingebungen schöpfen. Luft und Licht, die Pflanzenwelt auf der Erde und die Grotten unter ihr, Alles ist voll von Leben und Schönheit. — Nicht weit von dieser Plantage befindet sich auch eine merkwürdige Grotte, welche wir wo möglich morgen früh besuchen werden.

Wir haben jetzt als Gesellschaft im Hause ein lebhaftes junges Mädchen, eine französische Creolin, Eudoxie Bacot, die uns durch ihr heiteres Geplauder und ihr naturfrisches graziöses Wesen ungemein viel Vergnügen macht. Junge Mädchen haben zuweilen auch hier wie in Schweden Mädchengedanken von einer Heimath, einer Art von Paradies für junge Mädchen, wohin keine Männer Zutritt finden. Eudoxiens einer Bruder soll Gedanken von einem entsprechenden Paradies für junge Männer haben, wo alle Frauenzimmer ausgeschlossen sein sollen. Ich glaube fast, daß die exclusiven jungen Leutchen eines schönen Tags sich selbst aus ihrem Paradies ausschließen werden, indem sie in das Paradies der Ehe eingehen. Ich möchte für den Nonnenberuf der schönen Eudoxia nicht gut stehen.

Ich habe das Portrait des anmuthigen jungen Mädchens in mein Album gezeichnet. Eine kleine grüne Eidechse saß dabei gewiß zwei Stunden lang auf einem Rebenzweig am Fenster und guckte herein. Eine

andere, ihr Widerpart oder Gatte, saß etwas höher oben, gerade darüber, und schien ihre Bewegung zu beobachten. Diese Thierchen machen mir viel Spaß, sie sehen so klug und sinnig aus. Wenn sie artig gegen einander sein wollen, öffnen sie auf einer Seite eine Art Flügel von der schönsten rothen Farbe und fächeln damit wie mit einem Fächer.

Heute früh fand ich zu meiner Verwunderung alle meine Cucullos fort aus dem Glase, das immer auf meinem Toilettentische steht. Ich konnte nicht begreifen, wie es zugegangen war, da ich wußte, daß sie nicht Energie genug besaßen, um das Zuckerrohr zu verlassen und zu fliegen. Später am Vormittag sah ich eine große kohlschwarze Spinne — so groß wie die Hand eines kleinen Kindes — mit einem Cucullo im Mund an der Wand in meinem Zimmer sitzen. Diese häßlichen Thiere habe ich schon mehrere Male da gesehen. Sie sehen garstig aus, sollen aber den Menschen unschädlich sein. Die Menge des Ungeziefers ist doch eine große Unannehmlichkeit hier. Um Eßwaaren davor sicher zu stellen, muß man sie mit Wasser umgeben. Ich habe hier immer einen großen Zuckerkuchen auf einem gläsernen Topf in meiner Wasserschüssel stehen.

Man spricht allgemein von einem neuen Angriff auf Cuba, einem neuen Eroberungsversuch, der von americanischer Seite her im Werke sein soll. Man sagt, die Expedition rüste sich in Yucatan, sie bestehe aus einer Menge vou Leuten, die den mexicanischen Krieg mitgemacht haben, und man erwartet sie um Ostern. Mehrere Familien auf den Plantagen halten sich bereit von der Insel zu entfliehen, wenn Unruhen ausbrechen. Die Creolen sind mit der spanischen Regierung bitter unzufrieden und haben alle Ursache dazu. Sie wünschen allgemein Befreiung von dem spanischen Joch, sind aber zu schwach, um selbst einen Befreiungs=

versuch zu wagen. Und sie fürchten die Neger, die sich bei der ersten Gelegenheit gegen sie wenden würden. Das spanische Militär rüstet sich scharf zur Vertheidigung gegen die Americaner.

Die americanische Regierung hat sich öffentlich gegen diese Raubzüge ausgesprochen und ermahnt alle guten Bürger in den Vereinigten Staaten sich ihnen zu widersetzen. Aber die Spanier halten dennoch die americanischen Sklavenstaaten im Verdacht, daß sie ihre Hand im Spiel haben und die Sache durchzusetzen suchen, um durch Anhängung Cubas als Sklavenstaat ein Gegengewicht gegen die Vermehrung der freien Staaten im Norden zu erhalten. Den Ausgang dieser Sache erfahre ich wohl noch in den Vereinigten Staaten.

Am 22. April sage ich der schönen, aber schlangengebissenen Cubainsel Lebewohl.

Matanzas, den 6. April.

Wieder in dem guten, behaglichen Hause von Mr. und Mrs. Baley, glücklich mit den schönen jungen Gatten, die Hauche der Luft trinkend. Kein Ort hat eine solche Luft wie Matanzas, so belebend und so lieblich: nirgends hört man so viel Musik. Den ganzen Tag hindurch hört man cubanische Contretänze auf vier bis fünf Klavieren in der Nachbarschaft spielen; Abends kommen ein paar junge Herren auf eine Piazza, schief gegenüber der unsrigen, singen spanische Lieder und accompagniren sich auf der Guitarre; ein geschickter Harfenspieler geht von Thüre zu Thüre, in die Saiten schlagend, während er die Harfe auf dem Rücken trägt, und vor den Thüren die Aragonesa spielend, diesen Tanz so voll von sprühendem Leben, daß Alles in mir zuckt und tanzt, wenn ich ihn höre, oder die Cachuca, die so voll von Anmuth ist; dazwischen hinein schallt

die Militärmusik von der Plaza de Armas her, während die schöne Welt von Matanzas im Mondschein umherspaziert, unter den Pappeln die Frauenzimmer alle mit bloßen Haaren und Blumen oder andern Zierrathen, mit dünnen Schleiern und weißen Kleidern; — und da spaziere auch ich mit meiner jungen Wirthin und den Herrn im Hause, oder mit meinem freundlichen jungen Landsmann Franke an den schönen Abenden; — du siehst also, daß man Musik genug hat in Matanzas; es ist an den Abenden ein wahres Charivari, aber es hat nichts Unangenehmes, denn die Musik, die von allen Seiten herkommt, gleicht sich sehr an Takt und Geist. Es waltet ein fröhliches, spielendes, sorgloses Leben darin. Ich lasse mich davon einwiegen und bade mich in den Lufthauchen, die mich wie spielende, liebliche Zephire umtanzen, während ich außen auf der Piazza bis gegen Mitternacht das südliche Kreuz flimmernd sich emporschwingen sehe und immer höher und höher am Himmel strahlend über einem Hain dunkelgrüner, buschiger Sapotabäume. Ja, das ist ein eigenthümliches, wundersames Stillleben. Ich möchte wünschen, daß alle Menschen es kosten könnten. In Americas Prärien und oft in America wollte ich meine Arme ausstrecken und fliegen, über die ganze Erde hinfliegen. Hier will ich blos still sein, in den Kronen der Palmen sitzen, umsaust von ihren Zweigen, oder wie hier daheim in einem Schaukelstuhl, gewiegt von Musik und paradiesischen Lüften; so könnte ich, scheint mirs, in Unendlichkeit dasitzen und würde Nichts vermissen.

Heute Abend führte mich Mrs. Baley in ihrer Volante die Höhe von Combre hinauf. Zwei Pferde zogen die Volante rasch hinan, obschon es eine Fahrt von wohl zwei Stunden ist, bevor man auf die Höhe kommt. Der Weg führte zwischen hohen, armleuchterartigen Aloëpflanzen auf beiden Seiten hin. Und

wenn man die Höhe des Bergrückens ereicht hat, dann zur Rechten das blaue große Meer mit Handelsschiffen, Kriegsschiffen, großen und kleinen, das ganze große Weltleben und das gränzenlose Weltmeer zu sehen, und zur Linken, zwischen Bergen eingeschlossen, das Yumorithal mit seinen grünen schönen Palmenhainen, einem stillen, friedlichen Paradiese gleich — größere und schönere Contraste lassen sich nicht denken.

Schöne Wohnungen, Landhäuser reicher Bewohner von Matanzas, lagen hier von Bäumen und Blumen umgeben da.

Wir sahen die Sonne untergehen und den Mond in ruhiger Herrlichkeit aufsteigen. Ich konnte bloß sagen: Guter Gott, wie schön sind deine Werke!

O ich möchte auf diese Höhe von Combre einen lebensmüden oder verbitterten Menschen setzen, einen Menschen, der in die finstersten Abgründe des Lebens hinabgeschaut; ich möchte ihn hier schauen, athmen und wieder Muth und Hoffnung schöpfen lassen aus diesen sprechenden Symbolen des Reichthums und der Herrlichkeit des Allgütigen. Ich möchte ihn hieher setzen und zu ihm sagen: „Sieh! Alles das ist dein — wird dein eines Tags, wenn deine Wüstenwanderung zu Ende ist und du den Sieg gewonnen hast."

Wir fuhren im hellsten Mondschein zurück und hatten auf dem ganzen Weg offene Aussicht auf den Meerbusen, der jetzt links von uns lag. Aber Mrs. Baley und ich waren in ein Gespräch über ganz andere Gegenstände als über Naturschönheiten gekommen, deßhalb widmete ich ihnen bloß eine halbe Aufmerksamkeit und empfinde jetzt einige Gewissensqual darüber.

Den 10. April.

Ach, wie angenehm es war einen Brief von Dir zu erhalten und zu sehen, wie es zu Hause steht! Der

Brief war zwar etwas alt, denn er war im Januar geschrieben, aber er mundete mir armen Westindienfahrerin ganz delicat frisch. Und Nichts freute mich darin mehr als die Mittheilung, daß Du schon am 1. Juli mit Quidings nach Marstrand reisest. Vorsorgliche, verständige Leute, Schwager und Schwester! Und Du kannst hernach in Arsta das Bad fortsetzen.

Im Juli komme ich wohl nicht nach Hause, vielleicht nicht einmal im August. Ich habe in den Vereinigten Staaten noch so Vieles zu sehen und zu überlegen. Aber wenn die kühlen Tage eintreten, dann, meine liebe Agathe, werde ich kommen und bei Dir und Mama bleiben. Und was ich von Licht und Wärme und Gutem in Großem und Kleinem auf meinen Wanderungen geschöpft haben mag, — ich werde es nicht für mich allein behalten, darauf kannst Du Dich verlassen.

Viel habe ich auf Cuba genossen und genieße noch immer an Leib und Seele, und ich bin ordentlich fett und wieder jung geworden (NB. im Verhältniß zu dem, was ich in den Vereinigten Staaten war, wo ich mager und alt wurde), ja ich würde noch mehr zugelegt haben, wenn ich etwas mehr Ruhe haben könnte. Aber mein bildender Sinn ist so belebt oder vielmehr so aufgereizt worden, daß er mir keine Ruhe läßt, sondern mich beinahe in einem beständigen Fieber hält. Unaufhörlich kommen neue Gegenstände und Gebilde, ermahnen mich zur Nachbildung oder Composition, und treiben mich mehr zu unternehmen, als ich mit meiner Zeit und meinen Kräften leisten kann. Dieß ist beinahe lächerlich und mitunter sogar jämmerlich, denn ich habe weder Rast noch Ruhe. Aber die Arbeit macht mir doch mehr Freude als je, und ich zeichne meine Portraits besser als früher. Aber das Beste, was ich mache, lasse

ich in den Heimathen zurück, wo ich geweilt habe. Ja, die guten, schönen Heimathen! Sie sind mir auf Cuba wie in den Vereinigten Staaten gut, offen, gastlich gewesen, sie haben mir Ruhe und Freunde geschenkt, sie haben mich viel von dem innern Leben und den Zuständen der Gesellschaft sehen und erfahren lassen, und sie haben mich Menschen sehen lassen, die in meinem Herzen mit der Erinnerung an Cubas liebliche Winde und schöne Palmen verknüpft bleiben werden. Zu diesen gehört Mrs. Phinney, eines der besten Herzen auf Erden, eines der sanften mütterlichen Wesen, die man innig lieben und verehren muß. Es wurde mir schwer sie und ihre freundlichen Töchter zu verlassen, die mich bis zum letzten Augenblick mit Güte und Geschenken überhäuften.

Mit den zwei jungen Gatten hier lebe ich wie mit jungen Geschwistern und gedeihe nur allzugut bei ihnen in ihrer schönen Wohnung und in der lieblichen Luft von Matanzas. Ich habe mein geliebtes Yumorithal wieder besucht und zeichne so gut als möglich seine Oeffnung auf dem Azoteon des Hauses, das eine schöne Aussicht nach dieser Seite gewährt. Ich habe mir auch vorgenommen ein cubanisches Haus abzuzeichnen; ich wählte dazu ein kleines, sehr hübsches Haus auf der Plaza de Armas, setzte mich früh am Morgen mit Feder und Buch auf eine Bank unter den Pappeln, und dachte so ganz 'unbemerkt Casa donna Fabiana Hernandez in mein Album einschleichen zu lassen. Am ersten Morgen ging Alles gut. Bloß ein Neger guckte aus der Hausthüre hervor und sah mich mit argwöhnischen Blicken an. Aber am nächsten Morgen guckten mehrere Köpfe aus dem Hause hervor, und ein Haufe von Jungen schaarte sich um mich und guckte in mein Album hinein. Am dritten Morgen war das Haus in augenscheinlich innerer Unruhe, und erwachsene männliche Personen schaarten sich um mich

und redeten mich auf spanisch an, zwar nicht unfreundlich, aber sie stellten Fragen, die ich nicht anders beantworten konnte, als dadurch, daß ich ihnen meine Zeichnung zeigte und sagte: „hermosa casa en Matanzas (schönes Haus in Matanzas).“ Sie lächelten, wollten aber meine Arbeit sehen, und ich bekam keine Ruhe mehr. Ich verließ also den Platz, nachdem ich genug von dem Hause aufgenommen hatte, um das Gemälde auf eigene Faust ausführen zu können. Ein schönes cubanisches Haus mit seinen Frescogemälden, schönen Eisengittern, Pfeilern und Zierrathen, ist ein wahres Kleinod von Niedlichkeit und Nettigkeit. Die Hausthüre ist verhältnißmäßig zu groß. Da steht immer die schmucke Volante, welche als die Füße der Familie im Hause betrachtet werden kann, denn diese bewegen sich selten aus dem Hause, ohne von ihr geführt zu werden. Das Thor ist auch immer verschlossen, außer wenn es sich für die Volante öffnet, und ein Thürchen im Thor hat die Bestimmung die Fußgänger aus- und einzulassen.

An den Nachmittagen fahre ich mit Mrs Baley aus, theils um Einkäufe in den Läden zu machen, theils auf die schönen Promenaden Paseo de Tacon oder La Plaia. Letztere, die am Meeresstrand liegt, wo wir den frischen, lieblichen Seewind trinken, während die Wogen brausend an das Ufer schlagen, gewährt mir einen unbeschreiblichen Genuß. Wir kommen manchmal erst spät nach Hause, und dann ist es hübsch die Lichter von Matanzas in den Schatten der Berge am Wasser entlang in der dunkeln, aber klaren Luft flimmern zu sehen.

Unser Handel in den Läden geht folgendermaßen zu: die Volante bleibt vor einer Bude stehen, und dann eilen sogleich ein paar junge Commis an den Wagen vor und fragen nach unserem Befehl. Wir sagen was wir wünschen, und dieß wird eiligst herge-

bracht; wir bekommen zur Auswahl so viel wir nur verlangen und machen unsere Einkäufe, ohne die Volante verlassen zu haben. Aber wir mögen Etwas kaufen oder Nichts, das Benehmen der jungen Kaufherrn bleibt immer gleichartig, gleich zuvorkommend und einnehmend. Ja man glaubt eher junge Pagen aus der Ritterzeit, als simple Ladendiener zu sehen, so artig und gefällig erweist sich der junge Creole gegen die kauflustigen Sennoras oder Sennoritas, wie er sie in einschmeichelndem, melodischem Tone nennt. Viele dieser jungen Handelsleute gehören auch den guten Familien auf der Insel an; denn die Creolen haben wenig Aussicht auf ein anderes Auskommen als durch Handel oder Ackerbau. Die Civil- und Militärämter werden den Spaniern übertragen.

Bei solchen Ausfahrten grüßt meine junge Wirthin die Vorbeifahrenden oder die Leute in den Häusern durch einen graziösen Wink mit der Hand und den Zuruf „adios." So ist es hier der Brauch und die Begrüßung mit einer anmuthsvollen freundlichen Handbewegung, die verschiedene Grade von Ausdruck und Innigkeit hat, ist allgemein sowohl bei den Damen als bei den Herrn, wogegen die in unsern Ländern übliche Begrüßungsweise der Herrn durch Hutabnehmen höchst lästig und unnöthig erscheint. Der artige Spanier fügt seinem Gruß gegen eine Dame noch ein: „Ich küsse Ihre Hände," oder „Zu Ihren Füßen, Sennora!" hinzu, was zwar Nichts bedeuten will, aber doch schön klingt und auch in seinem Ausdruck anmuthsvoll aussieht. Die Spanier sind ganz gewiß die artigsten aller Männer, aber es wird behauptet, daß sie ebenso flüchtig seien.

Gestern Nachmittag sah ich das spanische Militär exerzieren. Die Soldaten manövrirten vortrefflich, waren aber sehr kleine Leute. Ihre Haltung und Disciplin auf der Insel wird als sehr gut gerühmt.

Kommt der Abend, so kommt die Musik theils in, theils außer dem Hause und das Wehen des Seewindes auf der Piazza. Mrs. Baley spielt die lebhaften spanischen und cubanischen Tänze ausgezeichnet gut; jetzt spielt sie auch schwedische Polkas, die sie von mir gelernt hat, und ich spiele ihre Tänze. Zuweilen kommen auch einige Besuche, theils Europäer, die auf der Insel ansäßig sind, theils Spanierinnen, die immer mit ihren Fächern manövriren und viel Lärm machen, denn die Pracht und Schwere der Fächer ist ein Schmuck der Spanierin. Ich habe welche gesehen, die 25 bis 100 Dollars kosten. Die theuren sind aus Elfenbein, mit Gold eingefaßt, und haben viele Zierrathen, wozu ovale Spiegelchen auf den äußern Seiten gehören. Das Manöver mit dem Fächer ist eine vollkommene kleine Wissenschaft, in welche die Spanierin oder die spanische Creolin eine ganze Zeichensprache legt, worin sie sich, wann und wie sie will, mit ihrem Herzensfreunde unterhält.

In den Empfangszimmern auf Cuba stehen zwei Reihen von Schaukelstühlen, theils von spanischer, theils von americanischer Façon — die spanischen weit grandioser, aber auch schwerer — vor dem Fenster und im Innern des Zimmers. Hier sitzt man und spricht, sich schaukelnd und fächelnd, während der Wind von den Fenstern hereinspielt. Man trinkt Thee und ißt Confituren. Die spanischen Creolinnen haben schöne, sanfte, braune Augen; sie sollen einen sehr guten natürlichen Verstand, auch Witz besitzen, aber sehr unwissend sein. Innerhalb der Häuser beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Nähen, Toilettemachen, mit dem Empfang und Abstattung von Besuchen.

Noch einen Ausflug will ich mit meinen freundlichen Wirthsleuten machen, nemlich den Canima hinauf, einen von Cubas schönsten Flüssen, der nicht weit von hier ist; dann aber sage ich Matanzas Lebewohl.

Den 13. April, Abends.

Gestern Morgen vor Sonnenaufgang begaben wir uns auf den Weg, Mrs. Baley, ihr Bruder Philipp und ich, und just als die Sonne in Pracht aus dem Meer emporstieg, stießen wir vom Ufer bei Matanzas ab. Ein älterer, verwitterter Seemann, ein spanischer Creole, und seine zwei jungen Söhne waren unsere Ruderer. Das Meer war ganz ruhig, oder bewegte sich bloß in langen, glatten, schaumlosen Wogen. Es mußte so sein, wenn wir ohne Gefahr in den Canimafluß kommen wollten, denn bei rauherem Wetter brechen sich die Wogen heftig am Grund bei seiner Mündung ins Meer. Cuba hat eine Menge Flüsse, die aus den Bergen kommen, aber keine große und auf längere Strecken schiffbare.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde auf dem Meer gerudert, kamen wir in den Canima, ein Flüßlein, das sich zwischen hohen, steilen, mit tropischen Pflanzen bewachsenen Bergwänden hinschlängelt. Auf den Höhen winkten die Fächerpalmen in malerischen Gruppen, und an den abschüssigen Wänden entlang hingen an unzähligen Arten von Bäumen und Gebüschen zierliche Luftgewächse mit rothen, gelben, weißen oder purpurfarbenen Blumen, und grüne Colibri schwirrten um sie her. Zunächst dem Fluß kamen Bambus-Bäume und Gebüsche, die sich in Bewegungen von so unvergleichlicher Anmuth gegen den Fluß herabneigten, daß es mich entzückte und beinahe wehmüthig stimmte. Die Schatten der Berge lagen über dem Fluß, der ganz ruhig wie ein schönes Mysterium in seiner tropischen Welt vor uns lag. So fuhren wir ihn stundenlang hinan, und jede neue Wendung brachte neue Schönheiten zu Tag, aber immer von derselben Art, Palmen, Aloën, Bambus, Luftpflanzen, Colibri.

Ein schöner, weißer Vogel mit langem Hals und einer Figur, wie ein kleiner Schwan, flog uns beständig ein Stück weit voran und setzte sich am Ufer, um auszuruhen, flog aber, wenn wir näher kamen, wieder auf, um uns von Neuem den Weg zu zeigen. Man nannte ihn gazza. Aber die Sonne stieg höher; in dem tiefen Paß war kein Windhauch. Es wurde erdrückend warm. Die Jungen, die uns ruderten, sogen aus den Röhren von thönernen Kannen Wasser ein, so daß sie das Wasser in sich aufnahmen, ohne zu schlucken, während sie den Kopf rückwärts gelehnt und den Mund offen hielten für den Wasserstrahl, der auf diese Art mehrere Secunden lang hinabrann; hierauf riefen oder stöhnten sie Ave Maria, lachten und ruderten von Neuem.

Wir stiegen an einer kleinen Biegung des Flusses ans Land und frühstückten unter einigen schönen Bambusbäumen, während Colibri über rothen Blumen um uns herflatterten.

Ich ging ein Stück weit am Ufer entlang; der Fluß war hier sehr schmal. Einige verfallene hölzerne Häuser lagen am anderen Ufer. Die allerhübschesten Gruppen von Palmen und Bananasbäumen standen hier an den Krümmungen des Flusses. Alles sah üppig und paradiesisch wild aus. Krabben und diejenige Art von Krebsen, die man in America fiddlers (Geiger) nennt, wegen ihrer einzigen großen Klaue, wimmelten am Ufer, wie sie es während unserer ganzen Fahrt gethan hatten.

Trotz aller Schönheit der Vegetation fühlte ich hier daß man, um in dieser eingeschlossenen Welt glücklich zu leben, entweder ein Krebs oder ein Colibri sein müßte. Ich würde hier aus Mangel an frischer Luft vergehen. Auf dem Rückweg wurden wir von einem Gewitterregen der wildesten Art überrascht, und trotz unseres gewölbten Wachstuchdaches über dem Boot wurden wir tüchtig durchnäßt, was mich um Mrs. Baleys willen, die an diesem Tag unwohl war und nicht

kräftig ist, beunruhigte. Wir waren froh, als wir nach einer Fahrt von zehn Stunden nach Hause kamen. Unsere Ruderer hatten fortwährend Wasser in sich eingegossen, Ave Maria geseufzt und sich die ganze Zeit über bei guten Kräften und gutem Humor erhalten. Ich mußte ihre Ausdauer bewundern.

Wir waren sehr müde, aber wir hatten auch den Canima gesehen, und ich habe den Eindruck von seiner tropischen Scenerie neben meinem Eindruck von den Fahrten auf dem Hudson, dem Savannah, dem Mississippi, dem Ohio und andern Flüssen des Westlands.

Und jetzt ist es Abend, mein letzter Abend in Matanzas. Morgen werde ich nach Havannah reisen. Ich habe den Abend allein mit den schönen jungen Gatten zugebracht, habe zum letzten Mal Mrs. Baley die hauta Arragonesa, zum letzten Mal Mr. Baley auf der Orgel adeste fideles spielen gehört. Ich bat sie um diese Töne; ich wollte dieselben als die letzte Erinnerung an die Tage in ihrer Heimath mitnehmen, und morgen früh scheide ich von den liebenswürdigen freundlichen Menschen, von Matanzas und seinen schönen Gegenden. Es kommt mich hart an, aber ich kann nicht helfen. Nie mehr bekomme ich eine solche Luft, solche Windhauche zu spüren, nie mehr einen solchen Strom von fröhlicher Musik zu hören, nie mehr Yumori, Canima und Combre zu sehen.

Sechsunddreißigster Brief.

Havannah, den 15 April 1851.

Guten Morgen, mein Herzchen! bin wieder in Havannah, gemüthlich eingewohnt in Mr. Woolcotts gutem Hotel Havannahhaus, wo es jetzt etwas billiger zu leben ist, weil der Strom der Reisenden sich zurückgezogen hat, und Zimmer genug da sind. Ich habe mein früheres Stübchen mit dem Ausgang auf das Dach, und die artige, gutmüthige Mrs. Marie, die nach mir sieht, und eine schönäugige, schwarze Rosetta, die mich bedient. Die guten Tolmes haben mir wieder ein Zimmer angeboten, aber das Haus ist voll von Kindern und Gästen, ich will ihre Gastfreundschaft nicht mißbrauchen, und überdieß befinde ich mich hier unendlich wohl in meiner Einsamkeit und Freiheit.

Es ist grüner Donnerstag, ein großer Festtag für die Katholiken, und ich habe heute Morgen ein paar Kirchen in der Stadt besucht. Es war große Parade darin. Ballmäßig gekleidete Damen, auf hübschen Teppichen knieend, in Seidenkleidern und Seidenschuhen, mit Juwelen, goldenem Geschmeide und Blumen, mit bloßen Hälsen und Armen. Ueberall diese feinen, schwarzen Mantillen und rings umher glitzernde Fächer in ewiger Bewegung. Auch ganz junge Mädchen sind so ausgestattet. Außerhalb stehen zuschauende und lorgnettirende Herrn. Der Anblick dieser geschmückten, bloß halb verschleierten Weiber von allen Farben — es waren auch sehr hübsche Mulattinnen, prächtige Gestalten unter ihnen — die schaarenweise im mittleren Gang der Kirche bis zum Altar hin auf den Knieen liegen, ist wahrhaft anziehend, zumal da die Augen und Büsten

bei den Spanierinnen gewöhnlich ausgezeichnet schön sind. Aber der Mangel an Ernst in Allem, außer in der Gefallsucht und eitlem Tand, ist anstößig, zumal an einem Tag wie dieser Nachtmahlstag, dieser Tag stiller, prunkloser, feierlicher Einweihung zu dem höchsten und heiligsten Leben der Menschheit. Ich erinnerte mich eines grünen Donnerstags in der St. Jakobskirche in Stockholm; es war da ein sogenanntes Privatnachtmahl. Die Familien kamen, Väter, Mütter und Kinder, um zusammen aus dem Kelch zu trinken. Ich erinnere mich noch der Schweigsamkeit, der stillen, tiefen Andacht in der vollgedrängten Kirche.

Auf Cuba ist unter den Fremden verschiedener Nationen, die hier ansäßig sind, nur eine einzige Stimme über den gänzlichen Mangel an Religionsleben auf der Insel. Die Priester leben in offenbarem Widerspruch mit ihren Gelübden, genießen keine Achtung und verdienen größtentheils auch keine. Das sittliche Leben steht nicht höher als das Religionsleben.

„Es gibt Liebe und Leidenschaft genug auf Cuba,“ sagte ein denkender junger Mann, der hier ansäßig ist, zu mir, „aber öfter auf dem Wege des Lasters, als auf dem Pfade der Tugend.“ Der Gott des Geldes wird blind verehrt. Aeußerst selten kommt eine Ehe zu Stande, wobei er nicht vor allen Dingen um Rath gefragt würde. Die Frauenzimmer, die sich nicht verheirathen, bleiben selten tadellos in ihrem Wandel. Eine meiner älteren Freundinnen in Havannah kannte da bloß eine einzige tugendhafte unverheirathete ältere Dame. Unter den Männern dürfte man nicht Einen finden.

Der Mensch kommt zu der schönen Insel wie ein Schmarotzer, der bloß das Leben ihrer Natur aussaugen und auf ihre Kosten prassen will; die Natur rächt sich, schlingt sich mit hundert Armen um den Menschen,

zieht ihn hinab, erstickt sein höheres Leben und verwandelt ihn in eine Leiche in ihrem Schooß.

Abends.

Ich habe wieder drei bis vier Kirchen in der Stadt besucht. Sie sind heute Abend schön beleuchtet im Chor und um die Altargemälde her. Sie waren jetzt weniger voll als bei der Frühmesse und von minder elegantem Volke besucht. Mehrere die auf den Knieen lagen, schienen andächtig zu beten. In der Domkirche saßen auf jeder Seite derselben zwei stattliche spanische Damen, ganz mit Juwelen bedeckt, mit einem Tisch vor sich, auf welchem Einsammlungen für die Armen gemacht wurden. Eine einzige ihrer kostbaren Schmucksachen hätte alle Gaben, welche das geringe Volk in den Opferkasten spendete, reichlich aufgewogen. Ungehindert ging ich aus und ein, mischte mich unter die Volkshaufen in den Kirchen und auf den Straßen; Alles ging friedlich und still von Statten. Es sah aus, als ginge das Volk hin, um sich zu belustigen Von dieser Stunde an und bis zum Ostermorgen herrscht tiefe Stille in Havannah. Keine Volante darf sich auf den Straßen zeigen. Aber morgen prangen sie bei einer großen Prozession.

Ostertag.

Ich beschaute die Prozession vorgestern Nachmittags von der Piazza aus bei einigen americanischen Bekannten, die auf der Plaza de Armas wohnen. Ballmäßig gekleidete Damen, weiße, braungelbe und schwarze, mit ihren Cavalieren, erfüllten den Platz, wo sie schon früh am Nachmittag schwatzend und lachend lustwandelten. Besonders zeichneten sich die Mulattinnen durch ihren Putz, ihre glänzenden Blumen und ihr

Geschmeide in den Haaren und am Halse aus, und paradirten darin in stolzer Pfauenweise. Man sah, daß das Volk irgend ein großes Spectakel erwartete. Es kam auch in der Dämmerung bei Licht und Fackelschein.

Das todte Christusbild wurde herumgetragen, auf dem Paradebett liegend, unter einer ungeheuern Lichtkrone, welche das bleiche, edelgeformte Wachsgesicht beleuchtete. Hinter ihm wurde die weinende Maria in goldgesticktem Sammtmantel und mit goldener Krone auf dem Kopf umhergetragen; auch die andere Maria und Maria Magdalena hatten prunkende Toiletten. Die Prozession war groß und nicht ohne Pomp und Würde. Unter den Theilnehmern bemerkte ich eine Menge Neger mit großen weißen Binden, schief über Brust und Schulter. Man sagte mir, sie gehören einer Art von Freimaurerorden an, der sich durch Ausübung von Werken der Barmherzigkeit, Krankenpflege in den Spitälern u. s. w. an die Kirche anschließe.

Tausende von Menschen drängten sich fröhlich auf Markt und Straßen, die Schwarzen besonders in alle Farben des Regenbogens gekleidet. Es war ein schöner Auftritt, aber man kann sich nichts Unpassenderes für die Gelegenheit denken. Kein Anflug von Ernst schien diese Volksmenge zu erregen. Man sah es an dieser Prozession deutlich: Die Religion ist todt auf Cuba.

Inzwischen war gestern Festtag und tiefe Stille in dem muntern Havannah. Heute früh wurde in großer Prozession das Bild des auferstandenen Christus von der Domkirche nach der St. Catalinakirche gebracht. Von St. Catalina hinwiederum zog eine andere Prozession, welche Maria Magdalena trug. die weinend Christum suchte. Als die Prozessionen sich begegneten und Maria Magdalena also Christum zu sehen bekam, wurde ein Schuß abgefeuert, und sogleich

begannen alle Glocken zu läuten, die Flaggen in dem Hafen und auf dem Kirchthurm zu flaggen, Trompeten zu erschallen. Das Fasten war aufgehoben, die Volanten rauschten durch die Straßen, die Neger rannten ebenfalls schreiend und lachend herum, es war ein allgemeiner gedankenloser Jubel.

Inzwischen ging ich aus und nahm meinen Weg nach meiner lieben Cortina de Valdez. Es war der allerschönste Morgen. Das hellblaue Meer, vom Winde aufgeregt, warf seinen Silberschaum in hohen Brandungen um den Fuß der Morroklippe und die Flaggen im Hafen flatterten lustig in den Morgenwinden. Die Luft war voll von neugebornem Leben. Weiße Tauben ließen sich auf das weiße Marmorbassin nieder und tranken von seinem frischen Springbrunnen; grüne Eidechschen sprangen auf den Mauern umher. Ich sah sie, alle Wesen, die ganze Welt mit Liebe und Freude an. Und während ich dahin ging, regten sich in mir folgende Worte:

Sie geht allein,
sie ist in fremdem Land,
weit getrennt von Verwandten und Freunden;
sie geht allein,
allein unter fremdem Volke;
sie kennen sie nicht,
sie kennt sie nicht;
sie sehen sie an
mit kalten, gleichgültigen Blicken.
Aber ihr Herz
ist voll von Freude,
von überwallender Seligkeit,
und das Auge ist hell
von strahlenden Freudethränen.

Sie hat einen Freund,
und er war todt,

und er ist erstanden,
und es ist sein Auferstehungstag,
des Ostertags Morgen!
Und der lebensvolle Wind,
und die steigende Sonne,
und die schallende Glocke,
und die fliegende Fahne,
und die sich öffnende Blume,
und Trompeten und Trommeln,
und das große Meer,
und die zwitschernde Eidechs,
und die Taube, die trinkt an der Quelle Rand,
sie sprechen von ihm,
sie tragen seinen Namen,
des Geliebten Namen,
und er trägt alle Welt.

Den 20. April.

Dein Geburtstag! Heil und Segen diesem Tag, der mir Dich, meine holde Freundin, schenkte. Keine Blumen kann ich Dir heute reichen; aber ich werde mich in Gedanken bei Dir niedersetzen und Dir die Geschichte des Tages erzählen, die für mich bunt war, aber heiter und auch Dich erheitern wird.

Zwei americanische Herrn — von diesem ritterlichen Geschlecht, von dem ich hoffe, daß der liebe Gott es mit der Männer bestem Lohn, einer guten und schönen Gattin, segnen werde — hatten sich, als ich auf der Eisenbahn von Matanzas nach Havannah kam, unaufgefordert meiner angenommen und mich nebst

meinen Sachen wohlbehalten nach Havannahhaus gebracht. Der eine von ihnen, der sich lange Zeit auf Cuba, in Texas und Mexico aufgehalten und dabei einen Anstrich von der Anmuth der Spanier in Sprache und Wesen bekommen hat, ist mir seitdem ein angenehmer und interessanter Gesellschafter gewesen, dem ich eine lebendige Schilderung der Natur, der Bevölkerung und Sitten dieser südlichen Länder zu verdanken habe. Der andere, ein Kaufmann aus New-York, Mr. Faile, ernst und einfach in seinem Wesen, gehört zu denjenigen Männern, bei denen ich mich wohl befinde, und zu denen ich in einer Art von geschwisterlichem Verhältniß zu stehen meine.

Mit ächt americanischer Einfachheit und so freundlich und ruhig, als wäre er mein Bruder, hat mich dieser Herr auf mehreren kleinen Ausflügen begleitet und für mich gesorgt. So fuhren wir dieser Tage zusammen im Hafen herum und hinüber zu der von wilden armleuchterartigen Aloëpflanzen bedeckten Höhe Casa bianca, und sahen von da einen herrlichen Sonnenuntergang, fuhren sodann im Boot in dem düstern klaren Schatten des Berges auf dem Wasser umher und sahen es in silbernen und goldenen Tropfen von den Rudern fallen. Es war eine schöne Fahrt, und der einzige Schatten daran war die Gesellschaft eines deutschen Herrn, der bedeutend an jener Breimäuligkeit litt, die man noch zuweilen bei europäischen, aber selten oder nie bei americanischen Herrn findet. Sein aufgeblasenes Wesen bildete hier einen starken Contrast gegen den einfachen und in seiner Einfachheit weit überlegenen Americaner.

Was ich Dir eigentlich erzählen wollte, war, daß ich mit den beiden ritterlichen Americanern ausmachte die cabildos de negroës oder die Versammlungssäle der freien Neger in der Stadt zu besuchen. Allein hinzugehen, daran durfte ich nicht denken, da ich nicht spa-

nisch konnte. Die beiden Herrn boten sich mir als Begleiter an, und Mr. C., der spanisch spricht wie ein Spanier, sollte uns Eintritt zu verschaffen suchen, obschon die freien Neger im Allgemeinen weißen Personen keinen Zutritt in ihre Gesellschaften gestatten und hier keineswegs so duldsam und geduckt sind, wie in den Vereinigten Staaten.

Da diese Zusammenkünfte eigentlich an den Sonntag-Nachmittagen und Abenden stattfinden, so begaben wir uns heute Nachmittag nach der Straße, wo die Cabildos der Neger liegen. Sie nehmen eine ganze Straße an einem der Zollthore der Stadt ein. Die Straße war auf der einen Seite von einer Festungsmauer eingefaßt, auf der andern von einer Mauer, worin die Säle der Neger lagen. Die ganze Straße wimmelte von Negern, die theils mit Bändern und Glöckchen aufgeputzt waren, theils auf und ab tanzten und hüpften. Es war eine wilde, aber nicht gewaltsame Regellosigkeit, und durch sie hindurch tönte von mehreren Seiten der rythmische Tact der africanischen Trommel. An den Thüren zu den verschiedenen Seiten in der Mauer standen Gruppen von Weißen, offenbar größtentheils Seeleuten, die hineinzugucken suchten, weil sie nicht eintreten durften; aber ein paar Neger standen mit Stöcken in den Händen vor der Thüre, versperrten mit gutmüthigem Ernst den Weg und gestatteten nicht, daß die Thüre anders als halb offen stand. Beim Cabildo der Luccomeer gelang es Mr. C. mit einiger Mühe den Kopf hineinzustecken und für die Sennora Erlaubniß zum Eintritt zu erbitten. Einige Negerköpfe guckten heraus, und als sie meinen weißen Hut und Schleier sahen, sowie die Blumen, mit denen ich mich hier mehr als in Schweden schmücke, da machten sie freundliche Gesichter und gestatteten Eintritt für „die gute Sennora;“ auch meine Begleiter

durften herein kommen, aber mehreren Andern, die uns folgen wollten, wurde der Weg sogleich versperrt.

Man gab uns nicht weit von der Thüre Stühle zum Sitzen; wir wurden der Königin und dem König der Versammlung vorgestellt, sie machten freundliche Gesichter und verließen uns dann, so daß wir uns ruhig umschauen konnten.

Der Saal war ziemlich groß und konnte ungefähr hundert Personen enthalten. An der Wand uns gegenüber hatte man einen Thron mit Krone und Thronhimmel darüber gemalt. Da waren die Sitze für den König und die Königin der Gilde. Der eigentliche Tanz wurde vor diesem Platz abgehalten. Ein Weib tanzte allein unter einem von vier Personen getragenen Himmel. Man muß an ihrem Tanz, der nichts Anderes war als der Tanz der Negerdamen, den ich bereits beschrieben, großes Wohlgefallen gefunden haben, denn sie wurde mit mehreren Tüchlein behangen und bekam auch einen Mannshut auf den Kopf gesetzt. Die Weiber tanzten hier mit einander und ebenso die Männer, einige schlugen mit Stöcken an Thüren und Bänke, andere rasselten mit Calebassen, die mit Steinen gefüllt waren, und die Trommeln donnerten mit betäubender Macht. Man suchte offenbar so viel Lärm als möglich zu Stande zu bringen. Mitten unter diesem kam eine Figur mit scharlachrothem Hut auf dem Kopf und mit einer Menge von glitzernden Perlbändern, welche Hals, Arme und Leib bedeckten, nackt bis um die Mitte des Leibes, von wo ein scharlachrother Kinderrock herabhing. Diese Figur, vor der man sich auf zwei Seiten aufstellte, näherte sich mir unter biegenden Bewegungen, bei denen man sehen konnte, daß der ganze obere Theil des Körpers sich in schlangenartigen Falten bewegte. In dieser schlangenartigen Bewegung blieb er vor mir stehen, ohne daß ich wußte, ob er mich zum Tanz einlud, oder was er mit seinen freundlichen Mienen und Biegungen und den aus-

streckten, großen, schwarzen Händen wollte. Endlich sagten er und einige Andere die Worte: „Für die gute Sennora!“ und dann begriff ich, daß die Biegungen und Krümmungen der burlesk ausstaffirten Person ein Compliment für mich bedeuteten. Ich beantwortete es dadurch, daß ich dem Mann die Hand schüttelte und eine Silbermünze hineinlegte, und dann machten wir sehr freundliche Gesichter gegen einander, worauf mein Tänzer einen schlangenartigen Rückzug antrat und auf eigene Faust zu tanzen anfing, offenbar unter großem Beifall der Umstehenden.

Auf den Bänken saßen eine Menge Neger mit ernsten und ausgezeichnet hübschen Gesichtern. Die Luccomeer haben im Allgemeinen eine schöne ovale Gesichtsbildung, gute Stirnen und Nasen, einen wohlgebildeten Mund und die schönsten Zähne. Sie sehen weniger gutmüthig und heiter aus als andere Negerstämme, haben aber offenbar mehr Charakter und Intelligenz. Die Nation wird seit ihrem großen Gewinn in der Lotterie als reich betrachtet und soll ihren Reichthum auf eine edle Art anwenden, indem sie Sklaven ihres Stammes loskauft.

Diese Cabildos werden, wie ich bereits gesagt habe, von Königinnen, einer oder zweien, regiert, welche eigentlich über die Vergnügungen verfügen und über den Ton sowie die Ausdehnung der Gesellschaft entscheiden; sie besitzen das Recht einen König zu erwählen, der die öconomischen Angelegenheiten der Gesellschaft besorgt, und einen Schreiber und Ceremonienmeister unter sich hat.

Dieser hier gab mir ein gedrucktes Kärtchen, kraft dessen ich Zutritt erhielt zu dem „Cabildo de Ntra Sennora Santa Barbara de la nacion Lucumi Alagua“.*)

---

*) Die Luccomeenation theilt sich, gleich den andern africanischen Stämmen, Gangas, Congos u. s. w., in mehrere kleinere Nationen oder Gemeinden, welche verschiedene Zunamen und Versammlungssäle haben.

Nachdem ich dieses empfangen und wir eine kleine Abgabe in die Gesellschaftscasse entrichtet hatten, entfernten wir uns, um andere Cabildos zu besuchen. und überall war man artig genug „der guten Sennora" und ihren Begleitern freien Eintritt zu gestatten. Ich weiß nicht, ob diese Artigkeit dem Negercharakter oder dem spanischen Einfluß auf denselben zugeschrieben werden muß, und ich bin geneigt das Letztere zu glauben.

In einem Cabildo der Gangas wurde ich von den beiden Königinnen empfangen, zwei jungen, sehr hübschen schwarzen Mädchen, die in vollkommen gutem französischem Geschmack gekleidet waren und sich in ihren hellrothen Florkleidern, mit ihren schönen Bouquets von künstlichen Rosen im Haar und an der Brust, ganz frisch ausnahmen; beide rauchten Cigarritos. Sie nahmen mich freundlich bei der Hand, setzten mich zwischen sich und fuhren fort mit spanischem Ernst zu rauchen. Eine von ihnen hatte die allerschönsten Augen, was Form und Glanz betraf. An der Wand uns gegenüber war ein großer gut gemalter Leopard, vermuthlich das Symbol dieser Nation. Es waren auch einige katholische Bilder und Symbole im Saal. Hier sah ich ganze Schaaren von Weibern sich in einer Art von Tanz bewegen wie galvanisirte Frösche, nur langsamer, wobei sie den Körper und alle Glieder bogen und schlangenartig krümmten, ohne daß ich Sinn und Zweck zu entdecken vermochte. Dieß schien der Ausdruck eines gewissen thierischen Wohlbefindens zu sein; es sah auch aus, als suchten sie Etwas in der Dunkelheit. Und von diesen armen Nachtvölkern kann man wohl sagen, sie suchen noch — ihr eigentliches Leben, ihr Leben über der Natur.

Diesem sind sie jedoch in den Staaten Nordamerikas näher gekommen. Ich dachte an die nächtliche Feldversammlung in Südcarolina bei den Flammen der Feueraltäre und den melodischen Hymnen aus dem Lager der Neger.

In einem andern Cabildo der Gangas sah ich wiederum diesen regellosen geschlängelten Tanz in Kreisen und Reihen, welche Männer und Weiber um einander bildeten. In einem Cabildo der Congos sah ich wieder einen ähnlichen Congotanz, wie in der Bohea auf St. Amalia, sowie einen Tanz, der eine Mischung des spanisch-creolischen Tanzes Yuca und des Congotanzes zu sein schien. In diesen letzteren Tänzen ist bedeutend mehr Leben als in den andern, weit mehr Kunst und poetischer Charakter. Das in diesem Zimmer an die Wand gemalte Symbol war eine große Sonne mit menschlichem Gesicht. Auch hier waren überdies einige christliche Symbole und Gemälde. Aber auch der getaufte und wirklich christliche Africaner behält hier Etwas von dem Aberglauben und den Götzenbildern seines Heimathlandes. Die Nationen der Congos und Gangas schienen mir einen ausschweifenderen Charakter und ein thierischeres Aussehen zu haben als die Luccomees. Ein paar andere Cabildos, wohin wir auch gingen, boten nichts Neues von Interesse dar, und zuletzt war ich des Getöses und Gerassels, des Geschreies, des Lärmens, des Staubes und der chaotischen Regellosigkeit, welche die Tänze und Bewegungen in diesen Versammluugen bezeichnete, herzlich müde. Ich sehnte mich nach reiner Luft und klarem Wasser, und auf meinen Wunsch führte mich Mr. Faile in seiner Volante nach dem Hafen von Havannah.

Es war um Sonnenuntergang. Wir fragten nach unserem Freund, dem Ruderer vom ersten Abend, Rafael Hernandez. Er war bald zur Stelle und in seinem zierlichen Boot La Leonora rosita führte er uns in den Hafen hinaus. Ach wie schön an dem stillen spiegelklaren Abend den palmengeschmückten Ufern entlang zu rudern, schweigend die reine Luft zu trinken und die milden zarten Farben aller Gegenstände zu betrachten! Der Glanz der Abendröthe leuchtete über

ihnen. Später wurden die Laternen auf dem Quai Alameda de Paula und andern Plätzen im Hafen angezündet. Sie beleuchteten die Ufer und das klare Wasser mit einem so wunderbar reinen und hellen Schein. Luft und Licht kommen mir hier vor, als hätten sie Klang und Ton; ich höre gleichsam ihre Reinheit, wie ich sie sehe. Jetzt hatte ich eine Empfindung, als wäre ich aus dem Chaos in die Welt des Lichtes und der Harmonie gekommen. Aber wahr ist, daß jeder Ballsaal mir dunkel, staubig und qualmig erschienen wäre neben dieser Naturrotonda unter Cubas Himmel.

Ich fragte unsern Ruderer, der außer spanisch auch englisch spricht, ob er mit seiner Lebensstellung zufrieden sei. Er schüttelte den Kopf. Die Geschäfte gingen schlecht; eines schönen Tags würde er sich genöthigt sehen sowohl sein Boot als die Stadt zu verlassen. „Sie rauchen zu viele Cigarritos, Hernandez," sagte ich. — „Bloß zwanzig des Tags, Sennora," antwortete er achselzuckend.

Den 22 April.

Guten Morgen, Geliebte! Mögest Du dich so wohl befinden wie ich! Ich gedeihe unendlich gut bei meinem Leben hier im Hotel. Ich besitze volle Freiheit, ich habe Alles ganz gut, und die artige Mrs. Marie läßt es mir an nichts fehlen. Schon früh am Morgen gehe ich aus auf meine liebe Cortina, sehe die Brandung an Morros Klippen sich brechen, trinke die Meerluft, halte Zwiesprach mit den Eidechsen, besuche dann ein paar Kirchen, schaue mich auf der Parade um und lausche der Musik. Sodann gehe ich heim über die Plaza de Armas, wo ich ein wenig verweile, um das Columbusdenkmal zu betrachten, das ich hierauf zu Hause in mein Buch abzeichne; aber ich muß meine Beobachtungen sehr behutsam vornehmen, denn bereits beginnt das Militär

auf dem Markt mich scharf ins Auge zu fassen. Man argwöhnt wohl, daß ich auf eine Invasion speculire.

Spät am Abend wandere ich auf dem Azoteon zwischen den Urnen herum und sehe den Mond und das Morrolicht (so wird der große Leuchtthurm auf der Morroküste genannt) wetteifernd über Stadt und Meer hinleuchten, und sehe das südliche Kreuz in stiller Majestät sich emporheben, jetzt hoch über dem Horizont. Dem Nordstern widme ich immer einen Liebesblick, wenn er sich außerhalb des großen Meeres zeigt, dessen Getöse mich von der Seite des Morro her erreicht, während die Militärmusik von der Plaza de Armas fröhlich herschallt. Später in der Nacht wird dieses harmonische Luft- und Tonleben durch serenos unterbrochen, d. h. durch die Feuerwächter in Havannah, welche so singen, daß man es wahrhaft betrübend finden müßte, wenn es nicht in so hohem Grad lächerlich wäre. Ich habe niemals eine solche Folge von falschen, zerhackten, tonlosen Tönen gehört. Ich kann mich darüber nicht ärgern, sondern nur lachen.

Zur Familie Tolme gehe ich gewöhnlich Vormittags auf ein Stündchen, um Mrs. Tolmes Portrait zu malen, das ich zur Erinnerung an eine der besten mütterlichsten Frauen auf Erden zu besitzen wünsche.

Dabei erzählt sie mir von den Erfahrungen, die sie über den Charakter des Negervolkes gemacht hat. Ihre Beobachtungen stimmen in der Hauptsache mit denen von Mrs. Phinney überein. Mrs. Tolme sagt gleich ihr: „Es herrscht unter den Negern eine große Ungleichheit an Charakter und Gemüthsart, gerade wie unter den Völkern der weißen Race, aber sie sind im Allgemeinen für Gefühle der Ergebenheit, Zärtlichkeit und Dankbarkeit zugänglicher als diese. Es ist ein großer Mißgriff der Weißen, wenn sie die Neger des Undanks beschuldigen. Sie machen sie zu Sklaven, fordern beständige Arbeit von ihnen und begehren dann auch noch Dank. Dank

für was?!.... Wer wirklich der Freund des Negers sein will, der wird ihn dankbar und edelsinnig finden..... Ich habe für meine Kinder sowohl weiße als schwarze Mägde gehabt, aber nur mit den schwarzen bin ich immer vollkommen zufrieden gewesen."

Als rührenden Beweis für die Liebe und Characterstärke der Neger erzählte sie mir die Geschichte von einem jungen Negerpaar, das sich liebte, aber nicht heirathen konnte, weil der Herr der jungen Negerin hartnäckig seine Beistimmung verweigerte. Die Liebe nahm jedoch ihren Gang und die jungen Liebenden bekamen ein Kind. Der Herr der Negerin ergrimmte darüber und verbot ihr den jungen Mann, ihm sein Kind zu sehen. Der junge Neger war im Dienst bei Mrs. Tolme. Er war ein vortrefflicher junger Mann, hatte aber einen Fehler; er liebte starke Getränke und betrank sich nicht selten. Das that er jetzt öfter, weil der Kummer darüber, daß er seine Frau und seinen kleinen Jungen nicht sollte sehen dürfen, ihn zur Verzweiflung brachte. Mrs. Tolme sagte zu ihm: „Gewöhne dir die starken Getränke ab, so werde ich dir einen Peso in der Woche geben, werde Geld für dich zusammenlegen, und damit kannst du nach einiger Zeit dein Kind loskaufen."

Von diesem Augenblick an wurde der Neger vollkommen nüchtern. Als Mrs. Tolme nach längerer Prüfung ihm das Versprochene ausbezahlte und noch ein Geschenk dazu legte, um ihm, wie sie sagte, ihre Achtung und Zufriedenheit zu beweisen, ein Geschenk groß genug, daß er im Stande war das Kind loszukaufen, da küßte er ihr unter Thränen der Freude und Dankbarkeit die Hände und war außer sich vor Seligkeit, zumal da sich ihm die Aussicht eröffnete auch die Mutter des Jungen loskaufen und sich mit ihr verbinden zu können. Dieß war jetzt stark im Werke. Inzwischen hatten die zwei Gatten und das Kind heimliche Zusammenkünfte, und ihre Liebe war so innig, so romantisch warm und treu

wie nur irgend ein Roman das Verhältniß zwischen seinen Helden und Heldinnen beschreiben kann.

Mrs. Tolme bestätigte übrigens, was ich von der Güte der spanischen Herrn gegen ihre Haussklaven und der Pflege, die sie ihnen im Alter angedeihen lassen, gehört hatte.

Aber wenn die Haussklaven gewöhnlich gut behandelt werden, so ist dieß bei den Plantagesklaven in der Regel nicht der Fall; sie werden nicht als Menschen, sondern als Lastthiere betrachtet und härter als diese behandelt. Doch davon habe ich bereits gesprochen.

Das Tolmesche Haus ist fortwährend voll von Liebe, Musik und Munterkeit. Die junge Louise Tolme ist jetzt verheirathet und wird, obschon noch halb ein Kind, ihre eigene Haushaltung anfangen.

Ich habe diese Zeit über große Versuchungen zu einer Reise nach Jamaica und von da nach Mexico gehabt, was durchaus nicht schwer auszuführen wäre. Aber....."

Ueberdieß würde ich auf Jamaica oder in Centralamerica und Südamerica nichts wesentlich Anderes in Bezug auf Vegetation, Bevölkerung, Sitten, Bauart u. s. w. finden, als was ich auf Cuba unter dem Himmel des Wendekreises und der Herrschaft Spaniens sehe. Und dieß war mir das Wesentliche für mein Bild von der neuen Welt. Ich habe einen klaren Eindruck von dieser südlichen Atmosphäre erhalten. Bücher und Kupferstiche können mir zur Kenntniß der detaillirten Verschiedenheiten verhelfen *).

*) Und das thun sie jetzt auch. Bei Mr Tolme sehe ich Kupferstiche von Mexico und andern spanischamericanischen Städten, die mir nur Havannah wieder zeigen. Und in der vortrefflichen Geschichte des americanischen Historikers Prescott von der Eroberung Mexicos und Perus lerne ich die Hochländer in diesen

Ich habe das Angesicht der Erde unter den wärmsten Strahlen der Sonne gesehen, da wo sie die Palme und den Caffeebusch hervorrufen; ich weiß die Verhältnisse, welche dort das Alltagsleben des Menschen, seinen Genuß und seine Plage ausmachen; ich habe diese neue Seite im Buche der Schöpfung und im Leben der Natur verstanden; ich bin zufrieden und dankbar, und nachdem ich mich noch ein paar Wochen auf Cuba aufgehalten haben werde, um Madame Carrera und die paradiesische Gegend der Caffetale östlich von Havannah zu besuchen, wende ich mich von dem Wendekreis und den Palmen zu den Vereinigten Staaten zurück und hoffe in einigen Monaten Schweden, Dich und alle meine Lieben wieder zu sehen. Glaube mir, der Fichtenwald in der Heimath ist mir lieber als die Palmenhaine hier. Hier könnte ich doch nicht leben.

Siebenunddreißigster Brief.

San Antonio de los Bannos,
den 23. April 1851.

Draußen auf Abenteuern im fremden Lande, mein Herzchen, und zwar für den Augenblick Abenteuern

---

Gegenden, sowie die edeln Volksstämme kennen, die einst da wohnten. Christliche Azteken müssen einmal über diese herrlichen Länder herrschen und auf diesen edlen heidnischen Grund einen neuen Tempel erbauen, eine neue Gesellschaft, welche diese Länder im Geist und in der Wahrheit zu Hochländern der neuen Welt machen wird.

von minder behaglicher Art. Ich sitze allein in einer kleinen spanischen Posada oder Fonda (einem Wirthshause dritten Rangs), so unnfreundlich als möglich, umgeben von Leuten, die mich nicht verstehen, wie ich sie nicht verstehe. Ich sitze hier in Erwartung einer Volante von Sennora Carrera, die mich nach ihrer ungefähr fünf englische Meilen von hier gelegenen Plantage abholen sollte; aber möglicher Weise hat sie den Brief, der sie von meiner Ankunft dahier unterrichten sollte, noch nicht erhalten, und die Volante dürfte noch ein paar Tage warten und mittlerweile muß ich hier sitzen; doch bin ich weder brod- noch rathlos, denn mein kleiner Reisekobold ist bei mir, er erhält mich im besten Humor und hat mich hier auf der Eisenbahn einen kleinen spanischen Don finden lassen, der ein wenig französisch radbricht und gar zu gern zu meinen Diensten sein möchte. Mit seiner Hülfe, meinen paar spanischen Redensarten und einem spanischen Wörterbuch bringe ich mich weiter fort. Und inzwischen habe ich ein Empfehlungsschreiben abgesandt, das ich an Don Ildefonso Miranda hatte, welcher drei Stunden von hier in Caffetal en Alquizar wohnt, und ich erwarte im Verlauf des Tags Nachrichten von ihm zu erhalten und mit seiner Hülfe aus meiner Fonda loszukommen, denn er spricht französisch wie ein Franzose, sagte man mir, und ist ein Cabalero perfetto (vollendeter Cavalier). Ich schreibe Dir jetzt in einem kahlen Stübchen mit übertünchten Wänden und bloßem Erdboden, wo das ganze Ameublement aus einem hölzernen Stuhl und einem alten hölzernen Tisch besteht und der Wind mit aller Macht zum Fenster hereinbläst. Aber dieß ist Cubas warmer Wind, man kann nicht mit ihm hadern. Die heutige Morgenfahrt auf der Eisenbahn war herrlich, wie eine andre Morgenfahrt, die ich vor etlichen Wochen machte, und die Palmen und zierlichen Blumen der Caffetaler glänzten am Wege entlang. Diese ganze Seite der

Insel ist berühmt durch die Schönheit ihrer Caffeepflanzungen, deren beste Tage jedoch jetzt vorbei sind, da sie den Caffee nicht in der Menge und Güte produciren können wie die südlichen Plantagen auf der Insel, daher sie seit einigen Jahren in Verfall gerathen sind. San Antonio de los bannos ist ein Städtchen oder Flecken (pueblo,) berühmt durch seine Bäder und durch die schöne Gebirgsnatur in seiner Nachbarschaft. In diesen Gebirgen befinden sich Plantagen, wo die Hitze niemals groß wird, wo frische Seewinde beständig spielen, der Grasboden das ganze Jahr hindurch grünt, luftige Wohnsitze mit großartigen Aussichten auf das große Meer. San Antonio ist ferner durch einen unterirdischen Fluß bekannt, auf dessen Entdeckung ich ausgehen will, nachdem ich einen Wegweiser verabschiedet habe, den mein Freund Don Manuel mir anschaffte, wobei er mir im Vertrauen sagte, daß er ein großer Hallunke sei, wofür ich ihn auch in dem Grad hielt, daß ich ihn fähig glaubte mich plötzlich einmal in den unterirdischen Strom hinabzustoßen, den ich betrachten wollte. Ich entschuldigte mich also und schützte den Wind vor. Dieser bläst auch dermaßen in mein Zimmer herein, daß ich nicht mehr schreiben kann. Das Papier flattert unaufhörlich....

Caffetal la Concordia, den 27. April.

Seit ich das letzte Mal schrieb, habe ich alle möglichen kleinen Unruhen und Abenteuer gehabt, die sich aber alle zum Besten kehrten, und jetzt lebe ich und schreibe Dir in der allerschönsten Ruhe und Annehmlich-

keit auf Madame Carreras schöner Caffeeplantage und in ihrer Familie. In San Antonio mußte ich den Tag ganz allein in meiner kleinen Posada zubringen. Aber mein Zimmer war, wenn auch kahl, doch sauber, und der Diener im Hause, Raymundo, war sehr ehrerbietig und freundlich und begann allmälig aus lauter gutem Willen, wie ich glaubte, mich zu verstehen, und wäre ich nicht in dieser Posada auf einige Zeit allein gelassen worden, hätte ich nicht diese kleinen Widerwärtigkeiten gehabt, so hätte ich auch nicht die Bekanntschaft mit San Antonio de los bannos machen können, wie ich jetzt that, und das wäre sehr Schade gewesen.

Nachdem ich mein Mittagessen, bestehend aus gut gekochtem Ochsenfleisch und Yamswurzeln, verzehrt hatte, und als der Tag kühler zu werden anfing, begab ich mich auf einen einsamen Streifzug, schon längst abgehärtet gegen die verwunderten Blicke der schreienden und springenden Negerjungen, die mir im Anfang folgen, wenn ich allein ausgehe.

Einige palmenbedeckte Hütten in den Platanenhainen verlockten mich ein Stück weit von der Posada hinweg, denn ich vermuthete da Wohnungen freier Neger. Und ich täuschte mich nicht. Ich befand mich bald in einem unregelmäßigen Städtchen und wandelte durch Straßen mit Baumrinden- und Reisighütten in kleinen Gärten voll von den schönen Bäumen und Pflanzen des Landes. Cocospalmen und Bananas standen überall. Unter ihnen sah man auch überall splitternackte Negerjungen, die umhersprangen und spielten. Negerweiber arbeiteten oder standen an den Thüren der Hütten. Ich befand mich offenbar auf africanischem Gebiet.

„Bonjour Madame!" scholl es mir aus einer der Hütten entgegen, und in der Thüre stand eine dicke, wohlgekleidete Negerin, die wie eine personificirte Einladung aussah. Ich nahm sie an und trat ein, froh,

daß ich mit Jemand von dem Volk reden konnte. Ich fand hier in der geräumigen Hütte das allerfreundlichste und heiterste alte Negerpaar, das man sich denken kann. Sauber und wohlgeordnet war Alles um sie her, im Wohnzimmer, in der Schlafstube, in der Küche und im Garten, und die Alte führte mich überall herum und lachte aus vollem Hals bei jeder Frage oder Bemerkung, die ich machte. Sie war auf St. Domingo geboren und hatte vor der Revolution auf der Insel in einem französischen Hause gedient. Sie drückte sich sehr unvollkommen französisch aus, gab mir aber doch manchen Aufschluß über den Zustand der freien Neger in dem Städtchen. Sie schienen zufrieden und glücklich zu sein, nährten sich von ihren kleinen Erdantheilen, von ihrem Bischen Vieh sowie von verschiedenen Arbeiten für die weiße Bevölkerung in der Stadt. Sie selbst besorgt feine Wäsche und war mit ihrer Welt zufrieden. Für den Augenblick genoß sie ein dolce farniente, und dieß that auch ihr Mann, der bloß spanisch konnte, deßhalb sich bei unserem Gespräch nicht betheiligte, sondern nur mit einem Ausdruck der herzlichsten Zufriedenheit da saß und seine Cigarre rauchte. Als ich einige Bananasbäume in ihrem Garten sah, der nicht außerordentlich gut besorgt war, fragte ich sie, ob sie Bananas zum Frühstück esse. Dieß fand sie unbegreiflich lustig, und beinahe athemlos vor Lachen sagte sie, sie müsse gebratenen Speck und Caffee zum Frühstück haben, aber ihr Mann esse gebratene Bananas.

Ich wünschte dem glücklichen alten Paar langes Leben in ihrer Hütte und wanderte auf gut Glück weiter, und bei jedem Schritt steigerte sich mein Vergnügen über das regelmäßige, aber poetische und pittoreske Gemälde, welches San Antonio de los Bannos vor meinen Blicken darstellte.

Denke Dir einmal Folgendes: Ruinen von alten hohen Mauern und Säulenhallen mit Frescogemälden zwischen zwei weißen oder hübsch bemalten cubanischen Häusern und palmenbedeckten Rindenhütten, Alles unter einander; einen tiefen, aber schmalen kristallhellen Strom mit buschigen baumbewachsenen Ufern; an diesem Strom Rindenhütten mit Palmdächern; über ihnen von den abschüssigen Ufern herabgeneigt, wogende Bananas und Bambusbäume; zwischen diesen Gebüsche mit rothen und gelben Blumen; im Strom badend und sich tummelnd Jünglinge und Knaben; über dem Strom alte Stein- und Holzbrücken mit angestrichenen Säulen und Stacketen; über den Brücken reitende Mayorale in weißen Blousen auf weißen Pferden mit Pistolenhalftern am Sattel und Schwertern mit silbernem Gefäß an der Seite; und da und dort auf den grünen Ufern des Stroms oder unter Cocos- und Bambusbäumen, in den Gärten mit den alten Säulenhallen und verfallenen Mauern Gruppen von olivenfarbigen oder weißen Weibern, meistens jung und schön, einige von ihnen Cigarritos rauchend, andere mit weißen Blumen im Haar, freundlich den Gruß des Vorübergehenden mit einem anmuthsvollen Kopfnicken und einem melodischen buena tardi sennora beantwortend; dazwischen hinein Gruppen von halbnackten, aber gesund aussehenden Negern und Negerinnen und ganz nackten Negerkindern, die sich wie ächte kleine Wilde gebahren; weiße Männer auf Steinmauern sitzend oder gemächlich mit Cigarren im Mund herumflanirend — über all dem den milden Tropenhimmel, diesen lieblichen Wind, ein halb schlummerndes, genießendes Farniente-Leben — — und Du siehst das Panorama, das ich betrachtete, in dem ich hin und her wanderte, bis die Schatten kamen und die Sterne auf der Bühne erschienen.

In meine Fonda zurückgekehrt richtete ich mich für die Nacht ein. Ich hatte ein kleines, sauberes Zelt-

bett, ein reines Leintuch und eine saubere leichte Decke erhalten. Ich bekam eine Tasse Thee mit Brod und eine Nachtlampe. Mein Freund Raymundo sorgte mit gravitätischer Artigkeit für mich. Und so blieb ich allein recht vergnügt mit meinem Schicksal, und zu mir herüber schollen die Töne einer Guitarre nebst einem tremulirenden, einförmigen, aber anmuthigen melancholischen Gesang mit dem Character der spanischen Seguidillas. Beim Klang dieser Töne entschlummerte ich in einem kühlen Bett und hatte eine vortreffliche Nacht, ungestört von den einzigen blutdürstigen Räubern, die ich fürchtete, den Mücken und Flöhen.

Als ich erwachte, erblickte ich meines Freundes Raymundo ehrfurchtsvolles Gesicht vor meinem Fenster gegen den Hof zu, mit der Anfrage, ob ich Etwas befehle. Ich befahl Caffee und huevos (Eier).

Während ich frühstückte, wurde La Miranda auf eine Art angemeldet, welche bewies, daß er hier am Ort als eine Macht ersten Ranges galt.

Und bald ließ Don Ildefonso Miranda seinen Besuch anmelden, den ich in einem an das meinige stoßenden Zimmer von derselben anspruchslosen Beschaffenheit entgegennahm.

Don Ildefonso Miranda pfiff *) den Leuten in der Posada, und sie flogen herbei, um seine Befehle zu empfangen; er winkte mit der Hand und sie flogen nach allen Seiten, um sie auszuführen.

La Miranda, wirklich ein vollendeter Caballero, war gegen mich unendlich artig in Ton und Manieren; er stellte mir seine Volante und seinen Calashero zur

*Den Dienstboten zu pfeifen, wenn man sie ruft, ist allgemeiner Brauch auf Cuba, und sie haben dieß auch unter sich im Brauch. Der Ton ist mehr ein zischender als ein pfeifender Laut, er gleicht einem scharfen St! und wird ziemlich weit gehört.

Verfügung, um mich zu Madame Carrera zu führen, er frühstückte mit mir, sorgte für Alles, was ich wünschte, und als ich abreisen wollte und meine Rechnung in der Posada verlangte, da hatte La Miranda bereits Alles bezahlt. Dagegen zu protestiren war nicht der Mühe werth und hätte hier auch nicht gepaßt; ich nahm also die Sache als etwas Unbedeutendes hin und dankte mit einem Compliment über die Artigkeit der Spanier. Diese ist wirklich groß gegen Frauenzimmer und Fremde, und sie dürfte ihre Ursache in einem gewissen Nationalstolz haben, welcher im Grunde edel und schön ist.

In Don Ildefonsos Volante und einem tropisch heißen Wind, der allen rothen Staub auf dem Weg in Wirbeln aufrührte, fuhr ich nach Madame Carreras Wohnsitz „Caffetal la Concordia.“ Nur in fliegender Eile und durch Wolken von feuerrothem Staub sah ich die schönen Caffetaler Palmen und glänzende Blumen über die Steinmauern winken, welche sie auf beiden Seiten des Weges umgaben.

Madame Carrera war nicht zu Hause in ihrem Caffetal. Sie befand sich am Meeresufer auf der Südseite der Insel, um nebst ihren Söhnen und Enkeln zu baden, und sie konnte meinen und ihres Sohnes Brief erst diesen Morgen erhalten haben. Aber der Verwalter der Plantage, Don Felix, ein artiger, älterer Herr, empfängt mit spanischer Courtoisie und sagt: „Toute la maison est à votre disposition. Vous êtes chez vous. Disposez de tout. La maison est à vous. Ce n'est pas un compliment! (Das ganze Haus steht zu Ihrer Verfügung. Sie sind daheim. Verfügen Sie über Alles. Das Haus gehört Ihnen. Dieß ist kein bloßes Compliment!)“

Wir essen mit einander zu Mittag, der artige alte Herr und ich. Don Felix spricht von Madame Carrera mit einem Ausdruck von Verehrung. „Ah c'est

une dame, une dame comme il y en a peu! (O, sie ist eine Dame, wie es nicht viele gibt.)"

Trinidad, eine freundliche Negerin mit schönen Augen, die ein wenig französisch spricht, ist meine femme de chambre, und ich bleibe über Nacht da. Am nächsten Morgen ein Brief von Madame Carrera mit der Einladung zu ihr an die playa (Meeresküste) zu kommen, Anstalten um mich dahin zu bringen, und ein Begleiter in der Person eines allerliebsten, schönen und anmuthsvollen Jungen, Adolfo Sauval, zwölf Jahre alt, ältester Enkel der Madame Carrera.

Wir begeben uns hinweg. Beschwerliche Fahrt, zuerst in der Volante durch die Wildniß über Stock und Stein, sodann in einem von Männern gezogenen Boot in einer schmalen mit Schilf und verschiedenen Wasserpflanzen beinahe überwachsenen Rinne. Es geht schrecklich langsam und es ist schrecklich heiß. Mein dunkeläugiger kleiner Caballero, der holde Junge, ermuntert und tröstet: „Jetzt wird es bald besser; jetzt haben wir nicht mehr so weit . . . . in einer kleinen Weile kommen wir in freieres Wasser." Der liebenswürdige Junge war für mich eine wahre Erquickung bei der Fahrt, die drei unendliche Stunden währte, ehe die Rinne sich zu einem kleinen Fluß erweiterte und wir von einem sanften Meereswind Etwas verspürten. Hier an der Mündung des kleinen Flusses ins Meer liegen auf kahlem Grasboden einige kleine Rindenhütten, wahre Fischerbaraken. Hier wohnt die aristokratische Familie und führt auf einige Wochen ein wahres Feldleben um der guten Bäder willen.

Madame Carrera kam just aus dem Bade. Wie anmuthsvoll sie mir erschien, als sie mir in ihrem langen weißen Kleid entgegen trat, mit ihrem milden bleichen Gesichte, ihrer edlen Haltung, ihrem einnehmenden Wesen. Sie mochte zwischen fünfzig und sech-

zig Jahren stehen, und die edelste Weiblichkeit drückte sich in Physiognomie und Gestalt aus.

Um die schöne Frau her erblickte ich zwei hochgewachsene schöne junge Männer, ihre beiden jüngsten Söhne, Alfred und Sidney Sauval, eine schöne Spanierin, die Frau des ältesten, und ihre sechs Kinder, vier Knaben und zwei Mädchen, sämmtlich schön, sodann Neger, Negerinnen und Hunde.

Eine Hütte auf der andern Seite des Flüßchens schief gegenüber der Hütte Madame Carreras ist für mich in Bereitschaft gesetzt. Ich kann da ganz allein schalten und walten. Die gute Frau bringt, so gut es sich machen läßt, ein Bett, einen Stuhl und einen Tisch für mich in Ordnung. Der Wind bläst durch die geflochtene Reisigwand, welche der Meerseite zugekehrt ist; aber es ist Cubas Wind. Rings umher keine Bäume, bloß sumpfiger, niedriger Boden, und da draußen das große Meer ohne Grenzen und Klippen. Wir befinden uns hier auf der Südseite der Insel; es ist eine öde Gegend, bloß von armen Fischern bewohnt, für welche Madame Carreras Aufenthalt die fröhlichsten Tage der süßen Brode im ganzen Jahre sind. Das Ganze hat den Reiz der Neuheit und kann ein paar Tage wohl angehen. Es thut mir leid, daß ich hieher gekommen bin, weil ich sehe, daß ich unwillkürlich der badenden Familie eine ganze Menge von Beschwerlichkeiten gemacht habe. Aber sie sind zu artig, um mich Etwas merken zu lassen, und ich beschließe in den Tag hinein zu leben und mit Allem zufrieden zu sein. Und in dieser Luft ist das nicht schwer. Wir soupiren reichlich und gut an kleinen Tischchen auf der Piazza, die zu Madame Carreras Palmenhütte gehört, und später am Abend plaudern wir beim Licht der Sterne draußen in dem milden Seewind, wie ich schon lange nicht mehr geplaudert habe, von interessanten Perioden in der Geschichte, auch in Schwedens Geschichte, die der seelen-

vollen denkenden Dame und ihren gut erzogenen Söhnen in ihren größeren Zügen wohl bekannt ist. Es ist beinahe Mitternacht, wenn ich mit Hülfe eines alten treuen Dieners über den schwachen schwankenden Steg, der über das Brücklein führt, voltigire. Es bläst stark vom Meer her und die Wogen brausen gewaltig. Das südliche Kreuz mit seiner Glorie von den Sternen des Centaurs und der prächtige Stern Canopus in dem Schiff Argo stehen klar über dem Meer am südlichen Himmel. Ich grüße sie und krieche in meine Hütte hinein. Das Licht wird vom Wind ausgeblasen. Aber die Sterne gucken durch die Fensteröffnung gegen das Meer zu herein. Die Bettvorhänge wehen und flattern im Winde. Aber es ist Cubas Wind. Ich lege mich von ihm umsaust ins Bett, kann nicht viel schlafen, genieße aber ein unnennbares Wohlbehagen, fühle mich gleichsam auf den Fittigen des Windes getragen von dem frischen weichen Geiste des Meeres. Es ist mir, als ob ich keinen Leib hätte.

Am nächsten Morgen sieht es bedenklich aus. Der Himmel ist klar. Aber der Nachtwind hat das Meer am Ufer aufgejagt und dauert fortwährend mit derselben Stärke an, der Strom schwillt und überschwemmt den Boden rund um unsere Hütten. Pfütze an Pfütze entsteht und die Pfützen laufen zu kleinen Seen zusammen Man kann nicht mehr von der einen Hütte zu der andern gehen. Wir platschen wie Enten im Wasser. Die Familie geräth in Angst. „Wenn dieser Wind anhält, so sind wir morgen rings umfluthet.“

Der Wind währt fort. Man kann sich jetzt nur noch im Boot zwischen den Hütten hin bewegen. Das Wasser kommt bis zu Madame Carreras Piazza herauf. Man kann nicht mehr ausgehen. „Das wird unausstehlich.“ Und man faßt einen schnellen Beschluß am nächsten Morgen die Playa dem Meer zu überlassen

und sammt und sonders nach der „Concordia" zurückzureisen.

Der älteste der Söhne und alle Kinder sind unwohl; die andern von der Familie und ich bleiben beisammen und plaudern lebhaft und kurzweilig genug bis Abends halb elf Uhr, wo ich im Wind und in der Dunkelheit, theils platschend, theils voltigirend nach meiner Hütte mich zurückbegebe, und allda umsaust vom Sturm und unter Regenschauern dennoch eine ausnehmend gute Nacht zubringe.

Am nächsten Morgen Aufbruch des Lagers und Rückreise nach Caffetal auf demselben Bach, der uns nach der Playa geführt hat. Gedränge, Sonnenhitze, Unbequemlichkeiten aller Art — stille Verzweiflung meinerseits darüber, daß ich durch meine Person die Unbequemlichkeit noch vermehre, und fortwährende Bewunderung für die liebenswürdige alte Dame, die, obschon selbst sehr unwohl, dennoch so viele ihrer Enkel als sie nur kann, unter ihrem Schirm vor der Sonnenhitze zu schützen und zu gleicher Zeit meine Beine vor denen der Kleinen zu bewahren bemüht ist. Der jüngste Bambino schreit die halbe Fahrt hindurch aus vollem Hals.

Endlich Ankunft in Caffetal in abgemattetem und ziemlich betrübtem Zustand.

Aber wir erholen uns. Und am Abend sitzen wir auf der schönen Piazza, sehen Cucullos leuchtend sich in der Luft schwingen und lauschen spanischen Seguidillas, welche der romantisch schöne Alfredo Sauval mit einnehmender Stimme und höchst musikalischem Vortrag, so daß es in der Seele wohlthut ihn zu hören, zur Guitarre singt. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen Gesang und Gesang, zwischen dem seelenvollen Gesang und dem Gesang ohne Seele? Diese spanischen Seguidillas, Spaniens eigentliche Volkslieder, haben auch die eigenthümliche Volksseele, die eine unbeschreibliche Frische und Natürlichkeit athmet. Man

hört in ihren Tönen die Eingebungen eines jugendlichen, ursprünglichen Lebens. Dieß haben sie mit unsern Volksliedern gemein, so sehr sie auch an Character von ihnen verschieden sind. Unsere Melodien sind tiefer und reicher, aber in den ihrigen ist mehr Sonne, ein freudigeres, wärmeres Leben

---

La Concordia, den 1. Mai.

Wiederum danke ich Gott, daß er mich in der Besitzerin dieser Plantage, Madame Carrera, eine jener schönen, mütterlichen Frauen kennen lernen und lieben ließ, die in allen Ländern der Erde ein Segen sind, und die wenigstens auf Augenblicke selbst der Sklaverei ihre drückende Kette abzunehmen und die Sklaven dahin zu bringen vermögen, daß sie dieselbe vergessen.

Dieß wurde mir ganz klar und deutlich schon durch die sichtbare Freude der Neger bei ihrer Rückkehr nach der Plantage. Ich sah es an den strahlenden Gesichtern, womit sie ihr begegneten und ihre heitere, herzliche Anrede erwiederten, und ich sehe es jetzt mit jedem Tag deutlicher, indem ich den mütterlichen Sinn beobachte, welcher sie treibt die Kranken unter den Sklaven selbst zu besuchen, ihnen diejenigen Gerichte oder Erquickungen zu schicken, die sie selbst am liebsten wünschen. Ich sehe, wie täglich auf der Piazza ihr Stuhl von Duzenden kleiner Negerkinder umschwärmt wird, die zu ihren Füßen sitzen oder herumkriechen, um sie herumspringen und spielen, sie an ihrem weißen Kleide zupfen und ihr so vertraulich klagen, als ob sie ihre

eigenen Kinder wären; ich sehe es an den gegenseitigen freudigen Begrüßungen zwischen ihr und den Negern oder Negerinnen, denen wir auf unsern Spaziergängen begegnen; ich höre es auch beständig an ihren absichtslosen Aeußerungen; ich fühle es in ihrem Herzen, in der Behaglichkeit der Atmosphäre, die ihr liebliches Wesen umgibt.

Eines Abends, als sie und ich von einem Spaziergang in einen der Haine der Plantage zurückkamen, begegneten wir in der Dämmerung einer jungen Negerin. „Francisca! Francisca!" rief Madame Carrera herzlich, und richtete auf spanisch einige Fragen über ihr Befinden u. s. w. an sie. Francisca antwortete mit strahlendem Ausdruck, daß sie sich wohl befinde, daß sie glücklich sei und Ihro Gnaden bald mit einem schönen, kleinen „Negrito" beschenken zu können hoffe. Sie sollte bald Mutter werden. Herzlicher könnten in unserem freien Land Hausfrau und Dienerin nicht mit einander sprechen. Die zukünftige junge Mutter war offenbar fest überzeugt, daß ihr Kind bei der schönen weißen Dame mütterliche Pflege finden würde.

Ein kleiner Negerjunge, der mit ihrem jüngsten Enkel spielte, sprang eines Tages sehr aufgeregt zu ihr und klagte: „Er nennt mich einen unverschämten Neger" — „Spiele nicht weiter mit ihm," sagte Madame Carrera ernsthaft; „spielet jetzt nicht mehr mit ihm," fuhr sie gegen die andern Negerjungen um sie her fort, und der schöne kleine Eduardo erhielt eine Zurechtweisung, schlich allein seines Weges fort und ließ eine gute Weile den Kopf hängen.

Ich bewundere oft ihre Geduld, womit sie sich von dem tobenden schwarzen Völkchen umgeben und begleiten läßt, zumal auf Wegen, wo die wilden Kleinen allen möglichen Staub um ihre weiße Gestalt her aufrühren. Ich gestehe, daß ich es so wie sie nicht aushielte.

Aber oft werde ich noch im Geiste ihre sanfte Stimme so wie jetzt, wenn ich diesen Gegenstand zur Sprache bringe, äußern hören: „Diese armen Geschöpfe deren Loos so hart ist, die für uns arbeiten und so wenig Aussicht auf Freiheit und Glück haben — müssen wir nicht Alles thun, um ihr Schicksal zu mildern, müssen wir ihnen nicht auf jede mögliche Art das Leben zu versüßen suchen? Ich kann Niemand leiden sehen — nicht einmal ein Thier. Es ist mir ein Trost zu wissen, daß meine Neger mich lieben. Ich liebe sie, ich habe sie immer ergeben gefunden und voll Eifer mir zu Willen zu sein. Sie sind ganz und gar nicht schwer zu lenken, wenn sie nur sehen, daß man es wirklich wohl mit ihnen meint, daß man gerecht und billig sein will.

„Ich dulde niemals, daß auf dieser Plantage ein Peitschenschlag versetzt wird, ohne meine ausdrückliche Erlaubniß. Die Mayorale sind rohe Menschen ohne alle Erziehung; sie schlagen oft in der Hitze und aus Bosheit. Das darf nicht geschehen. Wenn ein Neger ein strafwürdiges Versehen begangen hat, so wird es mir berichtet, und ich bestimme die Strafe. Wenn die Peitsche angewandt werden muß, so muß dieß ohne Hitze geschehen, und nur dann, wenn Ermahnungen und Tadel sich als fruchtlos erwiesen haben. Meine Neger lieben mich, denn sie wissen, daß ich niemals eine Mißhandlung gegen sie dulden werde.“

„Es ist also nicht wahr, sagte ich, was man mir von der Undankbarkeit der Neger erzählt hat, und daß beim Sklavenaufruhr im Jahr 1846 gerade die sanftesten Herrn zuerst von ihren Sklaven massacrirt worden seien.“

„Ach nein, versetzte Madame Carrera, so Etwas liegt nicht in der menschlichen Natur. Gerade damals befand ich mich ganz allein unter meinen Negern, und sie waren es, die über meine Sicherheit wachten.

Mein Sohn war genöthigt nach seiner Plantage auf der Südseite der Insel zu reisen, wo der Aufruhr just in voller Flamme war. Der Mayoral war auf einige Zeit weggereist. Ich rief meine Contremayorale, die sämmtlich Neger waren, und sagte zu ihnen: Ihr wißt, was in diesem Augenblick nicht weit von hier vorgeht, daß die Neger Aufruhr gemacht haben und morden und plündern."

„Ja," antworteten sie.

„Nun wohl; ich stelle mich und mein Haus unter euern Schutz. Mein Sohn muß wegreisen und wird zwei bis drei Wochen ausbleiben. Es wird nicht ein einziger weißer Mann auf der Plantage sein. Ich werde auch keinen hieher rufen. Ich verlasse mich auf euch und will mich euch anvertrauen. Ihr werdet mir für das Verhalten der Neger verantwortlich sein. Sobald ihr eine Unordnung unter ihnen bemerket, so unterrichtet mich davon.

„Sie versprachen, was ich verlangte.

„Ich litt damals, wie jetzt, an Schlaflosigkeit und lag in den Nächten oft lange wachend da. Eines Nachts zwischen zwei und drei Uhr stand ich auf und sah zum Fenster hinaus. Da sah ich zu meiner Ueberraschung einen meiner Mayorale bewaffnet als Schildwache vor meinem Hause auf und abgehen. Ich rief ihn und fragte:

„Ist eine Gefahr im Anzug?"

„Nein, es ist Alles ruhig. Aber wir, ich und meine Cameraden haben gedacht, daß einige Neger von — — — herüberkommen und Ew. Gnaden beunruhigen könnten; deßhalb haben wir beschlossen, abwechselnd Nachts vor Ihrem Hause Wache zu stehen, so daß Sie ruhig schlafen können."

„Ich dankte ihm für diesen Beweis von Ergebenheit und fragte, wie die Neger sich aufführen, ob sie wie gewöhnlich arbeiten."

„Besser als gewöhnlich, lautete die Antwort. Sie wissen, daß die Sennora ihnen ihr Vertrauen geschenkt hat, und sie wollen beweisen, daß sie es verdienen. Ew. Gnaden können ganz getrost sein."

Bei diesen Erfahrungen und dem Werth des Negercharacters kann die edle Frau nur aufs Schmerzlichste berührt werden von den vielen Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten, welche sie so manche Sklavenbesitzer an ihren Sklaven ausüben sieht und gesehen hat.

„Oft," sagte sie einmal, „habe ich in der Bitterkeit darüber gewünscht, sie möchten Alle frei sein können."

Ich sehe auch oft bei ihr ein gewissermaßen schmerzliches Zucken und höre einen Seufzer, wenn man die Peitsche klatschen hört, welche die Sclaven zur Arbeit kommandirt. Denn sie hat es nie dahin bringen können, daß dieses garstige Signal geändert wurde. Ein anderes mehr musicalisches Signal hört man täglich um elf Uhr Morgens, wo in eine Muschel ein lang aushallender, melodischer Ton geblasen wird, welcher die Negerinnen, die Säuglinge haben, von der Arbeit ruft, damit die Kinder zu trinken bekommen und die Mütter vorher noch einige Zeit haben um auszuruhen.

Madame Carreras liebevoller Character gegen die Negersklaven ist so allgemein bekannt, daß sie oft von fremden Negern, die sich gegen ihren Herrn vergangen haben, um ihr Fürwort angefleht wird, damit man ihnen die Strafe erlasse. Es ist nemlich ein angenommener Brauch auf Cuba, daß der sich verfehlende Sklave unter weißen Personen einen padrino oder eine madrina als Fürsprecher bei dem erzürnten Herrn wählen darf, welcher dann auf ihre Bitten selten oder niemals die Verzeihung verweigert. Madame Carrera ist oft als Madrina angesprochen worden und niemals vergeblich. Wer könnte auch dieser edlen, anmuthsvollen Dame eine Bitte abschlagen? Ueberall, wo ihre

schöne weiße Gestalt (sie geht stets in weißen Kleidern) sich zeigt, erscheint sie als ein Bote des Friedens.

Madame Carrera ist auf St. Domingo von französischen Eltern geboren, die sich zur Schreckenszeit aus Frankreich hieher retteten. Während des Blutbads auf St. Domingo wurden sie und ihre Familie durch den aufopfernden Eifer treuer Sklaven gerettet. An den schönen Abenden, die wir auf der Piazza, oder lustwandelnd in den Palmenhainen der Plantage zubringen, erzählt sie mir manche Episode aus der romantischen Geschichte ihrer Familie oder ihrer eigenen Person, und sie ahnt kaum, wie innig mich die Züge einer ungewöhnlich begabten und tief fühlenden Seele ansprechen, die zuweilen hervortreten, ohne daß sie selbst ihre Schönheit und Seltenheit begreift. Oft sprechen wir auch, und Sidney Sauval mit uns, von allgemeineren, besonders historischen Gegenständen und stellen Vergleichungen zwischen merkwürdigen Characteren und Ereignissen aus verschiedenen Ländern an, wobei ich mit meinen schwedischen Männern und Frauen gar nicht schlecht bestehe. Wir sprechen, wir denken, wir malen zusammen; wir verkürzen uns angenehm die Zeit und ich gräme mich zum Voraus darüber, daß ich so bald von hier scheiden muß. Hier könnte ich leben, ohne unter dem zu leiden, was ich zunächst um mich her sehe, und hier könnte ich lieben und hier könnte ich so viel zeichnen und malen. Madame Carrera ist eine ausgezeichnete Malerin für Blumen, Schmetterlinge und andere Naturgegenstände, welche sie ebenso naturgetreu als seelenvoll abbildet. Seit ihrem mehrfachen Unglück (sie hat ihren Mann, den Marquis Carrera, sowie ihren jüngsten Sohn an der Cholera verloren und durch die letzten Orcane große Verluste erlitten) hat sie den Sinn für diese heitern Beschäftigungen verloren, aber mein Entzücken über die Naturgegenstände und mein Zeichnungsfieber regt auch sie an, und könnte

ich einige Monate hier bleiben, so würden wir zusammen ein schönes Album von Cubas Blumen und Früchten machen und — das wäre sehr angenehm, wenn nicht größere und theurere Pflichten mich verhinderten.

Die Regenzeit bleibt aus, mehrere Bäume schlagen aus und treiben ihre Blüthen; Cucullos kommen immer mehr und bilden auch hier wie auf La Industria mein Vergnügen und meine Plage. Madame Carrera kann nicht genug von der Pracht und Ueppigkeit der Vegetation während der nassen Jahrszeit sowie von der Herrlichkeit des Farbenspieles in den Wolken erzählen. Dieß könnte mir Lust machen da zu bleiben, um alles das zu sehen, — d. h. mit ihr!

Wir sind jetzt allein hier, sie, der jüngste Sohn, der riesige Sidney Sauval, und drei von den Kindern des zweiten Sohnes, nämlich mein kleiner Caballero Adolfo, ein allerliebstes, zierliches und graziöses Mädchen, Michaelita (ein Abbild der Großmutter), und ein kleiner Junge, Eduardo, ein lebendiges Seitenstück von Coreggios Amor. Madame Carrera liest Vormittags mit den Kindern, während ich auf meinem Zimmer male oder schreibe. Die Nachmittage und Abende verbringen wir zusammen. Man kann nicht behaglicher leben als ich hier, aber meine Zeichnungswuth währt fort und gönnt mir keine Ruhe. Ich male Madame Carreras Portrait, um ihr mildes Gesicht, ihre schönen seelenvollen Augen, die so getreu ihre Seele abspiegeln, mit in die Heimath zu nehmen. Ich male Sidney Sauvals schönen Römerkopf, um ihn seiner Mutter zu lassen; ich male eine Gruppe von den schönen Kindern, und während ich male, fühle ich mich entzückt von der Anmuth dieser Gesichter und von der Schönheit dieser Augen. Ich male Bäume und Blumen und Früchte und Vögel um mich her, und ich bin beständig in halber Verzweiflung darüber, daß ich in der kurzen Zeit, die

ich noch hier zu bleiben habe, nur so wenig zu Stande bringen kann. Dieses Caffetal ist die zierlichste und besterhaltene Plantage, die ich bisher gesehen habe. Die ganze Gegend hier ist voll von Caffeeplantagen, und zur Zeit ihres größten Wohlstandes soll jede von ihnen ein kleines Paradies von Schönheit gewesen sein, jede mit eigenthümlicher Auswahl und verschiedener Anordnung an Bäumen und Blumen. Sie wetteiferten mit einander an Schönheit und Luxus, wie ihre Eigenthümer in prachtvollem Leben und verschwenderischer Freigebigkeit wetteifern. Sennor Carrera war einer der ausgezeichnetsten Pflanzer in Bezug auf Reichthum, grandiose Freigebigkeit und Wohlthätigkeit. Eines Tags dinirte er bei einem seiner Nachbarn. Als er abreisen wollte und seine Volante mit drei prächtigen Pferden bespannt im Hofe auffuhr, eilten die Gäste an die Fenster, um Sennor Carreras Pferde zu sehen, die durch ihre Schönheit bekannt waren. Als die prächtigen Thiere in vollem Trab herankamen, rief ein Frauenzimmer: „Ach wie glücklich wäre ich, wenn ich solche Pferde besäße!"

„Madame, sie gehören Ihnen," sagte der galante Spanier.

Erschrocken über diese Folge ihres unbesonnenen Ausrufs wollte die Dame ablehnen.

Es half Nichts. Sennor Carrera ließ sogleich die Pferde ausspannen und entlehnte ein Paar Pferde von seinem Wirth, um nach Hause zurück zu fahren. Die fremde Dame mußte das kostbare Geschenk behalten. Solcher Art war der Luxus und der Ton in dieser Blüthezeit der Caffeepflanzungen. Das Sinken des Caffees im Handel und zwei gewaltige Orcane haben den Zustand auf der Insel verändert. Beim letzten derselben im Jahr 1848 wurde Madame Carreras Haus dem Erdboden gleich gemacht und ihre Bibliothek sowie mehrere kostbare Sammlungen von Grund aus zerstört.

Bücher und Gemälde, die man später wieder hervorgrub, waren ertränkt und verderbt durch das Salzwasser, das der Orcan auf die Insel hinaufgetrieben hatte. Noch, sagt man, sei der Boden krank von diesem schrecklichen Sturm, und Bäume und Pflanzen haben ihre frühere Kraft noch nicht wieder erhalten. Mehrere große Bäume, unter ihnen ein prächtiger Ceiba, liegen noch jetzt dem Erdboden gleich gemacht da. Aber in dem Garten blühen wieder die schönsten Pflanzen und das Vogelhaus besitzt eine Menge seltener Vögel. Das Haus, das Sidney Sauval einzig und allein mit Hülfe seiner Neger für seine Mutter erbaut hat, gehört zu den schönsten, die ich auf Cuba gesehen habe. So geschickt können die Neger als Handwerker werden. Die meisten Handwerker auf Cuba sind Neger und sie verdienen so viel, daß sie sich leicht freikaufen.

Wenn ich im Sonnenuntergang mit Madame Carrera unter Gesprächen, die mit ihr stets lebhaft werden, in den vielen Gängen Caffetals umherwandle, muß ich immer von Neuem stillestehen in Bewunderung für die Schönheit und Anmuth der Formen und Bewegungen der jungen Palmbäume, die hier wachsen. Die Zweige der Cocospalme sind in ihrer Jugend von unvergleichlicher Grazie. Regelmäßigkeit und Ungezwungenheit, Gesetz und Freiheit, Majestät und Milde offenbaren sich hier in lebendigen Symbolen. Hier ist auch eine gigantische Laube oder ein hoher gewölbter Gang von Bambusbäumen oder, wie sie auf spanisch genannt werden, canna brava, und bildet den Schluß einer prächtigen Guardarajah von Königspalmen. Wenn ich in der Tiefe dieses hellgrünen Tempelgewölbes die Sonne aufgehen und die feinen Bambuszweige luftige gothische Arcaden, deren Grazie sich nicht beschreiben läßt, gegen die hellrothen und goldenen Wolken am Abendhimmel bilden sehe, da fühle ich mit einer Mischung von Weh-

muth und Freude, daß der bildende Künstler hier Feder und Pinsel fallen lassen und muthlos wie Carlo Congo beim Tanze sagen muß: „Nein, es lohnt sich doch der Mühe nicht!“ Nein, es lohnt sich der Mühe nicht die Hände zu erheben, um nachzubilden, sondern bloß um anzubeten. Aber es lohnt sich der Mühe diese Bildungen des höchsten Künstlers zu betrachten, um von ihnen Sinn und Kunst veredeln und vergeistigen zu lassen.

Ich stehe Morgens früh auf um zu malen und sehe da von meinem Fenster aus zwei große Hybiscusbüsche mit blutrothen Blumen, umsaust von einem Schwarm smaragdgrüner Colibri. Rund um sie her auf den großen Plänen ist eine Menge Federvieh, das meine Belustigung ausmacht. Zuvörderst kommen zwei hochbeinige, langhalsige, hellrothe Flamingos, die ganz jung am Meeresufer gefangen wurden und jetzt vollkommen zahm sind. Sie haben von Gestalt einige Aehnlichkeit mit Schwänen, aber bedeutend längere und schmalere Beine wie auch längere und schmalere Hälse. Sie haben kleinere Köpfe und große krumme Schnäbel und geben ein schnarchendes Getöne, ähnlich wie die Enten, nur weit stärker von sich, besonders wenn sie nicht zu rechter Zeit gefüttert worden sind, und bei dieser Gelegenheit spazieren sie, wenn sie Madame Carrera herauskommen sehen, brummend ihr nach und scheinen gleichsam zu zanken und mit großem Eifer darüber zu klagen, daß man sie vernachläßigt hat. Ihre Verachtung gegen die Hühner und Gänse ist unbeschreiblich, und die hochvornehmen Mienen, womit sie heransteigen und auf die Hühner herabsehen, gleich als fühlten sie sich beleidigt, daß diese es wagen sich auf ihrem Weg einzufinden, sind köstlich anzuschauen. Die Hühner springen gleichsam gedemüthigt durch ihre vornehme Haltung und das Bewußtsein ihrer eigenen Geringfügigkeit ihnen aus dem Weg, aber die fetten und breiten Gänse, welche Bürgerfrauen neben östreichischen Herzo-

ginnen mit fünfzehn Ahnen gleichen, rächen sich zuweilen dadurch, daß sie ihre Hälse nach ihnen ausstrecken und ein gellendes Geschnatter von sich geben, welches die vornehmen Flamingos nicht zu beachten belieben. Solcher Art ist die Demokratie der Natur.

Die armen, vornehmen Flamingos sind übrigens jetzt sämmtlich auf dem Trockenen. Es ist zwar für sie ein steinernes Bassin vorhanden, das Wasser halten sollte, aber die beharrliche Dürre hat es beinahe ganz ausgetrocknet. Gleichwohl hält das Flamingopaar da sein Morgenbad mit großem Wesen, und wenn ihre Flügel etwas naß geworden sind, stellen sie sich auf dem Graswalle auf und breiten sie mit viel Pomp und Feierlichkeit aus, um im Wind und in der aufsteigenden Sonne zu trocknen. Sodann machen sie auf einem Beine stehend unter einem Casuarinabaum mit langen ausgestreckten Zweigen — dem Baum, welchen der Neger wählt, um sich zu hängen — ein Schläfchen und legen den langen Hals in schlangenartigen Biegungen über den Rücken zurück. Sie sind dann höchst köstlich anzusehen.

Hier wie überall auf Erden ist man mit dem Wetter, wie der liebe Gott es schickt, selten zufrieden. Wie man sich daheim bei uns oft nach Regen sehnt, so sehnt man sich jetzt auch auf Cuba darnach. Und die heiße Luft und der rothe Staub machen, daß die Sehnsucht nach Regen hier etwas brennend und qualvoll ist. Ich habe so manchmal von der Schönheit der Luft und der Vegetation auf Cuba gesprochen und mich so herzlich daran erlabt, und gleichwohl habe ich hier mitten in all dieser Herrlichkeit manchmal eine Ahnung von dem, was das Heimweh besagen will. Es gibt Momente, wo ich es nicht wage an unsere kühlen Sommerabende und die weißen Nebel zu denken, die Abends aufsteigen und sich wie Schleier über die Wiesen bei Arsta unter unsrem Hause legen, an die Nebel, in wel-

chen die Ochsen so gemüthlich liegen, wiederkäuen und ausruhen. Es ist mir als sollte ich hier krank werden, als sollte ich gleich dem armen kleinen Lappländer Tantus Potas in Italien, als er in den letzten Zügen lag, von aller Herrlichkeit der Tropen nur das begehren, was ich nicht erhalten könnte, „ein wenig Schnee um mein Haupt darauf zu legen.“

Den 3 Mai.

Ein Regenschauer, ein Regenschauer! Und die Flamingos haben Badwasser bekommen und halten ein großes Bad, und die Gänse schnattern, alle Pflanzen glänzen und treiben ihre Blüthen hervor und Menschen und Pflanzen und Thiere richten ihre Häupter auf. Jetzt setzt der Kaffeebusch Bohnen an und die Palma Christi*) reckt ihre grünen Hände ganz gestärkt im Winde empor. Der Papayabaum schüttelt die Regentropfen aus seinem Wipfel und Cucullos kommen in Menge herangeflogen.

Morgen am Sonntag dürfen die Neger unter dem großen Mandelbaum vor der Bohea tanzen. Dieß wird mein letzter Tag auf Concordia sein. Uebermorgen reise ich in Begleitung von Sidney Sauval nach Havannah.

Da ich es in frischer Erinnerung habe, muß ich Dir von einem Ereigniß erzählen, das sich vor Kurzem nicht weit von hier zugetragen hat und ein Beweis ist, wie viel die Behandlung der Negersklaven bei ihnen in Gutem oder Bösem wirken kann.

---

*) So wird nach der Beschaffenheit der Blätter diese Pflanze genannt, aus welcher man das Ricinusöl preßt. Man hat sie in letzterer Zeit mit großem Vortheil auf Cuba und in den südlichen Staaten Americas zu bauen angefangen.

Ein französischer Plantagenbesitzer auf Cuba, Herr Chapeaud, reiste vor einigen Monaten nach Europa und hatte die Aufsicht über seine Plantage und seine Negersklaven einem Mayoral überlassen, der sein Vertrauen besaß. Dieser war ein harter und heftiger Mann, er behandelte die Sklaven streng und gewaltthätig, und es verging kein Monat, so war das ganze Arbeitspersonal auf der Pflanzung in vollem Aufruhr und das Leben des Mayorals stand in Gefahr. Madame Chapeaud — eine Dame, die ich kennen lernen möchte, nahm es auf sich diesen Mayoral zu verabschieden und selbst sein Amt zu versehen. Durch einen großen Schirm vor der Hitze der Sonnenstrahlen geschützt, gieng sie mit den Negern auf die Felder und blieb da die Arbeit überwachend; sie begleitete sie sodann wieder nach Haus und sah darauf, daß ihnen Speise und Ruhe nach Recht und Billigkeit zugemessen wurde. Von diesem Augenblick an trat vollkommene Ordnung und Ruhe auf der Plantage ein. Die Sklaven arbeiteten willig und ließen sichs angelegen sein der achtungswürdigen Dame ihre Ergebenheit zu beweisen. Sie fuhr fort das Mayoralgeschäft auf der Plantage zu versehen, bis ein Mann angeschafft werden konnte, der die Plantage nach ihrem Sinn verwaltete.

Mein letzter Abend in Concordia.

Cucullos leuchten im Glase neben mir und ich könnte bei ihrem Scheine schreiben; aber ich schreibe doch bei einem von Menschenhänden gemachten Licht, weil dessen Schein, wenn auch nicht so schön, doch stärker ist. Es beleuchtet meinen letzten Abend auf Concordia. Viel Schönes an Natur und Menschen habe ich hier kennen gelernt und ich werde ewig dafür dankbar sein. Ein Gedanke macht mich besonders glücklich. Ich bin unbekannt, selbst in Beziehung auf literarischen

Ruf, — denn es kommen höchst selten europäische Bücher nach Cuba — hieher gekommen, ohne irgend eine andere Empfehlung außer der Eigenschaft als Fremdling aus einem fernen Lande, „dem Lande Gustav Adolfs und der Königin Christine," und nach einem Aufenthalt von nicht mehr als einer Woche bin ich als Schwester und Freundin im Hause. Dieses Verhältniß, das sich in mehreren Häusern Cubas für mich erneuerte, hat mir das hohe Gefühl einer Seelenverwandtschaft gewährt, die, sobald sie sich geltend machen kann, ein stärkeres Band der Vereinigung wird, als alle äußeren Bande. Selten habe ich mich in einem fremden Haus heimischer gefühlt als in diesem. Madame Carrera ist eine von denjenigen Personen, die ich herzlich liebhaben und mit denen ich bei täglichem Umgang glücklich leben könnte. Mit ihrem Sohne könnte ich mitunter in gewissen Beziehungen recht ernstlich hadern, aber ich könnte nicht umhin ihm als einer reichbegabten jungen Riesennatur und einem Geiste, der sich von großen und edeln Gedanken befeuern läßt, Freundschaft und Interesse zu widmen. Die holden Kinder, ja, in diese bin ich geradezu verliebt, besonders in den jüngsten kleinen Amorino Eduardo. Man kann sich kein schöneres und graziöseres Kind denken. Der Abschied von ihnen allen geht mir sehr nahe.

Und dann die Blumen und die Früchte, die jetzt in immer reicherer Menge zu kommen anfangen. Ich habe hier mehrere kennen gelernt, die mir vorher unbekannt waren. Diese Inseln der Südsee, diese Lieblinge der Sonne, überfließen von reichen Früchten und Spezereien. Madame Carreras Tisch gehört auch zu den leckersten. Aber keines der leckern Gerichte dahier hat mir mehr behagt, als das Lieblingsgericht der Negersklaven, Foufou genannt, eine Art von zähem, aber höchst schmackhaftem Pudding, den sie aus zerstampften Bananas oder Platanen machen und mit einer Sauce

von Tomatos, sowie mit andern grünen Dingen essen. Es ist ein ausgezeichnet gutes und gesundes Gericht, das wir mehrere Male zum Frühstück erhielten, nachdem ich mein großes Wohlbehagen erklärt hatte. Und nächst unserer Kartoffel, die auf Cuba eine Rarität ist, weiß ich keine zugleich so gute, so schmackhafte und leckere Wurzelfrucht als die edle Wurzel Yuca, die gleich der Kartoffel mit frischer Butter gegessen wird und sowohl auf dem magern Lande der Neger als in den fetten Caffetälern der reichen Pflanzer wächst. Eine so gute Mutter ist die Natur, ein so guter Vater ist der Schöpfer der Natur, daß die schmackhafteste und gesundeste Nahrung auf Erden in allen Ländern auch die zugänglichste für Alle ist. Was haben wir in unsern Ländern, was auf die Länge besser mundete und gesunder wäre, als Kartoffeln und Häringe, Milch und Brod und Roggenmehlgrütze — selbst die Excellenzen, sagtest du einmal, essen ja zuletzt eine Wassergrütze — und das Wasser, klares reines Quellenwasser, das erste, das beste von allen Getränken der Natur, ist dasjenige, das allen umsonst gegeben wird.

Ich muß jetzt einige Worte von dem letzten Negertanz sagen, den ich auf Cuba zu sehen bekam.

Er fand heute Nachmittag unter einem großen laubigen Mandelbaume ein Stück weit von der Bohea ab Statt, welche auch hier keine Festungsmauer mit Thüren und Riegeln ist, sondern eine freiliegende Wohnung, die an einen Meierhof bei uns erinnert.

Der Tanz hatte ganz denselben Character, wie die Tänze, die ich vorher beschrieben habe. Ein Ring von Singenden wiederholte eintönig und unharmonisch, aber mit rhythmischem Leben die Worte und den Ton, die ein junger Neger angab; mitten im Ring waren ein oder zwei tanzende Paare, welche umherhüpften und courbettirten, der Mann lebhaft, sie gemessener; der Tanz war eine fortgesetzte einförmige Improvisation.

Eine Menge kleiner Kinder befand sich hier im Ring, und unter ihnen stand die gute weiße Dame la dame blanche, wie ich sie zu nennen liebe, mild und mütterlich.

Ich fragte hier wieder und suchte die Bedeutung der Worte zu erfahren, die zum Tanz gesungen wurden, und wiederum antwortete man mir, es sei so unbedeutend, so Nichts, daß es sich nicht der Mühe lohne es zu sagen. Es mag sein, daß dieß oft so der Fall ist. Aber daß es nicht immer so ist, das weiß ich aus vielen Erzählungen und vielen Negergesängen in den Sklavenstaaten Americas. Die Neigung der Africaner zur Improvisation ist ein auszeichnender Zug in ihrem Leben und Character und kann, wie wir wissen, der Ausdruck eines hohen Grades von einfacher Schönheit im Leben der Seele und der Handlungen sein.

Als der berühmte englische Reisende Mungo Park — so erzählt er selbst in seiner Reisebeschreibung — verirrt in den Wildnissen Africas, mit Abscheu fortgewiesen aus dem Dorf, wo er eine Nachtherberge zu bekommen gehofft hatte, einsam, hungrig, erschöpft, von aller Welt verlassen sich unter einen Baum setzte, mit keiner andern Aussicht als auf einen kläglichen Tod — denn es drohte ein Gewitter und die wilden Thiere brüllten um ihn her — da kam gegen die Dämmerung ein Weib vom Acker zurück, sah ihn und erbarmte sich seiner, nahm ihm den Zaum und den Sattel des Pferdes ab — das Pferd selbst war ihm geraubt worden — und bat den unglücklichen Reisenden ihr zu folgen.

Sie führte ihn in ihre Hütte, zündete ihre Lampe an, breitete einen Teppich über den Boden und bat ihn da über Nacht zu ruhen. Sie brachte auch einen schönen Fisch, den sie auf Kohlen briet und ihm als Abendessen darreichte.

Einen großen Theil der Nacht hindurch spann sie mit den Weibern in der Hütte Baumwolle, und während sie spannen, sangen sie, um sich aufzumuntern,

Lieder. Eines von ihnen war offenbar für die vorliegende Gelegenheit gemacht. Ein Weib sang zuerst allein; dann stimmten die andern im Chor ein. Der Ton der Melodie war lieblich und melancholisch. Die Worte waren folgende:

Der Sturm heulte und der Regen fiel,
der arme weiße Mann,
müde und schwach,
setzte sich unter unsern Baum;
er hat keine Mutter,
die seine Milch bringen kann,
kein Weib, das sein Korn mahlt.

Chor.

Habt Mittleid mit dem weißen Mann!
Er hat keine Mutter u. s. w.

Wenn die Weiber Africas in America und Westindien weniger schöne Lieder singen, so ist es nicht ihre Schuld; wenn ihre Improvisation gefesselt ist wie ihre Körper und ihre Seelen, so ist es die Schuld des weißen Mannes.

Seine Pflicht ist es ihn frei zu machen, ihn durch das Licht der christlichen Liebe und Bildung emporschießen zu lassen wie eine Palme, wie eine Bambusarcade aus der sonnenwarmen Erde, und die Völker der Tropen mit ihren Gesängen und Tänzen werden dereinst der reichen und schönen Naturwelt der Tropen entsprechen. — Auch sie gleicht einer fortwährenden Improvisation eines wechselnden, üppigen Sommerlebens, das in seiner ewigen Blüthe die Menschen vergessen lassen könnte, daß „der Tod in die Welt gekommen ist."

Später an diesem schönen Abend, einem der schönsten, die ich auf Concordia zugebracht habe, denn die Luft war aufgefrischt nach dem Regenschauer und der Mond stieg schön auf über dem weißen Hauptgebäude

—saßen wir draußen und sahen Cucullos in der Luft umherschwärmen und die Feuer glänzen aus der Bohea der Neger. Ohne Feuer kann dieses Volk nicht leben, selbst mitten in der größten Hitze nicht; und sie lieben es auf dem Boden mitten in ihren Zimmern anzuzünden. Ihre Betten — Bretterstücke mit oder ohne Stroh, — verwandeln sie mittelst belaubter Zweige und Lumpen so sehr als möglich in Nester, worin sie gerne zusammengekauert liegen.

Noch später spielte ich mit den holden Kindern auf der Piazza Feuerleihen, was hier tu me da la candela hieß. Es war für die Kinder etwas Neues und machte sie ausgelassen lustig.

Morgen früh reise ich nach Havannah zurück, um von da am 8. Mai mit der Isabel nach Charleston zu fahren.

Der Tanz unter dem Mandelbaum und die schöne weiße Dame da, die wie eine Mutter unter den schwarzen Kindern stand, ist ein Bild, das ich mit Vergnügen von hier fortnehme.

Aber ich nehme von hier auch die Erinnerung an die Worte mit, welche der ehrliche Don Felix eines Abends zu mir sagte und die aus seinem Munde nicht verworfen werden können:

„Ach, es ist ein Unglück Sklave zu sein!“

Die gute weiße Dame kann doch den armen schwarzen Sklaven nicht schützen.

Havannah, den 5. Mai.

Die Religion ist nicht ganz todt auf Cuba; sie lebt da noch in einigen schönen barmherzigen Stiftungen zum Vortheil vater- und mutterloser Kinder und unglücklicher Kranken. Sie lebt da lebendiger als in den Vereinigten Staaten Nordamericas, wenigstens in einer Beziehung, derjenigen nemlich, daß sie sowohl den schwarzen als den weißen Menschen und zwar auf vollkommen gleichem Fuß in das Spital und die Wohlthätigkeitsanstalt aufnimmt. Ich habe dieß heute gesehen und davon gehört, während ich mit dem liebenswürdigen Creolen Alfredo Sauval das große Krankenhaus zum heiligen Lazarus besuchte, worüber er die Oberaufsicht führt. Die große Anstalt ist für Unglückliche bestimmt, die mit unheilbaren Krankheiten behaftet sind, welche den tropischen Ländern und besonders der africanischen Bevölkerung angehören, z. B. Aussatz, Elephantiasis, bei welcher Beine und Füße zu unnatürlichen Dimensionen anschwellen, und die St. Antonskrankheit, bei welcher Hände und Füße sich zusammenziehen und ohne Schmerz oder Wunde zu Nichts verschwinden. Für diese Unglücklichen hat man hier auf die schönste Art gesorgt.

Das umfassende Gebäude — wie eine große Bohea viereckig und mit einem Gatterthore versehen — lag am Meer, das mit brausenden Wogen die Felsenwände an seinem Fuß badete und die Wohnungen der Kranken mit seinem Leben und Gesundheit athmenden Wind umgab. Auf dem großen Hof waren schöne Pflanzungen von Oleanderbäumen, die jetzt in voller Blüthe standen, und deren hellrothe Blumen die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Diese schönen Pflanzungen waren das Werk des jungen Intendanten. Jed

unglückliche schwarze oder weiße Mensch, der mit einer der unheilbaren Krankheiten behaftet ist, welche ich genannt, hatte hier seine eigene, abgesonderte, bequeme Wohnung. Unter den Personen, die ich besuchte, war ein alter Neger, der seit seiner Jugend an der St. Antonskrankheit litt. Seine Hände waren nur noch Fingerstumpen und die Füße nur noch Knöchel, auf welchen er jedoch stehen und mit Hülfe von Stöcken noch gehen konnte. Auch konnte er mit den Fingerstumpen sich und seinen kleinen Haushalt besorgen. Seine Wohnung bestand aus einer kleinen Stube und ditto Schlafkammer, einer kleinen Küche, bei welcher er noch ein Gärtchen hatte, wo er einige Ananas und Wurzelfrüchte pflanzen konnte — Alles klein, aber gut und sauber. Er sah gutmüthig und zufrieden aus. Die andern Kranken hatten ähnliche Wohnungen. Es fehlte Nichts, was ihr langsam dahinsterbendes Leben versüßen konnte. Und Christi Liebe kam hier noch zu den am meisten leidenden Menschenkindern. Sie konnten die Herrlichkeit der Natur im Meer und in den schönen Blumen sehen und genießen; sie konnten unter Gebeten und Lesung frommer Bücher ohne Unruhe und Kummer den Tag abwarten, welcher sie von ihren Körpern erlösen und sie mit einer verklärten Naturwelt vereinigen sollte. Die Hoffnungslosen können hier für die schönste Hoffnung leben.

Eine andere schöne Barmherzigkeitsanstalt in Havannah ist la Casa de beneficencia (das Wohlthätigkeitshaus). Sie nimmt mehrere Hundert mutterlose Kinder auf. Sie erhalten da ihre Erziehung, und wenn sie das Haus verlassen, bekommt jedes als eine Art von Mitgift 500 Pesos, womit sie ihr Leben auf eigene Faust beginnen können.

Aus der St. Lazarusanstalt führte mich Herr Sauval nach Havannahs großem Begräbnißplatz Campo santo. Dieß ist ein großes Gebäude von schwar-

zem Marmor, in dessen hohen Mauern innerhalb einem ungeheuern Burghof jede Familie ihre kleine Nische oder Lade hat, wenn sie nemlich die Mittel besitzt sie zu bezahlen. Jede solche kleine Nische war mit einer Inschrift in goldenen Buchstaben versehen. Die Weite und Höhe der Mauer machte, daß diese Grabnischen sehr klein aussahen; aber jede kann doch mehrere Särge in sich fassen.

Im Spital hatte ich den Geist des Christenthums gesehen; im Campo santo fand ich den Geist des Heidenthums wieder.

Die Leichen der Reichen ruhten in den hohen Mauern mit goldenen Inschriften; die der Armen wurden ohne Gedächtnißzeichen, ohne einen grünen Rasen über ihnen, ohne eine Blume oder ein Gebüsch, um das Lichtleben über dem Grab anzudeuten, hinabgescharrt. Und es war eine große Abtheilung im Campo santo, wo man ganze Anhöhen von Beinen und Todtenschädeln auf einander warf; es war der Begräbnißplatz der Negersklaven. Es ist hier nemlich verboten einen Neger im Sarge zu begraben; die Leiche wird halb oder ganz nackt in die Erde geworfen, und auf sie werden Kalk und solche Erdarten geworfen, die den Körper rasch verzehren. Nach acht oder vierzehn Tagen wird er wieder ausgegraben, um andern Körpern Platz zu machen, und die Beine werden haufenweise aufgeworfen, um in der Sonne zu trocknen.

Während wir da standen, wurde ein unbedeutender Mensch in der Nähe des Negerplatzes begraben. Ich bemerkte, daß man dem Todten Kissen, eine Decke und etliche Kleidungsstücke ins Grab legte.

Während dieser meiner letzten Tage in Havannah habe ich auch mit meiner guten Mrs. Tolme einige schöne Privatgärten besucht, um verschiedene Blumen und Früchte besser kennen zu lernen. Ich habe mit

dem Professor der Botanik, Don Felipe Poë, Bekanntschaft gemacht, und er war so artig mir einige cubanische Schmetterlinge zu schenken, worunter auch denjenigen, der für den schönsten gehalten wird und hier den Namen Urania führt. Er hat eine schöne dunkelgrüne Farbe und einen Glanz wie von Sammt.

Es thut mir leid, daß ich die Bekanntschaft des interessanten und freundlichen Alfredo Sauval nicht früher gemacht habe, denn durch ihn hätte ich in Havannah Vieles lernen können, was mir jetzt durch die knappe Zeit unerreichbar geworden ist.

Es scheint sich in Cuba während der letzten Jahre viel gebessert zu haben, besonders was die Polizei und die Sicherheit der Person, sowohl in der Stadt als auf der ganzen Insel betrifft. Vor einigen Jahren hörte man (so haben mir mehrere Leute erzählt) am späten Abend oft den Nothruf: Assassino! (Mörder!) auf den Straßen. Aber Niemand wagte es nach der Seite zu gehen, von wo der Ruf vernommen wurde; denn nicht selten war der Ruf eine Schlinge, und diejenigen, die sich hineinlocken ließen, waren selbst dem Mord ausgesetzt. Wenn Jemand einen Andern ermordet oder sterbend draußen auf dem Boden liegen sah, so konnte er es nicht wagen ihm zu Hülfe zu kommen, ohne daß er sich der Gefahr aussetzte, daß er, wenn nemlich der Verwundete starb, ohne daß mehrere Personen die Unschuld des Helfers bezeugen konnten, selbst des Mords angeklagt wurde und einen endlosen Prozeß an den Hals bekam. Der sicherere und bessere Zustand, der jetzt eingetreten ist, wird den strengen Untersuchungen und den Reformen des Gouverneurs Tacon zugeschrieben. Er war ein strenger Mann und that viel zum allgemeinen Besten, machte sich aber durch sein despotisches Wesen bei vielen Privatleuten verhaßt.

Prozesse und Advocaten stehen auf Cuba in gro-

ßem Flor, und die Gewaltthätigkeiten und Plackereien der Gerichte gegen einzelne, die niemals zu ihrem Rechte kommen, wenn sie es nicht mit schwerem Geld erkaufen, sind unerhört. Aber um diesem Uebel abzuhelfen, ist eine gänzliche Umbildung sowohl der Gerichte als der Regierung auf der Insel erforderlich.

Auf meinen Wanderungen in Havanuah habe ich immer mit Vergnügen die Negerbevölkerung daselbst betrachtet, die mir freier und glücklicher zu sein scheint als in den Städten der Vereinigten Staaten. Gewiß ist, daß man hier öfter als dort Neger und Mulatten Handel treiben sieht, und daß ihre Weiber in der Regel sehr gut, ja sogar hübsch gekleidet sind. Auf den prächtigen Paseos sieht man nicht selten Mulattinnen mit Blumen im Haare spazieren und ihre Familie mit ihnen. In den Tabaksläden findet man gewöhnlich Mulatten als Verkäufer, oft auch als Eigenthümer der Bude. Die schwarzen Einwohner rauchen mit den weißen um die Wette Cigarren; viele Frauenzimmer von der zweiten und dritten Classe rauchen auch gerne ihre Cigarritos, und es wird behauptet, daß von der Bevölkerung auf Cuba ein Drittel mit der Verfertigung von Cigarren beschäftigt sei, während die zwei andern sich damit beschäftigen sie zu rauchen.

Unter der weißen Bevölkerung in den Städten bemerkt man deutlich zwei verschiedene Physiognomien. Der eine Theil hat feine Züge, ein ovales Gesicht, einen stolzen und oft düstern Ausdruck; er gehört dem castilianischen Stamm an. Der andere hat ein rundes Gesicht, platte breite Züge, einen jovialen aber plebejischen Ausdruck; er gehört den Cataloniern an. Der erstere ist mager, der letztere dick. Die Castilianer findet man am häufigsten unter den Beamten, die Catalonier unter den Handelsleuten. Diese letzteren hängen zunftmäßig zusammen und stehen in minder gutem Verhältniß sowohl zu den Castilianern als zu

den Creolen. Die Creolen sind gute Leute und scheinen von dem milden Clima auf der Insel einen sanften und harmlosen Character einzusaugen.

Zu meinen Versuchungen auf Cuba gehörte eine Reise nach Jamaica, die sehr leicht hätte zu Stande kommen können, und die ich gewiß ausgeführt haben würde, wenn ich nur mehr Zeit gehabt hätte. Ich hätte gewünscht auf Jamaica die Neger zu sehen, wie sie im christlichen Staat sich selbst regieren. Durch den älteren Mr. Tolme und einige seiner Bekannten aus Jamaica habe ich jedoch ein ziemlich klares Bild vom Zustande daselbst erhalten. Es scheint, daß die freien getauften Neger so ziemlich dem Character treu bleiben, den sie in Africa zeigen. Man hat ihnen große Häuser mit bequemen Zimmern, mit Küchen und Gärten gebaut, so daß sie in Bezug auf Wohnung und Arbeitsleben alle Vortheile des Privatlebens und der Association vereinigt haben. Vergebens! Die großen, bequemen, steinernen Häuser blieben leer stehen. Der Neger liebt das steinerne Haus und die Association nicht. Das höchste Streben jedes Negers geht dahin, sich ein eigenes kleines Erdestück, (a mountain wird es genannt, was vermuthlich Hügel bedeuten soll) kaufen zu können, wo er sich dann eine mit Palmblättern bedeckte Rindenhütte bauen, die Bäume seines Heimathlandes pflanzen, und einiges Land für das Zuckerrohr oder Mais und Erdfrüchte umgraben kann. Er arbeitet, um dieses irdische Paradies zu gewinnen. Dort angekommen findet er seine Lust darin, soviel als möglich zu ruhen und zu genießen und so wenig als möglich zu arbeiten. Und warum sollte er arbeiten? Der Ehrgeiz, der Wissensdrang, das Verlangen die Welt geistig oder körperlich zu erobern, solche Wünsche, die der Schöpfer der kaukasischen Rasse eingab, sind ihm nicht zu Theil geworden. Dagegen hat er das Talent m sorgenlosen Genusse, die frohe Laune, den rhyth-

mischen Gesang und Tanz. Der Himmelsstrich, unter welchem er geboren ist, begünstigt die ersteren Gaben und steht den letzteren entgegen.

Auch im Handel zeigt der Neger seine Neigung sich in seiner kleinen Welt zu vereinzeln und seinen Widerwillen gegen Association oder seinen Mangel an Talent dafür. Statt eines großen Handelshauses für Zucker oder Caffee werden hundert kleine Handelsbuden errichtet, wo jeder für sich Zucker oder Caffee verkauft ohne Gemeinschaft mit den andern.

In Folge dieser Neigungen lieben die Neger es nicht für größere Plantagenbesitzer zu arbeiten und verlangen dafür einen übertriebenen Taglohn. Bekommen sie nicht so viel als sie wünschen, so ziehen sie es vor nicht zu arbeiten. Sie ziehen es vor; denn sie haben so wenig Bedürfnisse und die schöne Erde ernährt sie für geringe Mühe.

Deßhalb sind auch beinahe alle größere Pflanzungen auf Jamaica in Verfall gerathen und ihre Besitzer untergegangen. Die meisten großen Plantagen stehen für geringe Preise zum Verkauf ausgesetzt.

Gleichwohl habe ich von zwei größern Plantagebesitzern auf Jamaica, einem Engländer und einem Spanier, gehört, daß sie keinen Grund gehabt haben sich zu beklagen, und daß es ihnen immer gelungen sei von den Negern die Arbeit zu erhalten, deren sie bedurften. Aber ich vermuthe da, daß sie nicht viel forderten und daß sie die Neger freundlich behandelten.

Und warum sollte die Arbeit für muntere Leute nicht munter gemacht werden? Die Neger selbst scheinen durch ihre nächtlichen Gesänge in der Zuckermühle die Art und Weise anzudeuten, wie man sie zu tüchtiger Arbeit bringen kann. Man lasse sie unter Musik und Gesang arbeiten, und vielleicht wird ihre Arbeit von Statten gehen wie ein Tanz; aber die Europäer

glauben, es könne keine Arbeit ausgeführt werden außer mit Hülfe von Taglohn oder der Peitsche.

Am Morgen des 8. Mai.

Ich habe meine letzte große Aussicht über Cuba vom Azoteon auf Alfredo Sauvals Hause genossen. Es war gestern Abend bei Sonnenuntergang. Zum letzten Mal habe ich seine schönen Palmenhaine, seine zierlichen, glitzernden Häuser, seinen milden Himmel, sein hellblaues Meer in dieser Beleuchtung, in dieser entzückenden, bezaubernden Abendluft gesehen. Heute Nachmittag gehe ich an Bord der Isabel und sage dann Cubas Palmen und Ceibas, Cucullos und Contretänzern, Guadarajahs und Sternbildern, africanischen Trommeln, Gesängen und Tänzen, seiner glücklichen und unglücklichen Bevölkerung, seinen Höllen und seinen Paradiesen auf immer Lebewohl.

Ich habe Abschied genommen von guten Freunden, habe das Columbusdenkmal auf der Plaza de armas abgezeichnet, habe heute früh zum letzten Male meine liebe Cortina de Valdez besucht und die Brandung um Morros Klippe sich brechen gesehen. Auf dem Rückweg nach Hause ging ich in eine Restauration und verlangte dos libras de dulces (zwei Pfund Zuckerwerk), um es ein paar kleinen Mädchen zu schenken. Als ich das Confect bezahlen wollte, gab mir der junge Herr, der hinter dem Ladentische stand, das Geld mit einem verbindlichen „Kostet Nichts, Sennora," zurück. Ich glaubte, daß er mich oder ich ihn nicht verstanden habe, reichte daher mein Geld von Neuem hin, erhielt es aber mit denselben Worten wiederum zurück. Jetzt erinnerte ich mich an das, was ich von der spanischen und cubanischen Galanterie gehört hatte, ich sah mich um, und als ich am andern Ende des Zimmers neben der Thüre Herrn Sauval entdeckte, da

war mir die Sache klar. „Ei, das sind wieder Ihre spanischen Schwänke," sagte ich zu ihm; er lächelte, wollte aber offenbar keinen Dank annehmen. Eines Tags lobte ich zufällig ein Körbchen, das seine Frau in der Hand hielt. Sogleich mußte ich es als Geschenk annehmen. All mein Protestiren half Nichts. Ich könnte hier eine wahre Angst davor bekommen Etwas zu loben.

Jetzt werde ich den guten Tolmes und Schaffenbergs Lebewohl sagen und einige Briefe vollenden. Wenn ich Dir das nächste Mal schreibe, geschieht es von den Vereinigten Staaten aus. Ich habe neues Leben auf Cuba getrunken, aber ich könnte da nicht leben; das kann ich bloß, wo das Freiheitsleben vorwaltet und überhandnimmt.

Achtunddreißigster Brief.

Brief an Ihre Majestät die verwittwete Königin Caroline Amalie von Dänemark.

Cuba, Westindien im April 1851.

Ew. Majestät!

„Schreiben Sie mir von America aus," war Ew. Majestät freundliches Abschiedswort an mich, als ich zum letzten Mal auf Sorgenfrei die Freude hatte Ew. Majestät zu sehen. Und diese Worte haben mich auf meiner langen Fahrt begleitet als eine der schönen und theuren Erinnerungen, welche ich dem guten Dänemark zu verdanken habe, denn sie erinnerten mich an die

große Güte, die Dänemarks Königin mir bewiesen. Sie sind bei mir geblieben nebst dem Wunsch, Ihnen dadurch entsprechen zu können, daß ich von der Erde der neuen Welt aus Ew. Majestät einige recht schöne geistige Blumen zu bringen vermöchte, nicht unwürdig der Rosen, die Ew. Majestät eigene schöne Hand aus Ew. Majestät Rosengarten in der Abschiedsstunde mir schenkten. Aber es hat lange gewährt, bevor ich Geistesfreiheit und Ruhe genug gefunden habe, um aus der reichen Flora, die America erzeugt, etwas Bouquet- oder Kranzartiges zusammenzubinden, Etwas, wovon ich dachte, daß es Ew. Majestät Vergnügen machen könnte. Und mit Geringerem konnte ich selbst nicht zufrieden sein.

Von der Königin der Antillen, von der schönen tropischen isla de Cuba aus, schreibe ich jetzt an Dänemarks schöne und gute Königin. Und während eine glühende Sonne über den Caffee- und Bananashainen auf Caffetal la Concordia (meiner gegenwärtigen Heimath) aufsteigt, während rosenfarbige Flamingos ihre Flügel ausstrecken, um sie im Morgenwinde zu kühlen, und kleine Negerkinder — nackt, wie Gott sie geschaffen hat — auf grünen Plänen umherhüpfen und sich tummeln, wo smaragdgrüne Colibri prunkende Hybiscusblüthen umflattern, versetze ich mich im Geist nach den grünen Inseln, nach der kühlen, schattenreichen Wohnung, wo ich die Nachtigallen in den Buchenhainen um Ew. Majestät her singen hörte, und bringe da in diesen Zeilen meinen Tribut der Verehrung und Ergebenheit dar.

Auf Cuba kann ich besser als von irgend einem andern Punct auf dieser Seite der Erdkugel aus von der neuen Welt sprechen, denn Cuba liegt zwischen Nord- und Südamerica; der anglonormännische und der spanische Volksstamm begegnen sich hier in Gutem und Bösem, heimlich und offenbar um die Herrschaft

streitend; und mitten in dieser wunderbar schönen Natur, welche dem Wendekreise angehört, unter der tropischen Sonne, unter den Palmen und Caffeepflanzungen, sieht man bereits nordamericanische Wohnungen, Eisenbahnen und Handelsbuden und das angloamericanische go a head (Ueberstürzungssystem) stößt hier zusammen mit dem Wahlspruch der spanischen Creolen poco a poco (nur langsam) und überflügelt es früher oder später; das ist nicht schwer vorherzusehen.

Mit dem frischen Bild von Nordamericas Natur, Bevölkerung und Staaten in der Seele ist es eine große Erquickung auf dieser schönen Insel ein so stark contrastirendes Gemälde aufzunehmen, wie dasjenige ist, das Südamericas Natur, Bevölkerung und Staaten darbieten. Denn beide gehören wesentlich dem Gemälde der neuen Welt an, und Nordamerica stellt in Natur, Cultur und Sitten bloß die eine Hälfte davon dar. Die südliche Hälfte mit ihren noch unorganisirten Staaten, ihrem chaotischen Volksleben, aber ihrer reichen, großen Natur, ihrem Amazonenstrom und ihren Andes, ihren Palmen und ihrem ewigen Sommer wird noch in der Berührung mit der Bevölkerung der nördlichen Hälfte ein herrliches Leben entwickeln, vielleicht nicht so stark wie das Leben der letzteren, aber lieblicher und schöner. Und beide werden eins werden in dem großen menschlichen Reiche, das zwischen dem atlantischen und dem stillen Meer, zwischen dem nördlichen und dem südlichen Ocean emporwächst. Denn wenn auch Südamerica jetzt keine Bevölkerung und keine Charaktere aufweist, welche Achtung und Bewunderung hervorrufen; wenn sie noch der Natur zu unterliegen scheinen, statt sich über sie zu erheben; wenn die Sonne sie ermüdet, statt daß sie von ihrem glühenden und reinen Lichte inspirirt werden; so wissen wir doch, daß unter diesem Himmelsstrich, unter dieser Sonne, diesen Palmen die sonnenanbetenden Peruaner und die

edlen Atzeken lebten; daß unter diesem Himmelsstrich, dieser Sonne, diesen Palmen im Osten die älteste Weisheit, die älteste Poesie auf Erden hervorgebracht wurden, die Vedas der Hindus, ihre Tempel, deren Ruinen noch jetzt unsere Bewunderung ausmachen, ihre Gesänge und Dichtungen, Sakontala, Urvasi und Vikrama und dergleichen liebliche und edle Poesien, die bloß unter Palmen und in einer Luft wie diese gedichtet werden konnten, die sinnreichen Märchen, das Schachspiel, der Bajaderen lustiger Tanz und manche Kunst und Wissenschaft für Verschönerung des Lebens, welche bloß da emporkommen kann, wo das Naturleben wie ein Festtag ist. Und was einmal geblüht hat, das kann unter ähnlichen Verhältnissen in neuen oder ähnlichen Bildungen wiederkehren. Des Morgenlands tropischer Kreis hat seine Blume hervorgebracht; des Westlands Kreis wird die seinige noch im Lichte des Christenthums hervorbringen. Jetzt kann man bloß ahnen, was er dereinst werden wird; man kann es ahnen aus dem herrlichen Naturleben, das noch immer sein schönstes Erzeugniß ist.

Aber von Nordamericas Bevölkerung und Staaten wünschen Ew. Majestät Etwas zu hören, und von ihnen will ich vor allen Dingen sprechen, denn so sehr Ew. Majestät das Schöne in der Natur lieben, so weiß ich, daß Ew. Majestät gleichwohl noch inniger das lieben, was zum Menschenwohl und Menschenglück in der eigentlicheren und höheren Bedeutung gehört. Sind nicht Ew. Majestät eine der Mütter der Menschheit, eine von jenen hohen und holden, die das junge Geschlecht umfassen, um es höher emporzuheben, näher dem Vater des Lichtes und der Vollkommenheit?! . . . . Waren Ew. Majestät nicht von vater- und mutterlosen Kindern, die zu Ihnen als zu einer Mutter aufschauten, umgeben, als ich Ew. Majestät zum ersten Mal sah an jenem Weihnachtsabend, wo

die Weihnachtslichter an der nordischen Fichte brannten, den Kindern zur Freude und dem himmlischen Kinderfreunde zu Ehren? Und habe ich nicht mehr als einmal Ew. Majestät den Wunsch und die Hoffnung aussprechen gehört, daß einst eine Gesellschaft auf Erden sich bilden möge, in welcher alle Mitglieder gleiche Gelegenheit zur Erlangung von Tugend, Kenntnissen, Thätigkeit und Wohlstand haben werden, eine Gesellschaft, in welcher Güte und Tüchtigkeit die höchste Aristokratie ausmachen würden und der höchste Rang dem höchsten menschlichen Werthe zukäme? Und so entfernt auch Americas Vereinigte Staaten noch von diesem Gesellschaftsideal sein mögen, so läßt es sich nicht läugnen, daß sie darnach streben, daß sie ihm täglich immer näher kommen, mehr vielleicht als irgend andere Staaten auf Erden. Dieß gilt insonderheit von den nördlichen und freien Staaten der Union, die hauptsächlich von den Abkömmlingen der ältesten Pilger bevölkert sind, und wo der Quäkerstaat überall hin seine Boten vom innern Licht, von Freiheit, Frieden und allgemeiner Brüderschaft ausgesandt hat. Enthusiasmus für Religion und Menschenwohl hat diese nördlichen Staaten gegründet. Auf diesem Grund sind sie groß und stark geworden und wachsen noch heute, ihre Herrschaft immer mehr ausbreitend.

Die südlichen Staaten erkennen zwar dieselben Principien von Freiheit, Menschenrecht und Menschenwohl als ihr Ziel an, aber sie tragen eine Kette, die ihre Fortschritte auf dem Weg der menschlichen und staatlichen Entwicklung hemmt, eine Kette, die sie theils nicht abschütteln *wollen*, theils nicht abschütteln *können*, nemlich das Sklavereiinstitut. Sie haben den Neger als Sklaven gebunden und der Negersklave bindet sie, hindert sie das Schulwesen, die Industrie und alle guten gesellschaftlichen Einrichtungen zu ent-

wickeln, welche den Staat stark und groß machen, wie dieß in den nördlichen Staaten der Union geschieht.

In diesen ist es eine große und reine Freude, die Entwicklung des Freiheitslebens zu betrachten. Und trotz der Unarten und Abarten desselben, die sich da noch frei machen und Unordnungen stiften, gewährt doch das Ganze ein herrliches Schauspiel.

Denn die Bewegung der ganzen Gesellschaft ist da eine aufwärts gehende; sie ist ein Strom von Cultur und Zunahme, der alle Classen, alle Zweige der Thätigkeit umfaßt, der auch das entfernteste Individuum erreicht und selbst das vereinsamste mit sich nimmt.

Dazu ist es in der Gesellschaft gekommen, daß sie klar bei sich empfindet und klar und stark in Worten und Handlungen ausgesprochen hat, daß es Pflicht des Staates ist, dafür zu sorgen, daß jeder Bürger desselben ein Mensch werden kann.

Daher das große und vortreffliche Volksschulsystem, das zuerst in dem Pilgerstaat Massachussets begonnen, hernach aber mit Modificationen und Verbesserungen in allen freien Staaten der Union befolgt worden ist. Ueberall sind da freie allgemeine Schulen entstanden, wo die Kinder, Knaben und Mädchen (in abgesonderten Schulen) freien Unterricht bis in ihr fünfzehntes oder sechzehntes Jahr erhalten, wo sie dann von diesen Schulen aus in Hochschulen und Akademien eintreten können, falls sie es nicht vorziehen, ins praktische Leben zu treten mit dem Maaß von Kenntnissen, welches die allgemeine Schule ihnen gegeben hat, und das nicht so unbedeutend zu sein scheint, da viele von Nordamerikas besten Leuten und trefflichsten Staatsmännern in keiner andern Schule als in dieser und in der Schule des Lebens studirt haben.

Ew. Majestät weiblichem und mütterlichem Sinn möchte ich vor allen Dingen diese großen und immer mehr sich entwickelnden Anstalten für die Erziehung

des jungen Geschlechtes, die allen jungen Mitgliedern der Staatsgesellschaft geöffnet sind und die Kinder der Armen noch mehr begünstigen als die Kinder der Reichen, sodann neben diesem Gemälde die wachsende Bedeutung vorstellen können, welche das junge Weib als Lehrerin auch außer der Familie und der Heimath im Staate gewinnt. Ich möchte den Blicken Ew. Majestät diese großen heitern Lehrsäle vorführen können, die man jetzt in den allgemeinen Schulen sieht von Massachussets bis Wisconsin und Illinois, von New-Hampshire bis nach Ohio, Lehrsäle, wo Licht und Luft frei hereinströmen dürfen, Lehrsäle voll von schönen Kindern mit hellen, lebensvollen Blicken, und wo die jungen Lehrerinnen, Neuenglands Töchter und Neuenglands Ehre, fein und anmuthsvoll an Wesen und Ansehen, gleichwohl fester auf ihrem Boden stehend als die Alpen und Anden, einen Schwarm junger Republikaner in der Schule beherrschen, leichter und besser, als irgend ein strenger Magister mit Baßstimme und Karbatsche.

Americas junge Töchter in den freien Staaten der Union werden nicht in Unwissenheit und Unthätigkeit erhalten, wie noch immer der größere Theil der jungen Mädchen in Europa. Frühzeitig lernen sie, daß sie sich auf Gott und auf sich selbst verlassen müssen, wenn sie Achtung und selbstständigen Werth gewinnen wollen; frühzeitig treten sie aus der väterlichen Heimath und in die Schulen, wo ihnen Gelegenheit bereitet ist in Studien und Wissenschaften eben so weit zu kommen wie die Jünglinge, und wo sie beweisen, daß die Wissenschaften, die man bisher für sie zu schwer geglaubt, ihnen eben so leicht erreichbar sind, wie die oberflächlichen Kenntnisse und Talente, auf die man bisher ihre Erziehung beschränkt hatte. Sie zeichnen sich aus durch ihre Kenntnisse in der Mathematik, in der Rechenkunst, Physik, den alten Sprachen, wenigstens dem Latein, und mehreren andern ihnen bis jetzt

verwehrten Zweigen der Gelehrsamkeit; ihre schriftlichen Compositionen in Versen und Prosa bekunden eine bei so jungen Jahren ungewöhnliche Reinheit des Styls, Klarheit des Gedankens und Weite des Gesichtskreises. Man sieht, daß der Geist der neuen Welt die Schwingen ihrer Geister gelöst hat und ihnen einen freien Flug über das Feld der Erde hin gestattet. Das amerikanische Weib wird zur Weltbürgerin gebildet; sie soll die ganze Menschheit umfassen lernen. Dieß ist offenbar der Sinn ihrer Schulerziehung, wenn es ihr auch noch an einem System fehlt, das dazu führen kann. Aus den allgemeinen Schulen können die Mädchen in Hochschulen und Frauenzimmerakademien übertreten, wo sie den Grad und das Diplom erhalten, und damit versehen können sie als Lehrerinnen über die ganze Union ausgehen.

Und dieß thun insbesondere die Töchter der Staaten Neuenglands, die einen eigenthümlichen Beruf für den Lehrstand zu haben scheinen, welchen sie sehr häufig, nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus Neigung ergreifen.

Ueberall in den Vereinigten Staaten, im Westen wie im Norden und Süden der Union, wo immer die Schule in Wirksamkeit tritt, findet man junge Lehrerinnen aus den Staaten Neuenglands, d. h. aus denjenigen Staaten, die von den Abkömmlingen der Pilgerväter bevölkert worden sind. Und das Ansehen des Weibes als Lehrerin der Jugend steigt in Amerika immer mehr.

Aber nicht bloß in ihrer Eigenschaft als Lehrerin sucht der Geist der neuen Welt der Frau eine freiere Entwicklung ihres Wesens und Wirkungskreises zu bereiten; auch in der Kunst und Industrie sucht er ihr freie Bahnen zu eröffnen.

„Wenn ich die Wahl hätte, ob ich die Erziehung in einem Lande den Männern oder den Weibern

übergeben sollte, so würde ich die Männer bei Seite lassen und mit den Weibern anfangen," sagte eines Tags einer der Gesetzgeber hier zu Lande zu mir.

Und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß diese Ansicht vom größten Theil der Männer in den Vereinigten Staaten getheilt werde. So stark ist die Ueberzeugung von der Macht des weiblichen Einflusses auf das aufwachsende Geschlecht.

Und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Arbeit für die höhere Entwicklung und Bedeutung des Weibes im Staate zu den ausgezeichnetsten Zügen, den größten Verdiensten und der wichtigsten Zukunftsarbeit der neuen Weltbildung gehört. Es ist jetzt nur nöthig, daß man sie nicht auf halbem Weg stehen lasse. Ich glaube nicht, daß es den Männern an Rechtssinn und Ritterlichkeit fehlen wird, wenn die Weiber mit Verstand und edlem Ernst die Stelle einnehmen wollen, welche die Staatsgesellschaft ihnen hier zu gestatten beabsichtigt.

Mit Recht pflegt man den Bildungsgrad eines Volkes nach seiner Achtung für die Frau und nach der Stelle, welche sie in der Gesellschaft einnimmt, zu bemessen; denn um ein Wesen zu würdigen, dessen höchste Kraft eine geistige ist, ist ein nicht geringer Grad von geistiger Cultur erforderlich. Americas Volk hat bewiesen, daß es diese Cultur besitzt, und sie wird in dem Maße zunehmen, wie die Frauen des Landes sich darum verdient machen werden.

Ich sprach von einem Strom von Cultur und Wachsthum, der in den freien Staaten alle Mitglieder der Gesellschaft beschäftige, und ich bezeichnete die Volksschule als die wesentlichste Macht desselben. Diese und mehrere die menschliche Entwicklung begünstigende Anstalten gehören dem Staate, aber ihnen zur Seite geht eine Bewegung freier Entwicklung im Volksleben, die ich mit der Cirkulation des Saftes in einem freiwach-

senden Baume vergleichen möchte. Die freie Association tritt an die Stelle der alten Zunftordnung als Ordnerin und Förderin all der verschiedenen Interessen und Verrichtungen des Gesellschaftskörpers. So entstehen religiöse, moralische und industrielle Corporationen innerhalb der großen Gesellschaft und in getreuem Verhältniß zu ihr, während der gute Wille und die besondere Kraft und Begabung jeden Individuums darin bis zum höchsten Grad geltend gemacht wird. Die Vereinigten Staaten stellen die höchste Entwicklung und Vereinigung der Individualität und der Allgemeinheit dar. Diese Bewegung von innen, aus dem eigenen gesellschaftlichen Wesen der Menschheit heraus, wird von außen begünstigt durch die freie Circulation und Communication, welche Nordamerikas viele schiffbare Flüsse darbieten, auf denen Tausende von Dampfbooten gehen, und in der letzten Zeit durch die Eisenbahnen und Telegraphenlinien, die sich über alle Theile der Union von Staat zu Staat, von Stadt zu Stadt hinspinnen.

Die starke Verbreitung von Zeitungen im Lande sowie aller Bücher, welche die Liebe des Volksherzens gewonnen haben, namentlich der religiösen Volksliteratur, die sich in Millionen kleiner Schriften, Traktätchen oder Erzählungen gleich einem Morgenthau oder einem Mannaregen über die Bevölkerung ausgießt, gehört wesentlich mit zu dieser lebenspendenden Circulation.

Und überall wo der Angloamericaner auftritt, entstehen dieselben Bildungen und dasselbe Leben. Mit erstaunlicher Kraft und Sicherheit führt er seine Mission als Cultivator der Welt und Bildner freier sich selbst regierender Staaten aus, und selbst das Sklavereiinstitut vermag der Kraft der Cultur und Freiheit, die mit ihm über die Erde hingeht, nicht zu widerstehen.

Ueberall wohin die Söhne und Töchter der Pilger dringen, gründen sie das Familienleben, die Schule

und Kirche, die Handelsbude, die gesetzgebende Versammlung, das Hotel für Fremde, das Asyl für die Unglücklichen oder die Elternlosen, und selbst das Gefängiß wird in eine Besserungsanstalt, in eine Schule für den unwissenden oder entarteten Sohn verwandelt. Ueberall wohin sie kommen, bekennen sie laut den Namen und die Lehren des Meisters, welcher der Weg ist und die Wahrheit und das Leben, und auf diesen Fels gründen sie das Leben des Staates und der Gesellschaft. Des angloamericanischen Volkes Recht ein großes Volk zu werden, liegt in seiner Christologie. Der Geist des Weltversöhners ists, der es zum Welteroberer macht.

Wenn man die nordöstlichen Staaten, wo die Fahne der Religion und Freiheit zuerst aufgepflanzt wurde, verläßt und sich westwärts begibt bis an die Grenzen der Wüste jenseits des Missisippi, wo noch der Indianer Wildpret jagt, seine Zelte errichtet und seine nächtlichen Feuer anzündet, kann man den Gang und die Art und Weise der neuen Cultur am besten beobachten.

Ew. Majestät haben gewiß schon oft Beschreibungen des wunderbaren Niagarafalles und der beinahe noch wunderbareren Prairien des Westens, wo die Sonne ihr Bild in einem Ocean von Sonnenblumen abspiegelt, die im Winde wogen, gewiß auch schon oft von dem plötzlichen Wachsthum der Staaten und Städte in dem großen Westen, von dem großen Missisippifluß und den Goldgruben Californiens, dieses Löwen des großen Westlandes, gelesen. Aber weniger bekannt, weniger beschrieben sind die ersten Schritte der Bildung, ihr erstes Keimen in der Wildniß, und das war es, was neben dem großen Naturschauspiel meine Aufmerksamkeit am meisten anzog. Denn es ist angenehm an den ersten Schritten des Kindes zu bemerken, wie es

später gehen und bis zu den Mannesjahren heranwachsen wird.

Wollen Ew. Majestät sehen, wie das Kind — die Cultur der neuen Welt — seine ersten Schritte thut?

Die Bäume fallen vor der Axt des Colonisten an den Ufern der Flüsse entlang — und Flüsse finden sich überall in Nordamerika; — ein kleines Blockhaus erhebt sich am Saume des Waldes und am Ufer des Flusses; ein Weib steht an der Thüre mit einem kleinen, derben Kind auf dem Arm. Vor dem Haus reißt der Mann die Erde auf und pflanzt Mais; in einiger Entfernung weiden ein paar fette Kühe und einige Schafe auf dem freien, unverschlossenen Felde. Der Mann bepflanzt den Acker und milkt die Kühe; er verrichtet alle Arbeit außer dem Hause. Das Weib bleibt im Innern des Hauses und versorgt die Kinder und das Hauswesen; besser sorgt kein Weib. Die Reinlichkeit und Ordnung in ihrem eigenen Wesen spiegelt sich in allen Dingen innerhalb des Hauses ab. Auf der ganzen Welt findet sich kein saubereres und angenehmeres Haus, als das americanische — selbst das arme. — Kein Wunder also, wenn der Mann drinnen sein Behagen findet, wenn der Americaner fast von keinem andern Vergnügen weiß, als von demjenigen, das er in seinem Heimwesen findet, wenn er kein andres Ziel der Glückseligkeit auf Erden kennt, als den Besitz einer guten Gattin, eines guten Hauswesens. Das Blockhaus ist im Walde entstanden und nicht weit davon entstehen auf dieselbe Art zwei oder drei andere Blockhäuser; darin findet man zierlich aufgeschlagene Betten und auf dem Schrank immer eine Bibel, ein Gesangbuch und einige Lehrbücher. Etwas weiter davon erhebt sich ein etwas größeres Blockhaus, wo ein paar Duzend Kinder, halbwilde Jungen der Wildniß, sich versammeln. Dieß ist die Schule. Das Zimmer ist arm und ohne Möbel; aber an den Wänden hängen Carten von allen Theilen der Welt, und in den

Händen des Kindes befinden sich Bücher, welche die Aussicht über die ganze Welt gewähren, und Lehrbücher, welche die edelsten Perlen der Literatur in Denksprüchen, kurzen Abhandlungen, Erzählungen, Poesien u. s. w. enthalten.

Nach der Hand erheben sich mehrere Häuser, einige von Brettern, andere von Stein; sie werden immer zierlicher, umgeben sich mit Obstbäumen und Blumen; man sieht eine hölzerne Kapelle gleichzeitig mit den hölzernen Häusern entstehen; wenn die steinernen Häuser kommen, so kommt auch die steinerne Kirche und das Staatshaus. Das Erdreich ringsum ist von Ernten bedeckt; die Heerden wachsen, und bald sieht man ein paar Dampfboote den Fluß heraufkommen, an der neuen Colonie anlegen, Waaren austauschen und Zeitungen zurücklassen. Binnen zwei Jahren ist hier ein Städtchen von 2000 Personen; mütterliche Weiber stiften die Sonntagsschule in der Kirche, versammeln kleine Kinder zur Unterweisung im Christenthum und richten das Asyl für die elternlosen Kleinen ein. Die Handelsbude hat sich gleichzeitig mit der Schule und der Kirche erhoben und bildet nebst diesen das Handzeichen des Angloamericaners. Und überall, wo er sie aufpflanzt, da zieht sich der rothe Mann, jetzt beinahe ohne Widerstand, mit seinen Zelten und seinen erniedrigten Weibern zurück und geht, um weiter hinweg in der Wüste seine Feuer anzuzünden und seine Zelte zu errichten. Er weiß aus Erfahrung, daß die Colonie, die er aufwachsen sieht, innerhalb eines Vierteljahrhunderts eine große Stadt mit 50,000 oder noch mehr Einwohnern sein wird.

Ich habe von dem Fortschreiten des neuen Menschen im Westlande gesprochen, aber ich muß zur Steuer der Gerechtigkeit auch einige Worte von dem Fortschreiten des alten sagen; denn auch der alte geht gleichzeitig mit dem neuen voran, und er ist auch hier auf der neuen Erde der alte Sünder, er sauft, rauft, spielt, er

stiehlt, macht Possen und brüstet sich, tout comme chez nous, und in dem großen Westen am Missisippi und an dem stillen Ocean treibt er es vielleicht noch etwas schlimmer, weil die Menge gewissenloser Glücksritter sich hauptsächlich da versammelt und die zurückhaltenden Kräfte sich noch nicht vollkommen geltend machen konnten. Die Freiheit ist hier noch in ihren Flegeljahren.

Eine große Schwierigkeit in der Cultur des Westens ist die starke Auswanderung dahin, unternommen von einem großen Theil der rohesten und ärmsten Bevölkerung Europas sowie von den ungerathenen Kindern der östlichen Staaten Americas. Allmälig jedoch ordnet sich diese Bevölkerung unter dem Einfluß der neuen Weltcultur, und mit jedem Jahr erhält der neue Adam eine größere Herrschaft über den alten, je mehr die bessere Auswanderung aus den Pilgerstaaten zunimmt und festen Fuß faßt, je mehr mit ihr die Schule, die Kirche und die bessere periodische Presse Spielraum gewinnen.

Das Missisippithal hat Platz für ungefähr 200 Millionen Anbauer, und die Union Americas hat Herz und Macht genug alle Fremdlinge, alle verwahrloste oder mißrathene Kinder der Erde in sich aufzunehmen und ihnen einen Theil ihrer Erde und ihres geistigen Lebens zu geben.

Dieses Missisippithal, Nordamerikas Centralregion, stellt in seiner Ausdehnung alle Hauptzüge dar, welche das große Reich der Vereinigten Staaten auszeichnen, wozu ich, was Volk und Natur betrifft, auch die englischen Colonien im Norden rechne. Es umfaßt von den Quellen des Missisippi im nördlichen Minnesota an bis zur Mündung des großen Flusses im mexicanischen Meerbusen im Süden alle Arten von Clima mit Ausnahme des nördlichsten, alle Producte, welche dieser Welttheil hervorbringt, alle Bevölkerungen, die er in seinem Schooße birgt. In Minnesota

sehen wir die Indianer noch mächtig. Der Tannenwald ist hier zu Hause und der Winter ist frisch wie bei uns. Da sind herrliche Quellen, fischreiche Flüsse und Seen, reiche Jagden und gute Kornfelder, aber ungebaut. Norweger und Dänen haben angefangen bis hieher zu dringen. Aber die eigentlichen Colonien der letzteren und der Schweden finden sich jetzt südlich von Minnesota, in den Staaten Wisconsin und Illinois, wo die Natur wie eine großartige, freundliche Idylle ist. Hier wächst allmälig ein neues Scandinavien empor. Und es macht mir Freude bezeugen zu können, daß unsere Landsleute allgemein als ehrliche, fleißige und brave Leute betrachtet werden. Sie müssen streng arbeiten und im Anfang Vieles entbehren. Aber je mehr die Zahl der Arbeiter zunimmt, je leichter die Arbeit wird, um so mehr gibt der im Allgemeinen reiche Erdboden. Die Norweger bilden den ackerbauenden Kern der scandinavischen Bevölkerung. Die Dänen sind im Vergleich mit dieser schwach vertreten, und ich fand sie hier öfter als Handelsleute, denn als Ackerbauer.

In Wisconsin und Illinois beginnt Nordamericas eigentliche Kornregion und die ungeheure Kornkammer, die, auf beiden Seiten des Missisippi bis in die Staaten Kentucky und Missouri fortgesetzt, wie man sagt, alle Staaten der Union mit Brod versehen könnte, nemlich wenn einmal ihr Boden vollkommen angebaut ist. Jetzt sieht man da zwar große Felder von dem goldnen säuselnden Mais, aber noch größere, auf denen bloß hohes Gras und wilde Blumen wachsen. Deutsche und Irländer strömen nach dieser Region. Die halbe Bevölkerung der großen, starkbewohnten Städte besteht aus Deutschen. Sie musiciren, halten Scheibenschießen und Tänze, und trinken Bier wie in der alten Welt, während sie an der Gesetzgebung und dem Geschäfts-

leben der neuen Theil nehmen. Unterhalb Kentucky und Missouri beginnt die Baumwollenregion. Man sieht Baumwollenplantagen und Sklavendörfer. Hierauf kommt die Region des Zuckerrohrs mit sommerwarmen Winden und Sonne mitten im Winter, schönen Plantagen, Magnolien- und Orangenhainen. Hier ist Louisiana, die mildeste Sommerluft und die härteste Sklaverei und der südlichste von Missisippis Staaten.

Hier trifft man Franzosen und Spanier sowie Leute aus allen Ländern der Welt, Alles unter angloamericanischer Regierung.

Ein eigenthümliches Schauspiel im Leben der Vereinigten Staaten gewähren die südlichen Staaten durch ihre Natur und ihre Einrichtungen. Der Reisende in diesen südlichen Staaten wird nicht erbaut. Keine Gesellschaftsideale lenken hier sein Gemüth und seine Blicke in die Höhe; kein großes allgemeines Streben hebt hier, wie in den freien Staaten, das Leben des Individuums und des Staates. Aber er ergötzt sich an den vielen neuen und ungewöhnlichen Gegenständen, er trifft viele außerordentliche und angenehme Personen, glänzend wie Diamanten im Sande; er sieht eine neue Naturwelt voll von Schätzen vor sich aufgethan — — der Zauber der eigenthümlichen Natur des Südens, die Lieblichkeit der Luft während des größern Theils vom Jahre, die Urwälder an den rothen Flüssen entlang, mit ihren tausenderlei Baumarten, Blumen und Schlingpflanzen, der Gesang des hundertzüngigen Vogels, der Nachtigal Amerikas (turdus polyglottus) und des lieblichen, aber eintönig flötenden Whip poor Will, die vielen herrlichen Bäume, die Lebenseichen mit ihren langen, flatternden Moosen, die Magnolie mit ihren großen schneeweißen Blumen, die Cypressen, die Tulpe und der Ambrabaum, die Fächerpalmen, der Reichthum an Sonne, Blumenduft und Vogelsang, die lieblichen Früchte und mitten in die-

ser schönen Naturwelt das Negervolk mit seinem eigenthümlichen von der Sklaverei nicht verwischten Leben, mit seinen religiösen Festen, seinen Hymnen und fröhlichen Melodien — — der Reisende im Süden wird nicht wie im Norden der Union von edlen, großartigen Bestrebungen und Institutionen erbaut, aber er wird angenehm belebt; er ruht und genießt, wenn er nicht durch irgend eine neue bittere Erfahrung des Unrechts, das die Gesetze hier aufrecht halten, gestört wird, oder sich über die Personen ärgert, die aller Wahrheit und gesunden Vernunft zum Trotz dasselbe als etwas Gutes und Erlaubtes vertheidigen.

Die Sklavereifrage ist die große Streitfrage des Tags in America und wird es wohl auch bleiben, bis die Sklaverei aufgehört hat, denn diese Institution ist ein allzu schneidender und lügenhafter Contrast gegen das americanische Staatsprincip, eine allzu himmelschreiende Sünde gegen Recht und Menschlichkeit.

Das muß man jedoch sagen, daß der nordamericanische Gesellschaftsgeist in den letzten Jahren einen starken Einfluß auf die Milderung des Zustandes der Sklaven ausgeübt hat, und man kann mit Recht behaupten, daß dieser von Jahr zn Jahr besser werde. Der edlere Volkssinn in den südlichen Staaten thut gegenwärtig viel, um die schwarze Bevölkerung sowohl leiblich als geistig zu heben. Das Evangelium wird immer allgemeiner den Sklaven gepredigt, besonders in den Staaten, wo das religiöse Leben von jeher stark war, in Georgien und Carolina, und wo es gepredigt wird, da heben sich die Sklaven, bilden religiöse Gesellschaften, predigen selbst mit Kraft und Freude den Erlöser, den Versöhner, und erheben zu seiner Ehre Hymnen, von deren Schönheit und Harmonie man keine Ahnung hat, wenn man die musikalischen Talente der Africaner bloß nach ihren Gesängen und ihrem Geheul in ihrem wilden Zustand beurtheilt. Ja, würden die Gesetze in den südlichen

Staaten dem Evangelium auf der Spur folgen, so würde ich ihnen eine große Zukunft zu prophezeien wagen, und sie würden da ein großes Werk ausführen.

Betrachtet man den Zustand der Sklaven nach seiner besten Seite in den Staaten Americas, so ist er unter einem guten Herrn ein Stillleben ohne Zukunft, aber nicht ohne Genüsse. Der Sklave auf der Plantage hat sein eigenes sauberes Häuschen, seinen eigenen Garten, dabei ein Schwein und Federvieh. Seine Arbeit wird ihm mit Billigkeit zugemessen und er kann sich einige frohe Tage machen; seine Kinder werden gut genährt und er denkt nicht an den morgenden Tag.

Die Hanssklaven sind in guten Häusern besser gehalten und versorgt — z. B. in Bezug auf Wohnungen und das Alter — als zuweilen die freien Diener bei uns.

Aber es ist nicht gut dem Menschen ein ausschließliches Recht über seinen Mitmenschen zu geben. Keine Lage ist schauerlicher und hoffnungsloser als die Lage eines Sklaven unter einem bösen Herrn, und es finden sich Beweise dafür genug in der Alltagsgeschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten Americas. Ueberdieß führt die Institution unselige und erniedrigende Folgen sowohl für die weiße als für die schwarze Bevölkerung mit sich, Folgen, welche selbst die besten Herrn nicht abwehren können. Und auch der beste Herr muß sterben oder kann er in Geldverlegenheiten kommen, und dann werden seine Diener verkauft wie das liebe Vieh.

Für die wirklich edlen und guten unter den Sklavenbesitzern in diesen Staaten ist die Sklaverei eine Quelle mannigfacher Bekümmernisse, und sie betrachten diese Einrichtung als ein Unglück, dem sie gern ein Ende machen möchten. Mehrere arbeiten auch wirklich in ihren nächsten Umgebungen im Stillen dafür.

Bei dieser flüchtigen Zeichnung einiger der vornehmsten Erscheinungen in dem großen Staatsleben der

Vereinigten Staaten habe ich mehrere geringere bei Seite lassen müssen, die jedoch gleich Genrebildern in einer Gemäldegalerie geeignet sind dem Ganzen Wechsel und ein lebhafteres Interesse zu verleihen. Ich muß jedoch unter diesen einige kleine Gesellschaften nennen, die in der großeu Gesellschaft in Freiheit leben, obschon sie sich durch ihre eigenen Manieren und Sitten von ihr unterscheiden, wie z. B. die Quäker mit ihrem einfachen Aufzug, ihrem Du mit der ganzen Welt, ihrem stillen Gottesdienste, und der Theilnahme ihrer Weiber an der Predigt und an der Rathsversammlung; die Schäker mit ihrem tanzenden Gottesdienst; die kleinen socialistischen Vereine, welche liebevoll allen guten Arbeitern ein gleiches Maß von den Gütern des Erdenlebens zuzuwenden suchen; die Brüdergesellschaft der Herrnhuter, die von Deutschland ausgegangen sind und noch jetzt in America, wie z. B. in den Städtchen Nazareth und Bethlehem, ihre Liebesmahle und ihre schönen Chöre fortpflanzen.

Zu den pittoresken, eigenthümlichen Schauspielen auf Americas Erde müssen die Taufscenen an Flüssen und Seeen gerechnet werden, wo man weiße und schwarze Neuchristen zum Leben der Heiligkeit einweiht; die religiösen Feste, Lagerversammlungen genannt, bei welchen in der Tiefe der Nacht und der Wälder, an den Flammen des Feueraltars Tausende von Stimmen harmonische Stimmen erheben, und die Seele schauert in einem religiösen Gefühlsleben, das mit körperlichem Wohlbehagen durch Speise und Trank abwechselt. Diese Feste sind insbesondere die Saturnalien der Negersklaven, und Gebete, und Gesänge sind warm und belebend wie die Sonne des Südens.

Wenn man die Vereinigten Staaten verläßt und sich nach der südlichen Hemisphäre Americas begibt, so findet man sich binnen drei Tagen in eine neue Welt versetzt. Auf Cuba tritt sie uns zuerst entgegen. Himmel und Erde, Volk, Sprache, Gesetze, Sitten

Bauart, Alles ist neu, und dieser plötzliche Scenenwechsel hat etwas unbeschreiblich Erfrischendes, wenn auch nicht Alles daran gut ist.

Südamericas Natur, vorherrschende Bevölkerung und Sprache ist es, was uns auf Cuba entgegentritt; es ist die Region der Palmen, die Sonne des Wendekreises, Spaniens Sprache und Herrschaft. Die eine Hälfte Americas gehört der anglogermanischen und normännischen Völkerrace, die andere der romanischen. In der ersteren waltet der Protestantismus vor, in der letzteren der Katholicismus. Aber auf Cuba, dieser herrlichen Oase zwischen den beiden Welthälften, mitten in dem salzigen Weltmeer, scheinen die beiden Racen sich ein Rendezvous gegeben zu haben — ob zum Krieg oder zur friedlichen Vereinigung, läßt sich jetzt unmöglich schon sagen.

Cuba ist in diesem Augenblick ein Zankapfel zwischen zwei stolzen Regentinnen, und noch ist kein Paris aufgetreten, um den Streit zu schlichten.

Cuba ist auch ein Kampfplatz für die Mächte des Lichtes und der Finsterniß und selten auf Erden sieht man sie so nahe beisammen und in schärferem Contraste stehen.

Auf der Nachtseite sind der Staat und die Kirche; der Staat mit seiner gewaltsamen und despotischen Regierung, die von Spanien aus blind die ferne Colonie durch Abgesandte verwaltet, welche das Mutterland nicht zu bewachen vermag, und den Eingebornen alles Recht auf Selbstregierung verweigert; die Kirche, die bloß in prunkenden Ceremonien lebt und alles geistigen Religionslebens ermangelt; auf der Nachtseite ist vor Allem die Sklaverei, die auf Cuba in ihrer rohesten Form auftritt, und der Sklavenhandel mit Africa, welcher täglich vor sich geht, wenn er auch nicht offen betrieben wird. Die Regierung auf der Insel läßt sich von dem Sklavenhändler bestechen und thut, als ob sie die Tausende von Sklaven nicht sehe, die

jährlich ans Land gesetzt werden. Ja es wird behauptet, daß sie es heimlich nicht ungerne sehe, wenn die Insel sich mit wilden Africanern fülle, weil die Furcht vor ihren ungezügelten Kräften (wenn sie einmal losgelassen werden) die Creolen vom Aufruhr gegen eine Regierung abhält, welche sie nicht anders als hassen können. Die Regierung bedrückt den Sklavenhalter, der Sklavenhalter bedrückt den Sklaven, und weiß, um ihn zu bezwingen, kein anderes Mittel, als Peitsche und Ketten. Der Zuckerpflanzer treibt nicht selten seine Sklaven härter als Lastthiere und verlangt von ihnen mehr Arbeit, als die Menschennatur auszuhalten vermag. In den Festungsmauern der Bohea leben die Sklaven wie das Vieh. Es wird ihnen kein Erlöser gepredigt, und die einzigen Genüsse, die ihnen erlaubt sind — wie wohl auch dieß im allerknappsten Maße — sind thierische Genüsse. Wilder Aufruhr hat zuweilen von der Gräßlichkeit des Druckes, sowie von dem wilden Muth und der Kraft der Neger gezeugt; aber öfters sterben sie, ohne daß sie es wagen ihre Stimme zu erheben oder eine Hand zur Vertheidigung oder Anklage zu rühren; oft machen sie in den ersten Tagen der Gefangenschaft ihren Qualen selbst ein Ende, da unter ihnen der Glaube gäng und gäbe ist, daß sie gleich nach dem Tode in ihrem Heimathland wieder auferstehen werden. Die Regierung und der Zustand auf Cuba sind in ihren Hauptzügen vom Palast des Gouverneurs an bis zur Bohea des Sklaven eine Regierung der Gewalt und des Despotismus. Gerechtigkeitsgefühl und Edelsinn findet sich zwar bei Einzelnen, aber nicht im Allgemeinen. Es gibt Gesetze, die von einem hochsinnigen Geist zeugen, aber sie werden so viel als möglich umgangen.

Mit dieser Nachtseite vom Leben auf Cuba steht die Lichtseite im stärksten Contrast. Da ist der Tropenhimmel, so mild wie eines Engels Blicke, seine Sonne

so rein und zart wie die reinsten Töne der Musik; da ist der Wind, ein Hauch, so lieblich, so rein, so voll von lebendigem Leben, als entspringe er ganz frisch aus der Quelle des Lebens und der Liebe, wie an jenem Morgen, wo Alles jugendfrisch und gut war; da ist die eigene Naturwelt der Tropen, voll von wunderbaren Pflanzen und Scenen; diese Palmhaine, wo Unsterbliche lustwandeln sollten; diese paradiesisch schönen Gärten, wo Caffeebusch und Bananasbaum in zierlichen Pflanzungen wachsen und eine ewige Blüthe, eine ewige Fruchtbildung vorherrscht, diese stattlichen Guadarajahs von Königspalmen, welche zu Triumphzügen von Königen und Königinnen gepflanzt zu sein scheinen, eine Schönheit in Luft und Leben, Formen und Farben, welche unwillkürlich die Sinne bezaubert, aber sich nicht mit Worten oder Farben, sondern nur mit Tönen beschreiben läßt. Und Cuba, die Antillenkönigin, ist eine Kalypso, schön in ihren Sünden, die den Reisenden dermaßen fesselt, daß er wie weiland Telemach, um sie zu verlassen, eines weißen Mentors bedürfte, der ihn köpflings ins Meer hinabstürzte. Diese Empfindung habe auch ich, während ich von Woche zu Woche meinen Abschied von der Zauberin aufschob, überdieß zurückgehalten von der liebenswürdigen Gastfreundschaft der Creolen und von der Bekanntschaft mit einigen der edeln Menschen, welche die Zierde der Erde sind und auch von der Sklaverei, wenigstens für den Augenblick, ihren Fluch zu nehmen vermögen. Unter diesen muß ich besonders zwei Damen nennen — die eine davon hat dänische Eltern — die ich Dänemarks mütterlicher Königin vorstellen möchte, denn sie sind Mütter in des Worts höchster und heiligster Bedeutung, Mütter für die Mutterlosen, für den Fremdling, für den Sklaven, für alle Bedürftige.

Ich habe vom Nachtleben des Negers auf Cuba gesprochen. Lassen Sie mich jetzt auch Etwas von

seinem Lichtleben erzählen, denn dieses gehört wesentlich zur Tagseite von Cubas Leben.

Cuba ist zu gleicher Zeit die Hölle und das Paradies des Negers. Die Sklavengesetze Spaniens, zu Stande gekommen unter dem Einfluß von sanften und edeln Individuen, wie der spanische Priester Lascases war, sind mild und günstig für ihre Loskaufung. Und würden sie befolgt werden, so würde sich unter Spaniens Herrschaft kein ganz Unglücklicher vorfinden, weil dann kein hoffnungsloser Sklave da wäre. Aber wo das Sklaveninstitut vorherrscht, da ist das Gesetz immer außer Stands sich geltend zu machen. Inzwischen gibt es doch einige Punkte, in welchem die Freiheitsgesetze Spaniens für die Sklaven sich wirklich geltend machen, und zwar weil Spanien Gerichte und Richter eingesetzt hat, die darüber wachen, und an welche die Sklaven appelliren können.

Diesen Gesetzen zufolge kann der Sklave sich mit der gesetzlich bestimmten Summe von 500 Pesos oder Dollars aus der Sklaverei loskaufen. Kein Sklavenhalter hat das Recht dem Sklaven die Freiheit zu verweigern, wenn er dieses Lösegeld für sich bezahlt. Und das muß man sagen, daß mancher Sklavenhalter mild und gerecht genug ist, um dem Sklaven für eine weit geringere Summe seine Freiheit zu geben. Sollte der Sklavenhalter dem Sklaven die verlangte Freiheit verweigern, so kann sich dieser an den Syndicus der Stadt oder des Bezirks wenden. Dieser ernennt dann unter Zustimmung des Sklaven und seines Herrn ein Schiedsgericht von drei Personen, das einen Vergleich zwischen den Parteien herbeizuführen hat.

Nach dem spanischen Freiheitsgesetz hat eine Mutter das Recht ihr Kind vor seiner Geburt für 15 Pesos und nach der Geburt für die doppelte Summe loszukaufen. Doch soll dieses Gesetz nicht befolgt werden,

wenn nicht gutmüthige Herren ihre Einwilligung ertheilen.

Das spanische Freiheitsgesetz gibt den Sklaven mehrere Gelegenheiten Geld zu erwerben, so daß der Augenblick der Freiheit ihnen immer wie ein Bethlehemsstern auf ihrem Weg durch die Wüste vorleuchten kann. Dieß gilt insbesondere von den Sklaven in den Städten. Auf den Plantagen und innerhalb der Mauern der Bohea wird es ihnen nicht leicht vom Stern der Befreiung zu hören und noch weniger ihn zu finden. Doch geschieht auch das zuweilen.

Diese Freiheitsgesetze haben inzwischen die Folge gehabt, daß von der Negerbevölkerung Cubas, die beinahe aus 500,000 Seelen besteht — ungefähr die Hälfte der Bevölkerung der ganzen Insel — beinahe ein Drittheil freie Neger sind. Und der freie Neger auf Cuba ist das glücklichste aller Geschöpfe. Die Gesetze des Landes gewähren ihm Schutz gegen alle Uebermacht und die Anfälle, die ihn in seinem eigenen Vaterland von Seiten feindlicher Stämme beständig bedrohen. Für eine geringe Abgabe wird er Eigenthümer einiger Morgen Lands, dort baut er seine Hütte aus der Rinde der Palme und dem Laub der Palme. Um dieselbe pflanzt er seines Heimathlands Bäume und Wurzeln, sowie das goldene Korn. Die Erde trägt bei geringem Anbau Alles, was er bedarf. Er braucht nur wenig zu arbeiten und er kann viel genießen und ruhen. Die Sonne gibt ihm Feuer und hält ihn — wenigstens für den größeren Theil des Körpers — in den Kleidern frei; die Cocospalme gibt ihm Milch, der Platanenbaum Brod, die Königspalme füttert sein Schwein und seine Hühner, das Feld gibt ihm Zuckerrohr, und die wilden Bäume des Waldes lassen ihre mannigfaltigen Früchte für ihn fallen. Die africanische Trommel mit ihrem muntern Leben, Africas wilde Tänze und Gesänge sind ihm hier gestattet. Er

führt hier ein wahres Canaansleben und will um keinen Preis nach Africa zurückkehren. Er ist glücklich.

Ich gestehe Ew. Majestät, daß es mich überrascht und schwer betrübt hat, finden zu müssen, daß die Vereinigten Staaten Americas an Gerechtigkeitsgefühl nnd Freiheitssinn in der Gesetzgebung für die Sklavenbevölkerung so weit hinter Spanien zurückstehen. Und es wird mir schwer zu erklären, wie der Edelsinn und der Nationalstolz dieses Volkes es dulden kann, in Freiheitsgesetzen von einer Nation übertroffen zu werden, der es sich gleichwohl an humanistischer Bildung weit überlegen glaubt, wie es in vielen Beziehungen auch wirklich der Fall ist. Die Spanier auf Cuba haben also nicht ganz Unrecht, wenn sie in dieser Sache auf die Americaner herabschauen und sie, wie ich dieß selbst gehört habe, Barbaren nennen.

Auf Cuba sind in diesem Augenblick vielleicht mehr glückliche schwarze als weiße Menschen. Der Sklavenbesitzer ist nicht glücklich; für ihn fächeln die Palmen nicht, ihn kost der liebliche Wind nicht, für ihn strahlt der klare, milde Himmel nicht; zwischen ihm und aller Herrlichkeit der Natur steht die Bohea und die Zuckermühle mit Negersklaven, die ihn fürchten, wie er sie fürchtet. Cubas milder Himmel gibt ihm keine Ruhe; er sieht das Damoklesschwert über seinem Haupte hängen und die Zukunft düster. Deßhalb geht sein Dichten und Trachten dahin so viel Geld als möglich und so schnell er kann auf Cnbas Erde zusammen zu raffen und sodann Cuba für immer zu verlassen.

Wenn ich an diese schöne Insel, an ihre herrliche Natur, ihre reichen Mittel denke, so kann ich nicht umhin, sie in meinen Gedanken in das zu verwandeln, was sie sein sollte, zu was sie in dem Gedanken des Schöpfers bestimmt zu sein scheint, ja nicht bloß sie, sondern all die schönen Inseln, welche Gott mit reich-

Hand in das Südmeer ausgestreut hat, wie Juwelen auf seinem wogenden Mantel.

Unter diesen stehen als Vertreterinnen aller andern drei am höchsten in Bezug auf Schönheit, Größe und Reichthum: Cuba, St. Domingo und Ceylon. Aber ich will jetzt von Cuba, der schönen Königin der Antillen, sprechen.

Ich sehe sie da von ihren Fesseln erlöst und frei von Sklaven, sehe sie gekrönt von ihren Palmen und hohen Bergspitzen, gleichsam wiedergeboren aus den Wogen des Meeres, umkost von ihnen und von unsterblichen Zephyrn, ein neues Eden, eine Heimath des ewigen Frühlingslebens, eine goldene Gesundheitsquelle, wohin die Kinder aller Welttheile wallfahrten können, um neues Leben zu trinken und neue Offenbarung zu schöpfen aus dem Reichthum des Schöpfers und aus den Wohnungen der Seligen in dem großen Vaterhause. Dort würden sie in Bananas- und Orangenhainen lustwandeln, paradiesisch liebliche Früchte genießen oder in Schaukelstühlen sich wiegend auf den Höhen sitzen, wo die Palmen wehen, umtanzt von den Windhauchen, welche der Ocean, voll von erneuerndem Leben, sendet. Sie würden so sitzen und athmen und schauen und fühlen und denken, wie schön das Dasein ist. Die Sonne geht in milder Herrlichkeit unter; leuchtende Cucullos durchschneiden die Lüfte und bedecken die Wipfel der Bäume mit glitzernden Juwelen; die Luft wird erfüllt von der Musik cubanischer Contretänze und spanischer Seguidillas; der muntere Tact der africanischen Trommel läßt sich im Hintergrund vernehmen, und das südliche Kreuz erhebt sich während der dunkelnden Nacht langsam am Horizont. Es ist Nacht. Aber Niemand braucht hier die Nacht zu fürchten. Sie hat keine Kühle und keinen Thau. Die Nacht des Paradieses konnte nicht unschuldiger sein als die Nacht Cubas. Die Schwachen und Kränklichen

sollten hieher kommen, um heilendes Leben einzuathmen. Die Alten sollten kommen, um an eine ewige Jugend zu denken, die Niedergeschlagenen und Bedrückten, um neue Hoffnung zu schöpfen. Junge Eheleute sollten kommen, um zu lernen, daß das Leben eine ewige Blüthe und Fruchtbildung sein kann, ohne Herbst und ohne Winter. Der Philosoph sollte kommen, um hier seinen Blick über das unendliche Reich des Menschen und der Schöpfung sich erweitern zu lassen; der Dichter und Künstler sollten kommen, um neue Schönheitsformen, neue Gruppirungen des Edeln und Lieblichen in Farbe und Form zu studiren. Der Staatsmann sollte kommen, um seinen Glauben an die Ideale des Lebens und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu stärken. Und dieses neue Reich der Schönheit und Güte auf Erden müßte von einer Königin regiert werden, einer Beherrscherin des Herzens sowohl als des Staats, welcher alle Herzen und alle Völker, schwarze und weiße, rothe und olivenfarbige und gelbe, einen freiwilligen Tribut bezahlen sollten — von einer Königin gut und schön wie Ew. Majestät.

Charleston, Südcarolina im Mai 1851.

In den Vereinigten Staaten Nordamericas schließe ich den Brief an Ew. Majestät, den ich unter dem Himmel des Südens begonnen habe. Ich sehe nicht mehr sein unaussprechlich mildes Licht, seine wogenden Palmen, aber ich sehe vor mir ein großes und wachsendes Volksleben, eine Guadarajab von Staaten, die wie Palmen in die Höhe emportreiben. In der süd-

lichen Hälfte Americas ist die Natur der größte Dichter, in der nördlichen der Mensch.

Gleichwohl schreibe ich noch im Süden, und zwar in einem der Sklavenstaaten Nordamericas.

Es ist im Monat Mai, und Südamericas üppige, aber weiche und beinahe krankhafte Schönheit steht in der vollsten Blüthe. Sie sind doch herrlich diese ungeheuren Lebenseichen mit langen herabhängenden Moosranken, welche den Wald in eine gothische Naturkirche verwandeln; die Magnolienbäume mit ihren großen, schneeweißen Blumen und den Wohlgerüchen, welche die warme, weiche Luft erfüllen.

Die Gesänge der Negersklaven vom Flusse her, auf dem sie nach ihren Wohnungen zurückfahren, nachdem sie ihre Waaren in der Stadt verkauft haben, erklingen in diesem Augenblick in die mutterwarme schöne Heimath herein, wo ich die Freude habe an Ew. Majestät zu schreiben, und wo ich mich dem guten Dänemark gleichsam näher fühle, denn die Hausmutter ist eine Dänin, der dänischen Familie Moneseldt angehörig, und wohl würdig der Königin Dänemarks vorgestellt zu werden wegen ihrer Liebe zum Mutterland und wegen der schönen, mütterlichen Gesinnung sowohl gegen Schwarze als gegen Weiße, welche diese edle Dänin auszeichnet.

Ich habe weiter oben die Sklaverei das Unglück der südlichen Staaten genannt. In diesem Augenblick wäre ich geneigt sie ihr Glück zu nennen, wenn sie nämlich jetzt das Unglück, den Fluch fest anfassen und in Segen verwandeln würden. Und es unterliegt keinem Zweifel, das sie das können. Man sagt, die Kohle sei die Mutter des Diamants. In der Sklaverei besitzen die Staaten des Südens die Kohle zu einem Diamant, was sage ich? zu einem Diadem aus Juwelen, würdig einer neuen Königin der Südlande, stattlicher als diejenige, die zu Salomo kam.

Seit ich auf Cuba die Neger in ihrem wilden ursprünglichen Zustand gesehen, seit ich ihre Tänze gesehen und ihre Gesänge gehört habe und sie mit demjenigen vergleichen kann, was sie in den Vereinigten Staaten und zwar in den besten Plätzen dafür sind, ist es mir nicht mehr möglich an dem wohlthätigen Einflusse der angloamericanischen Cultur auf die Negerrace und an der Mission zu zweifeln, welche America berufen ist bei den Völkern Africas auszuführen, und zwar just durch das Volk, das die Americaner zuerst in Sklaverei geführt haben, das sie aber einmal in doppelter Beziehung frei machen dürften. Der saure wilde Apfel ist unserem edlen klaren Astrachan nicht unähnlicher, als der Gesang der wilden Africaner dem Gesang des christlichen Negers in den Vereinigten Staaten unähnlich ist, er mag nun Hymnen singen oder frohe Negerlieder, die er selbst gedichtet hat. Und diese Vergleichung gilt für sein ganzes Leben und seine ganze Welt. Es ist ein großer, großer Unterschied zwischen der prunkenden Improvisation der Neger auf Cuba und der begeisterten und begeisternden Predigt von dem Erlöser und seinem Reich, von Licht und Freude, welche ich die Neger in Südcarolina, in Georgien, Maryland und Louisiana extemporiren hörte. Und niedrig nnd thierisch ist das regellose Leben und der Sinnenrausch in den Tänzen, dem Getrommel und den polternden Festen der wilden Neger, wenn man es mit dem Leben und dem geistigen Rausch in Gesang und Gebeten und religiöser Freude vergleicht, welchen man bei den religiösen Festen der Neger hier sieht und hört. Wie wild und leer ist nicht der Ausdruck in den Blicken der erstern, mit denjenigen verglichen, den ich in den Augen der letzteren strahlen sah, wenn ihnen das Lichtleben des Christenthums klar und lebendig gepredigt wurde!

Dieß geschieht auch in den Sklavenstaaten Nord-

americas in immer ausgedehnteren Kreisen, zumal in den östlichen Staaten von Virginien an bis nach Südcarolina und Georgia; besonders der letztgenannte junge Staat scheint mir von einem edlen, jugendfrischen Freiheitssinn belebt zu sein. Und immer allgemeiner wird es, daß Neger selbst unter ihrem Volke als Religionslehrer sich erheben und daß Kirchen errichtet werden. In den südwestlichen Sklavenstaaten dagegen ist das christliche Leben nicht sehr geweckt, und der Zustand der Neger auf den Plantagen sehr häufig eben so düster in Bezug auf das Seelenleben, wie in Bezug auf das körperliche Leben. Aber — darüber besteht dennoch kein Zweifel — das nimmt seinen Fortgang; edelsinnige Christen brechen seinen Strahlen Bahn, und den Sklaven wird bald das Evangelium gepredigt werden, selbst in den sumpfigen Ebenen des Missisippi und an den entlegenen Ufern der rothen Flüsse.

Das Evangelium schreitet voran, die Kirche Christi breitet ihre Arme aus, und die Thüren des Sklavengefängnisses werden in allen Sklavenstaaten Americas vor ihr aufspringen; Alles was man jetzt von ihnen als christlichen Staaten mit Recht fordern kann, ist, daß das Evangelium ungehindert voranschreiten dürfe, daß das Gesetz dem Evangelium auf der Spur folgen möge, und daß die Sklavengesetze der Vereinigten Staaten das Freiheitsgesetz in sich aufnehmen, welches die Gesetze Spaniens jetzt ihnen voraus haben.

Würden die Gesetze der südlichen Staaten gleich denen Spaniens, dem Sklaven und der Sklavin gestatten ihre Freiheit durch Arbeit zu erwerben; würde ihnen die Aussicht eröffnet sich und ihre Kinder für einen gewissen, gesetzlich festbestimmten billigen Preis loszukaufen, und würden Richter eingesetzt, um das Recht der schwarzen Bevölkerung zu überwachen; —

würden sie dabei großsinnig ihr Volksschulsystem auf die Kinder der Schwarzen ausdehnen — wäre es auch in besondern Schulen — und muthig entwickeln, was aus diesem Benehmen erfolgen sollte, dann könnte man den südlichen Staaten Americas getrost eine große Zukunft prophezeien, weil sie ein Werk ausführen würden, das ihnen ein Recht auf die Dankbarkeit zweier Welttheile verliehe und die Bewunderung der ganzen Welt in Anspruch nähme — ein Werk, das offenbar in Gottes Plan zu liegen scheint und das die besten und edelsten Bürger in den Sklavenstaaten — obschon meines Wissens nicht öffentlich — als die Aufgabe Americas bezeichnen.

Africas Colonisation und Christianisirung durch Americas befreite Negersklaven ist dieses Werk, das bereits durch die auf der africanischen Küste angelegte Negercolonie Liberia begonnen hat und jährlich zunimmt durch die Beihülfe sowohl der südlichen als der nördlichen freien Staaten und durch die Opfer einzelner Personen.

In der Anlegung und Erweiterung dieser Colonie*) haben die nördlichen und südlichen Staaten sich als eine edle Union mit einem Herzen und einer Seele

*) Einige der Sklavenstaaten, zuvörderst unter ihnen die ältesten, Virginien und Maryland, haben nicht unbedeutende Staatsbeiträge für die Colonisation freier Neger in Africa bewilligt, und jährlich gehen von Baltimore in Maryland und von Savannah in Georgien ein paar Dampfschiffe mit schwarzen Emigranten, die sowohl aus allgemeinen als aus Privatmitteln mit allen Erfordernissen zu ihrer Colonisation ausgerüstet sind, nach Liberien ab. Jede kirchliche Gesellschaft bedenkt die dieser Gesellschaft angehörenden Mitglieder besonders.

gezeigt. Hier reichen sie einander die Hand zur Versöhnung in dem großen Streit, der zwischen ihnen besteht.

Ich muß jedoch gestehen, daß dieses Werk mir bloß ein Theil desjenigen zu sein scheint, was die Staaten des Südens ausrichten können. Diese Staaten würden ohne die Negerbevölkerung viel von ihrem pittoreskesten und eigenthümlichsten Leben verlieren. Auch dürften sie die Arbeit der Neger niemals entbehren können. Reis, Baumwolle und Zucker können, behauptet man, nur von den Negern angepflanzt werden, für welche die Gluth der Sonne eine Gewohnheit und eine Wollust ist. Wo die Weißen vor Hitze und den Miasmen, welche sie auf der Erde hervorruft, sterben, da befinden sich die Schwarzen wohl, gedeihen und mehren sich oder leiden bloß unbedeutend an climatischen Fiebern. Wenn das Verhältniß zwischen den Weißen nnd Schwarzen gut ist, so sieht man, daß diese Racen, statt sich feindselig gegenüberzustehen, einander lieben und sich gegenseitig anziehen, verschiedene Naturen, die ihre gegenseitigen Mängel ersetzen. Der gutmüthige heitere Neger liebt den ernsten verständigen weißen Mann und läßt sich von ihm leiten. Dieser liebt den gutherzigen Schwarzen und läßt sich gerne von ihm pflegen.

Ich sage nichts Anderes als was edle und denkende Männer in den Sklavenstaaten geäußert haben, wenn ich vor Ew. Majestät die Ueberzeugung ausspreche, daß die edelste, weil schwerste Zukunftsarbeit der Sklavenstaaten darin bestehen dürfte, einen Theil ihrer Sklavenbevölkerung in freie Arbeiter zu verwandeln. Ich sage einen Theil, denn es ist klar, daß nur ein Theil sich dazu eignen würde als frei unter der americanischen Herrschaft zu bleiben. Derjenige Theil, der nach Africa gehen will, mag nach Africa gehen; derjenige Theil dagegen, der sich mit Americas Erde und Be-

völkerung fest verknüpft hat und im Stande gewesen ist, sich seine Cultur und Arbeitsamkeit anzueignen, wird in den südlichen Staaten bleiben, wo er aufgewachsen ist, wohin er durch Natur, Gewohnheit und Herz gehört, und wird dort in höherem Maaß als jetzt durch sein Leben und seine Arbeit auf den Plantagen und in den Städten, durch seine religiösen Feste, seine fröhlichen Gesänge und Tänze das farbenreiche romantische Leben in diesen von der Sonne geliebten Ländern erhöhen.

Nach dem, was ich von dem guten Verhältniß zwischen Weißen und Negern gesehen habe, glaube ich, daß viele der besten Köpfe und Hände unter dem Negervolk als frei lieber in America bleiben, als von da auswandern würden.

Der Reisende wird dann diese Staaten mit einer Bewunderung besuchen, die nicht mit niederschlagenden Rückhalten versetzt ist, denn sie werden selbst in sittlicher Schönheit und politischer Macht voranschreiten, und die americanische Union wird dann ohne eine einzige Ausnahme das werden, was sie sein zu wollen erklärt hat, ein großer Freistaat, welcher die Segnungen der Freiheit allen Völkern der Erde spendet.

Es ist klar, daß eine solche Befreiung nicht auf einmal kommen kann, ja nicht einmal in mehreren Jahrzehnten. Mag sie auch noch hundert Jahre auf sich warten lassen, wenn wir nur ihren Anfang schon heute in Morgendämmerungen erblicken, welche auf den kommenden Tag hindeuten.

Und Gott sei gelobt, an diesen Dämmerungen fehlt es nicht ganz, sie durchbrechen schon zu dieser Stunde die nächtlichen Schatten, welche durch die letzten politischen Streitigkeiten zwischen den Freistaaten und den Sklavenstaaten über die Union heraufgerufen werden. Ich habe Ew. Majestät bereits die Arbeit der Colonisationsgesellschaften sowohl in den nördlichen

als in den südlichen Staaten als eine solche bezeichnet, die das Befreiungswerk in Africa befördert. Zu den Bewegungen, die auf eine Emancipation der schwarzen Sklavenbevölkerung in America ausgehen, zähle ich den Gesetzesvorschlag des edeln und patriotischen Staatsmannes Henry Clay, welcher beantragte, daß alle nach einem gewissen Jahr (ich meine, es war das Jahr 1850) gebornen Kinder von Negersklaven frei sein sollen, ein Vorschlag, der jedoch unter den minder großen Staatsmännern keine Unterstützung fand; ferner die Versuche, die einige edle Privatpersonen zur Erziehung und Befreiung ihrer Sklaven machten.

Unter diesen Bestrebungen ist vor allen Dingen eine, auf welche ich den Blick Ew. Majestät lenken zu dürfen wünsche, theils weil sie von dem weiblichen und mütterlichen Elemente in der Gesellschaft ausgeht, theils weil sie dem Senfkorn gleicht, das, obschon ein kleiner Same, dennoch zu einem großen Baum heranwachsen und seinen Schutz weit umher über das Land verbreiten kann.

Es finden sich in den Sklavenstaaten einige junge Mädchen, Töchter und Schwestern von Plantagenbesitzern, die es für keinen Raub erachten selbst für Kinder der Sklaven auf den Pflanzungen Schule zu halten und sie beten, denken und arbeiten zu lehren. Sie legen lautes Zeugniß ab von der Fassungsgabe und Gelehrigkeit der Negerkinder, besonders wenn der Unterricht ihnen auf eine belebende und spielende Art durch Erzählungen und Bilder zukommt.

Wenn die jungen Töchter der südlichen Staaten dieses gute Beispiel allgemeiner befolgen wollten, so könnten sie noch kräftiger als die Gesetze ein glückliches Befreiungswerk vorbereiten. Denn die Befreiung würde ohne Gefahr für weiße oder schwarze Bevölkerung einem Volke zu Theil werden, dessen Kindheit einmal in Liebe erzogen und an Gottesfurcht, Ordnung

und Arbeit gewöhnt wäre. Und ich theile vollkommen die Ansicht eines klugen alten Mannes, daß die Möglichkeit künftiger Befreiung aus der Sklaverei hier zu Lande mehr in der Gewalt der Frauen, als der Männer liege.

Junge Mütter der Menschheit habe ich die jungen Lehrerinnen aus den Staaten Neuenglands, die Töchter der Pilgerväter, genannt. Den jungen Weibern der südlichen Staaten ist ein ähnliches Amt angewiesen, und zwar ein so nahe liegendes und so natürliches, daß es mir scheint, als sei es ihnen von Gott Vater selbst angewiesen.

Es ist auf den südlichen Plantagen allgemeiner Brauch, daß, so lange die Sklaven, Männer und Weiber, draußen bei der Arbeit sind, alle Kinder unter der Aufsicht etlicher Weiber an einem Ort versammelt gehalten werden. Ich habe sie so zuweilen in einer Anzahl von 60, 70 und noch darüber beisammen gesehen, und ihre Aufseherinnen waren alte Negerhexen, die mit Binsenruthen in den Händen die Herrschaft über die schwarzen Lämmer führten, welche mit unverkennbarem Ausdrucke von Angst und Schrecken sich in Haufen zurückdrängten, wenn die gefürchteten Hexen ihre Ruthen schwingend auf sie zukamen. In kleineren Plantagen, wo weniger Kinder und die Aufseherinnen sanftere Personen sind, ist die Scene nicht so anstößig, erinnert aber doch immer an eine Heerde Schafe oder Schweine, die man bloß füttert, damit sie eßbar gemacht werden. Und gleichwohl sind diese Geschöpfe Menschen mit der Fähigkeit zur edelsten menschlichen Entwickelung, was Gefühl und Tugend betrifft, Menschen mit unsterblichen Seelen.

Hier liegt der Stoff zur Sonntagsschule bereits fertig vor. Aber wo ist der Lehrer? Wo ist die Lehrerin? Die Kinder werden am Morgen hieher getrieben, werden am Morgen, Mittag und Abend wohl gefüttert,

bekommen dazwischenhinein Drohungen und Strafen, und werden dann Abends wieder in ihre Hütten heimgetrieben. So behandelt man sie, bis sie arbeitsfähig geworden sind und unter das Gesetz der Peitsche gebracht werden können.

Wäre es zu viel für die Gattin, die Tochter oder Schwester des Sklavenbesitzers, wäre es von christlichen Frauen zu viel verlangt, wenn sie ein- oder zweimal in der Woche zu diesem schutzlosen, verwahrlosten Kinderhaufen herabsteigen, mit ihnen von ihrem Vater im Himmel sprechen und sie beten lehren sollten: Vater unser!

Vater unser! Wie würdig und schön ein junges weißes Mädchen — sie würde als ein Engel des Lichtes erscheinen und hier wirklich einer sein — unter den kleinen Schwarzen stehen zu sehen, sie lehrend dieses heilige, allgemeine Gebet der Erde mit Verstand auszusprechen!

Vater unser! Zuerst dieses für Weiße und Schwarze gemeinschaftliche Gebet. Dann wird alles Andre zu seiner Zeit kommen, wie der gute und große Vater es will.

Schön und würdig wäre es auch, wenn junge weiße Frauenzimmer die schwarzen Kinder in Gesang und Tanz üben wollten, denjenigen ähnlich, wie sie dieselben in ihrem Vaterland haben; in diesen Gesängen mit Chören, welche das Herz alles Gesangs bei den Kindern Africas zu sein scheinen, und denen leicht ein sinnreicher Inhalt gegeben werden könnte.

Ich weiß einen Gesang, der als Muster zu solchen Liedern dienen könnte. Er wurde von africanischen Weibern für einen weißen Reisenden gesungen, dem sie in einer sturmvollen Nacht Herberge in ihrer Hütte gegeben hatten, und er lautete also:

Der Sturm heulte und der Regen fiel,
Der arme weiße Mann,

Müde und matt,
In der finstern Nacht,
Setzte sich unter unsern Baum.
Er hat keine Mutter, die ihm Milch gibt,
Kein Weib, das sein Korn mahlt.

Chor.

Habt Mitleiden mit dem weißen Mann,
Er hat keine Mutter u. s. w.

Dieser Gesang aus dem Mutterherzen Africas könnte America den besten Weg zur Bildung des Negervolkes zeigen. Ein Volksgeist, der einen solchen Gesang hervorbringen kann, muß mit Achtung behandelt werden.

Schöner und würdiger wäre eine solche Beschäftigung für die jungen Töchter des Südens, als wenn sie ihre Tage in Faulheit oder auf Besuchen und in nichtigen Zeitvertreiben vertrödeln, wie jetzt so viele thun.

Doch ich kenne einige, die den bessern Theil erwählt haben, und es dürften sich noch mehrere finden. Segen über sie! Mögen ihrer viele werden! Und das große Werk der Befreiung wird still und schön, wie von selbst voranschreiten.

Es ist in Europa etwas sehr Gewöhnliches, den Vereinigten Staaten Nordamericas das Sklavereiinstitut als eine Sünde gegen den heiligen Geist, die ihrem Freistaat alle Wahrheit und allen Werth raube, zur Last zu legen. Aber man vergißt dabei gewöhnlich, daß nur ein Theil dieser Staaten Sklaven hat, und daß England es war, das ihnen zuerst die Sklaven aufzwang. Mehrere von den jungen Colonien, unter ihnen besonders Virginien und Georgien, protestirten in ihrem Beginn aufs Kräftigste und Ernstlichste gegen die Einführung der Sklaverei. Vergebens. England war damals das Mutterland und es trieb Sklavenhandel; es bedurfte

eines Marktes für seine Sklaven, und da befahl es den jungen americanischen Colonien dieser Markt zu werden. Dazu kamen noch der Eigennutz der Pflanzer, sowie das Clima und die Produkte im südlichen Nordamerica. So kam das Sklavereiinstitut in die Vereinigten Staaten. Gewohnheit, Clima, Produkte und mancherlei Ursachen, sowohl gute als böse, erhalten es noch immer dort, — bis auf Weiteres.

England schüttelte in der Periode eines neugeweckten, großen Nationalbewußtseins und unter dem Einfluß von Männern wie Wilberforce die Sklaverei von sich ab und befreite die Sklaven in seinen Colonien mit dem ungeheuren Opfer von zwanzig Millionen Pfund Sterling. Man sagt, die Sache hätte mit mehr Weisheit behandelt werden können; schwerlich jedoch mit größerem Edelsinn. Americas Wilberforce erwarten wir noch immer.

Die Bevölkerungen der südlichen Staaten ärgern sich heftig über die nördlichen und über Europa, wenn diese sich in ihre Privatangelegenheiten, wie sie es nennen, mischen wollen und in Sachen des Sklavereiinstituts und ihrer Berechtigung dazu sprechen und handeln, gleich als ob es sie irgend etwas anginge.

Sie müssen verzeihen, daß die americanische Union und die großen Zwecke, welche sie ausgesprochen und zu deren Ausführung sie sich berufen erklärt hat, von so großer Wichtigkeit, von so unendlicher Bedeutung in den Augen aller freien Staaten, für das ganze Menschengeschlecht, für alle Völker auf Erden so werthvoll sind, daß sie nicht umhin können sich für ihre Ausführung zu interessiren, als für Sachen, die sie selbst angehen. Sollen sie in Wirklichkeit sie nichts angehen?

Die Vereinigten Staaten Americas haben die Freiheit und die Rechte des Menschen ausgesprochen.

Bei diesem großen Freibrief fühlen sich alle Menschen betheiligt.

Maiblume hieß das Schiff, das die erste Colonie freier Männer und Weiber, welche auf der Erde Nordamericas den neuen Staat begründete, von der alten Welt in die neue überführte. Die Maiblume war das Symbol der jüngsten Hoffnungen der alten Welt. Die Gesellschaft der Vereinigten Staaten wurde die Maiblume des Menschengeschlechts. Es will nicht dulden, daß irgend ein Wurm in seinem thauvollen Kelch erzeugt werde, daß irgend ein Nidhögg an seiner Wurzel nage. Das ist verzeihlich.

Aber gar zu lang habe ich Ew. Majestät Aufmerksamkeit mit dieser Seite der Geschichte der Vereinigten Staaten beschäftigt, und ich fürchte, daß mein Brief dadurch zu einer ungebührlichen Länge angewachsen ist.

Ich kann jedoch diesen Rechenschaftsbericht, den ich Ew. Majestät über das Leben in der neuen Welt erstatte, nicht beschließen, ohne ein Wort über das Familienleben daselbst zu sagen.

Denn in Americas Familien habe ich über die ganze Zeit meines Aufenthalts in diesem Welttheil gelebt und als Gast gewohnt; in diesen Familien und unter vertraulichem Zusammenleben mit ihren Mitgliedern habe ich das Gesellschaftsleben der neuen Welt betrachtet und überdacht; da habe ich geliebt und gedacht, geruht und genossen; Americas häuslichem Leben habe ich das Vornehmste von Allem, was ich hier gelernt und erlebt, zu verdanken; Americas häusliches Leben hat mir mehr als alle Schätze Californiens, hat mir ein neues Leben für Seele und Herz geschenkt.

Das Haus ist in der neuen Welt, was es für unsern alten Norden war und noch immer ist — eine heilige Stätte. Das americanische Haus will auch eine schöne Stätte sein. Es umgiebt sich gerne mit grünen Plätzen, mit schönen Bäumen und Blumen

Auch in den Städten findet man es so. Zierlichere Wohnungen gibt es nicht auf Erden. Innerhalb des Hauses findet man Gottesfurcht, Sittlichkeit und Familienliebe. Das americanische Heimwesen ist es, das den americanischen Staat befestigt und ihn stark macht in Gottesfurcht und sittlichem Leben. Americas beste und edelste Männer von Washington an sind von frommen Müttern in edlem und sittlichem Familienleben erzogen worden.

Was das Familienleben der neuen Welt von dem der alten Welt am meisten auszeichnet, das ist vielleicht die Herrschaft des Weibes in demselben. Für den Americaner ist es Gesetz, daß er innerhalb des Hauses das Weib Gesetze geben lasse. Er beugt sich willig unter ihren Scepter, theils aus Liebe, theils aus Ueberzeugung, daß es so am besten und richtigsten ist, und aus ritterlicher Galanterie gegen das Geschlecht. Denn der Americaner glaubt, daß dem Weibe etwas Göttliches von höherer und feinerer Art inne wohne. Er liebt es darauf zu lauschen und in allen Fragen des innern Lebens daran zu appelliren. Er liebt es seine Lebenshälfte höher zu stellen als sich selbst.

Sie, der es gestattet ist, ihre Welt und ihr Wesen frei im Hause zu entwickeln, die selten auf Widerspruch, niemals auf Zwang stößt, ist gewöhnlich ihrer schöneren Natur getreu und zeigt sich mild, häuslich, liebevoll. Und vom östlichen Ocean bis zum Missisippi, vom nördlichen Minnesota bis zum Wendekreis habe ich im Westland nichts Lieblicheres und der Vollkommenheit näheres gesehen, als das mütterliche Weib. Auch habe ich nirgends auf Erden Wesen von thauartigerer Frische, von schönerer und ursprünglicherer Lebendigkeit gesehen, als Americas junge Mädchen.

Ringsumher um diese herrliche Gruppe von schönen Weibern muß ich jedoch gestehen, daß es im Westen Weiber gibt, welche dem Ideal, zu deren Erreichung

die neue Weltbildung sie beruft, keineswegs entsprechen, Weiber, deren Gedankenlosigkeit, Leerheit, Eitelkeit und anspruchsvolles Wesen den Betrachter zuweilen stutzig machen und bei ihm die Frage anregen können, in wiefern die große Freiheit, welche hier dem jungen Weib frühzeitig gegeben wird, für die höhere Entwickelung ihres Wesens vortheilhaft sei.

Die besten sehen diese falsche Richtung bei einem Theil ihres Geschlechts und beklagen sie aufrichtig. Nur ihrem Beispiele zu liebe möchte ich diese Freiheit keineswegs beschränken, aber ihr ein höheres Ziel und Bewußtsein geben. Was das Weib bedarf, ist nicht eine geringere, wohl aber eine höhere Achtung vor sich selbst und ihrem Beruf, ein höherer Begriff von dem menschlichen Werk und Werth, wozu sie berufen ist. Nur ein höheres Bewußtsein kann sie aus ihrer egoistischen Unbedeutsamkeit retten.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Bürgerin in der Gesellschaft der neuen Welt noch nicht vollkommen erwacht sei. Wie in der Gesellschaft der alten Welt, schlummert sie noch eingelullt von dem alten Wiegenlied und von der kleinen Stimme, welche sie hindert auf die große zu lauschen, sowie von der Schwachheit der Männer für das bloß Angenehme und Reizende bei diesem Geschlecht.

In Folge dieses Mangels am Bewußtsein eines höhern Berufs ist der Einfluß der Frauen im Familienleben und auf die Erziehung der Kinder im Allgemeinen bei Weitem noch nicht das, was er sein sollte und müßte in diesem Lande, wo die Macht des Gewissens und der inneren Gesetze einer zehnfachen Verstärkung bedürften, zumal da die äußeren Gesetze dem Willen und den Launen der Einzelnen so wenige Hemmnisse entgegenstellen. Die Americanerin verheirathet sich jung, oft sehr jung, und wenn sie kaum aus den Kinderjahren getreten ist; sie bekommt bald Kinder

und beweist ihre Mutterliebe oft hauptsächlich dadurch, daß sie ihre Kinder verzieht, daß sie alle ihre Launen und Wünsche begünstigt, wie sie selbst im elterlichen Hause verzogen und begünstigt worden ist. Disciplin und Strenge überläßt sie der Schule, in welche das Kind frühzeitig kommt. Und die Schule thut, was sie kann. Sie gibt dem äußern Menschen einige Kenntnisse, einige Dressur, läßt aber den innern ungefähr so, wie er aus dem Mutterhause gekommen ist.

Daher — besonders in den Sklavenstaaten, die Maßlosigkeit in Launen und Handlungen, der Mangel an strengerer Moral und Gewissenhaftigkeit, den man dem americanischen Jüngling nicht ohne Grund vorwirft, und die Unordnungen, die hieraus in den Familien und in der Gesellschaft entstehen *). Die starken Frauen, die in Strenge und Liebe Bürger erziehen, diese Frauen, wie Lykurg sie bilden wollte, um seine Republik stark und groß zu machen, sie findet man hier nicht.

Auch ist dieser antike Typus von Stärke nicht das Einzige, was Noth thut. Die neue Welt kennt einen andern. Und würde dieser allgemein werden, würde das Weib in den Vereinigten Staaten Americas das werden, was es werden kann, und den in ihrer Macht liegenden Einfluß auf die Seelen der Kinder und Männer, auf das Gesellschaftsleben und die großen Interessen des Staates ausüben, so würden die Vereinigten Staaten auch das Staaten-Ideal werden.

Mehrere ausgezeichnete und liebenswürdige Frauen

---

*) Ich muß jedoch sagen, daß sie, obschon sie hier größern Lärm von sich machen, mir nicht schlimmer erscheinen, als die Unfuge, die in europäischen Staaten mehr in der Stille und in größerer Menge getrieben werden.

in Nordamerica — Quäkerinnen unter ihnen — haben edle Vorbilder ihres Geschlechtes dargestellt, und mehrere Bewegungen in den freien Staaten haben in den letzten Zeiten einen keimenden Bürgergeist bei den Frauen gezeigt. Möge er wachsen und sich tief einsenken, dann wage ich zu sagen, daß die Americanerin als das schönste und vollendetste Weib der Erde dastehen werde.

Könnte ich Ew. Majestät die americanischen Frauen vorstellen, welche mir den Typus der Eva der neuen Welt am reinsten zu repräsentiren scheinen, so würde Ew. Majestät Blick auf ihnen mit einem Ausdruck ruhen, der sowohl die Befriedigung des Schönheitssinnes als des moralischen Gefühles verriethe. Ich sehe, daß Ew. Majestät eigenes holdes Wesen ein Vergnügen darin findet, verwandte Wesen zu erkennen, und ich meine von Ew. Majestät Lippen das Urtheil zu hören: „Sie gleichen den lieblichsten Frauen in unserem Welttheil, die Anmuth ihres Wesens ist ebenso groß, als ihre Grundsatzfestigkeit. Aber sie haben etwas mehr als die Frauen Europas. Ihr Blick scheint mir eine größere Welt, ihre Intelligenz eine größere Wirksamkeit zu umfassen, und ihr Herz scheint mir groß genug, um die menschliche Gesellschaft in allen ihren Kreisen zu umfassen und emporzuheben."

Vielleicht ist es nicht mehr als recht und billig, wenn man sagt, daß der Mensch in der neuen Welt nicht besser sei als in der alten; aber er steht auf einem vortheilhafteren Platze, er befindet sich in Umständen, die eine freie und gute Entwicklung mehr begünstigen. Er kann als einzelner nnd als Gesellschaftsmitglied vollkommener werden. Denn jede einzelne Vollkommenheit kann hier ein Gemeingut werden.

Aber es ist Zeit, daß ich schließe, und ich muß bereits fürchten, Ew. Majestät durch die Länge meines Briefes ermüdet zu haben. Die interessanten Gegen-

stände und das Interesse, das Ew. Majestät dafür ausgesprochen haben, mögen mir als Entschuldigung dienen.

Binnen Kurzem verlasse ich den Süden. Groß ist seine Zauberkraft; aber mein Sinn steht jetzt nach dem Norden. Auf seinen Granitfelsen wächst der Baum der Freiheit kräftiger und die Gesellschaft daselbst gleicht unserem alten, ewig jungen und grünenden Ygdrasil, der jeden Morgen von der Nornen Hand aus dem Urdabrunnen begossen, beständig näher zur Heimath der Sonne emporwächst. So in Americas nördlichen Staaten, so auch in unserem scandinavischen Norden. Aber was dieser Norden besitzt und was America nicht hat, das ist diese Vorzeit voll von Sängen und Sagen, von herrlicher Prophezeiung und Symbolik, von Göttern und Helden, diese Vorzeit, die Scandinavien ein so großes, so eigenthümliches und so romantisches Leben verleiht. Diese Vorzeit, ihre Bedeutung für die gegenwärtige Zeit, ihr Leben in unserer Natur und unserem Alltagsleben ist es, was mich so mächtig wie meiner Mutter Stimme nach meinem Heimathland zurückzieht. Ein Besuch in dem mir so theuern Copenhagen steht mir bei meiner Rückkehr nach Schweden als ein Lichtpunkt vor den Augen, und noch in diesem Herbst hoffe ich Dänemarks fröhliche Hauptstadt zu begrüßen.

Ich werde mich glücklich schätzen, dort noch einmal Dänemarks schöne und gute Königin begrüßen zu dürfen und ihr freundliches Bild im Heiligthum meines Herzens mit mir zu nehmen, um als einer seiner theuersten Schätze bewahrt zu werden.

Ew. Majestät Güte macht mich dreist genug dieß zu hoffen, und im Vertrauen darauf wage ich auch um ein Plätzchen in der Erinnerung Ew. Majestät mitten unter den Vielen, die Ew. Majestät lieben, zu bitten.

Neununddreißigster Brief.

Savannah (Georgien), den 12. Mai 1851.

Ich habe die Insel der Sonne und der Palmen verlassen und befinde mich wieder auf dem festen Land. Am dritten Mai ging ich an Bord des schönen, aber theuern Dampfschiffes Isabel.

Der letzte Anblick, den ich von der Königin der Antillen hatte, zeigte sie mir von düstern Wolken umschwebt bei einem aufsteigenden Gewitter. Das Meer ging hoch, das Schiff schwankte stark und das Morrolicht glänzte wie eine Brandfackel von dem hohen Leuchtthurm herab, so oft eine Welle stieg, und verbarg sich dann wieder, wenn das Schiff in den Schooß der Wogen hinabsank. Das schöne, klare Licht, das mich in Cubas Abenden und Nächten so oft erfreut hatte, erschien mir jetzt bei dem zunehmenden Wind und in der immer dunkler werdenden Nacht wie ein Unglückssignal, das aus dem stürmischen Horizont hervorblitzte. Den Tag zuvor war Sonnenfinsterniß gewesen und um die Sonne her ein großer schwarzer Ring. Diese Zeichen scheinen mir prophetisch. Denn der innere Zustand auf Cuba, der Despotismus der Regierung, ihre Geldgier und Feilheit, das bittere Mißvergnügen der Creolen, die Lage der Negersklaven, der fortgesetzte Sklavenhandel, welcher die Insel jährlich mit Tausenden von wilden Africanern bevölkert, die lüsternen Blicke, welche die americanische Regierung auf diese neue Helena wirft, alles das verkündet eine sturmvolle Zukunft und vielleicht eine entsetzliche blutige Krisis. Möge meine Prophezeiung sich nicht erwahren!

Ach diese schöne Insel, mit ihren lieblichen Win-

den, ihren herrlichen Bäumen, ihren prächtigen Abenden, ihrem ewigen Sommer — ich werde sie stets als eine der schönsten Schöpfungen Gottes lieben und werde stets dankbar dafür bleiben, daß ich sie gesehen und von ihr einen neuen Himmel und eine neue Erde besser verstehen gelernt habe.

Was mich betrifft, so wünsche und hoffe ich, daß Cuba eines Tags auf friedlichem Wege unter die Herrschaft der Vereinigten Staaten kommen möge. Wenn America einmal auch die Welt des Wendekreises in sich aufgenommen und sein Staatenreich bis dahin ausgedehnt hat, dann und erst dann wird es das Universalreich, wozu es bestimmt ist. Und Cuba wird in angloamericanischen Händen bald den Sklavenhandel aufheben; das Evangelium wird den Sklaven gepredigt werden; die Gefängnißmauern der Bohea werden sich in hübsche americanische Sklavendörfer verwandeln, und vielleicht werden Spaniens edelsinnige Gesetze zum Vortheil der Sklaven der Gesetzgebung der Union einverleibt werden, wenn Cuba ein Theil der Union wird.

Ich kam nach Charleston am Morgen des 11. Mai beim hellsten Sonnenschein. Aber dennoch kam er mir wie Mondschein oder wie verschleierter Sonnenschein vor. So düster und glanzlos erschien mir das Licht an Charlestons Mauern und Dächern oder unter seinen buschigen Bäumen, nach all der Sonnenpracht und dem Glanz, woran ich auf Cuba gewöhnt worden war.

Aber welch eine herzliche Freude war es für mich Mrs. Howland und ihre Familie wieder zu sehen, mit ihnen von Cuba zu sprechen und einen ganzen schönen Tag in Heiterkeit und Ruhe mit ihnen zu verleben!

Dennoch war mein Gemüth jetzt nicht der Ruhe und Stille zugekehrt; ich war auf neue Fahrten und neue Abenteuer erpicht. Ich wollte Florida sehen und ich überredete meine gute Mrs. Howland leicht mitzu-

reisen, da ich überzeugt war, daß diese Reise ihr Vergnügen machen würde, wie ihre Gesellschaft mir Vergnügen machen mußte.

Der Beschluß mußte bald gefaßt werden. Am nächsten Tag ging ein Dampfschiff nach Savannah ab, und dort sollte ich mit der Familie Mac-Intosh zusammentreffen und mit ihr der Verabredung vom vorigen Jahr zufolge die Reise nach Florida auf dem schönen Flusse St. John unternehmen.

Gesagt gethan. Der nächste Morgen sah Mrs. Howland und mich an Bord des nach Savannah bestimmten Dampfschiffes. Es war der schönste Maimorgen, und am Ufer, just als ich abreisen sollte, stand Mrs. Holbrook mit einem Blumenstrauß und bei ihr noch einige andere Freunde. Wie freundlich und wie angenehm!

Und jetzt bin ich nach eintägiger Lustfahrt auf dem Flusse wiederum in der Stadt, wieder unter alten Freunden, die gut, herzlich und gastfrei sind wie vorher, Mr. und Mrs. Tefft, Mrs. Burrows u. s. w., und alle sagen, ich habe mich verjüngt, ich sehe unendlich besser aus (wonderfully improved), und schreiben es America zu. Aber ich weiß es besser und ich sage, daß sie alle zusammen nach Cuba fahren müssen, wenn sie sich verjüngen wollen.

Die Familie Mac-Intosh fand ich in tiefem Kummer um eine geliebte Tochter und Schwester, die im vorigen Herbst gestorben war. Aber der alte ehrliche Vater, Oberst Mac-Intosh, und seine jüngste Tochter, ein seelenvolles und höchst gebildetes junges Mädchen, begleiten uns nach Florida, wo sie den ältesten der Söhne der Familie besuchen wollen, der daselbst ansäßig und verheirathet ist. Auf dem Rückweg werde ich eine Plantage von Mr. Cooper am Altamahafluß besuchen, wo ich, wie man mir sagt, das Ideal des Sklavenlebens in den Plantagenstaaten zu Gesicht bekommen werde.

Uebermorgen fahren wir auf einem kleinen, schönen, nagelneuen Dampfschiff, genannt die Magnolie, ab, und gedenken den St. Johnfluß hinaufzufahren, soweit die Dampfschiffe gehen, das heißt bis an den Monroesee.

Miß Dix, die zufällig jetzt nach Savannah gekommen ist, hat sich an unsere kleine Gesellschaft angeschlossen, da sie Florida zu besuchen wünscht. Das Wetter ist herrlich, der Mond ist voll, und ich bin voll von Reiselust, von Verlangen Florida zu sehen, die Blume der Staaten des Südens, das Land, dessen liebliche balsamische Luft die Spanier glauben ließ, daß die Quelle ewiger Jugend da verborgen sei.

Die Magnolie, den 17. Mai.

Selten bekommt wohl Jemand einen Brief von einem Dampfboot, das auf einer grünen Wiese sitzt. Aber just von einem Dampfboot in dieser Lage aus schreibe ich jetzt an Dich. Und wie lange es und seine Passagiere so dasitzen müssen, das hängt vom Mond und von der Menschenliebe ab; aber wir haben Ursache in diesem Augenblick den guten Willen beider zu bezweifeln.

Die erste Tagreise war ausnehmend munter und die Frauenzimmer in unserer kleinen Gesellschaft unterhielten sich recht lustig mit einander. Miß Mac-Intosh, die jetzt ihrer kummervollen Umgebung entrückt war, entwickelte eine Blüthe von Frische und Munterkeit, die ich hinter ihrem classischen, ernsten Gesichte nicht gesucht hätte. Mrs. H. hat immer einen ruhigen und gutmüthigen

Humor zur Hand. Beide forderten Miß D. in freundschaftlichem Wortwechsel heraus. Und dann hatten wir eine gewisse menschenfreundliche und regierende Dame an Bord, die dominiren und über uns Alle herrschen wollte und aus jedem Strohhalm ein großes Wesen machte. Aber wir nahmen Alles leicht und munter. Unsere kleine hübsche Magnolie keilte sich lustig in die Biegungen und Winkel durch das Sumpfland hindurch ein, wo sie unter einer Menge von Strombetten das ihrige herauszufinden hatte, und ich mußte ihren Scharfsinn und ihren frischen Muth bewundern; nur schien es mir, als hätte sie einen allzu starken Zug nach dem Lande hin, denn wir stießen oft an den Ufern an, während wir uns zwischen ihnen hinschwenkten. Aber da waren der Sund und der Raum zur Schwenkung oft äußerst knapp und zugemessen.

„Ein schöner Abend, Missis," sagte der schwarze Steuermann, indem er mit gutmüthigem Gesicht aus seinem Häuschen auf dem Verdeck hervorguckte und eine der Damen in unserer Gesellschaft anredete.

„Ja, aber kommen wir denn nicht bald an einen Ruheplatz für die Nacht?"

„O ja, o ja, bald; wir werden bald an Ort und Stelle sein. Seien Sie ruhig, Missis, Maam."

Eine Weile nachher, als wir Alle am Theetisch saßen, wurde das Schiff plötzlich wie von einer starken Welle emporgehoben, und nun standen wir still, obschon die Maschinerie noch einige Zeit arbeitete. Der Kapitän, der mit am Tische saß, und ein paar andere Herrn sprangen auf und hinaus.

Bald zeigte es sich, daß der unwissende außerordentliche Steuermann (der eigentliche Steuermann lag krank in Savannah) sich im Flußbett geirrt und uns gerade auf eine hervorspringende Landspitze zu geführt hatte. Sie war jetzt vom Fluß überschwemmt, denn

der Mond war voll an diesem Abend und es war hohe Fluth.

Am folgenden Morgen, als die Ebbe eintrat, sahen wir, daß wir ganz auf dem Trockenen saßen, mit grünem Gras rund um uns her und ganz nahe bei einem Hain von Lebenseichen und blühenden Magnolien, welche letztere irgend eine geheime Anziehungskraft auf unsere arme kleine Magnolie ausgeübt haben mußten. Sie lag da, mit dem Vordertheil dem Hain zugekehrt, just als wollte sie sich in denselben einkeilen.

Wir saßen auf eine bedenkliche Art fest. Und fest sitzen wir noch jetzt, heute am 17. in grünem Gras und Lehmboden, am Abend begrüßt von des Whip poor Will flötenden Tönen aus dem Magnolienhain und am Morgen von strahlenden Schmetterlingen, die uns umtanzen. Ein ganzes Regiment Negersklaven ist beschäftigt, den Kiel des Schiffes zu umgraben, um es aus dem Sand loszumachen, und nun zeigt es sich bloß, wie tief es sich hinabgebohrt hat. Am ersten Tag sagten wir: „Heute Abend, wenn die Fluth kommt, dann . . .“ Aber als die Fluth kam, da kam sie nicht so hoch wie am vorhergehenden Abend, und der Mond, weniger voll, sah kalt auf uns herab und ließ uns sitzen, wo wir saßen.

„Morgen, wenn das Dampfboot G a s t o n hier vorbeikommt,“ hieß es jetzt, „muß es uns einen Stoß geben und uns loshelfen.“ Und Miß Mac-Intosh machte den Vorschlag, daß alle Damen bei Gastons Ankunft auf das Verdeck steigen und sich mit ihren Nastüchern vor den Augen zeigen sollten, um dadurch das voraussichtlich harte Herz des Kapitäns vom Gaston zu erweichen.

Der morgende Tag kam und der Rauch des Gaston zeigte sich und machte den Rauch der Hoffnung in unsern Herzen aufsteigen. Der Gaston kam näher, blieb stehen, sah uns an. Die Fluth war eingetreten. Wir

waren voll von Hoffnungen auf einen Stoß vom Gaston. Aber der verhärtete Gaston sah uns bloß an, setzte dann seine Fahrt fort und überließ uns unserem Schicksal auf dem Trockenen. (NB. die Rührungsscene mit den Nastüchern wurde versäumt!)

Große Indignation auf der Magnolie. Unsere herrschende Dame will eine Indignationserklärung gegen Gaston aufsetzen, die in den Zeitungen kommen soll. Sie veranlaßt auch die Damen an Bord zu einer Hochachtungserklärung für den Kapitän der Magnolie und sein gentlemännisches Benehmen, eine Erklärung, die wir gut finden und unterzeichnen.

Jetzt ruht unsere Hoffnung auf dem Dampfer St. Matthäus, der morgen Abend erwartet wird; wir hoffen, daß er sich als ein guter Apostel erweisen und uns an Bord nehmen werde, denn so viel ist klar, daß die Magnolie in diesem Stadium des Mondes nicht loskommt, da der Mond mit jedem Tage mehr abnimmt und die Fluth ebenfalls, die Magnolie aber, vermöge ihrer Schwere, mit jedem Tag tiefer in den Sand sinkt.

Inzwischen trösten wir uns mit gutem Humor und gutem Tisch, wie auch mit allerlei Ausflügen am Ufer hin (wir können nemlich trockenen Fußes aus dem Schiff und um dasselbe herumgehen) und nach den schönen Plantagen daselbst.

Die Frauenzimmer sind voll Munterkeit. Die gute Mrs H., die ohne ihre hausmütterliche Thätigkeit nicht leben kann, stellt eine feine Wäsche an und rekommandirt sich dem verehrten Publikum, erhält aber allerlei Verweise wegen Faulheit und Ungeschicklichkeit. Miß Dix hinwiederum wird des Diebstahls beschuldigt und mit Correctionshaus bedroht; und dann lachen wir so herzlich und vergnügt, besonders Miß Mac-Intosh, in deren Brust die Jugendquelle frisch aufspringt, und die selbst nicht begreift, wie sie so munter sein kann

Heute Abend feierten wir den Geburtstag des schönen Töchterleins unseres Kapitäns. Ich flocht ihr einen Kranz von wilden Blumen; die andern Frauenzimmer machten ihr kleine Geschenke und das gute Kind sprang überglücklich fort, um sich in seinem Blumenschmuck dem Vater zu präsentiren.

In der Gesellschaft befindet sich eine Dame, noch nicht vierzig Jahre alt, schön, geschnürt, gut gekleidet, mit hellfarbigen Locken, und ihre Gedanken sichtlich auf die Welt und ihre Vergnügungen gerichtet. Diese Dame ist jedoch Wittwe von drei Männern, Mutter von zwölf Kindern, wovon neun todt und zwei verheirathet sind, und Großmutter von drei Enkeln.

„Und Sie haben alle diese Verluste sehr gut durchgemacht?“ sagte ich mit einiger Verwunderung.

„Yes indeed (ja allerdings),“ erwiederte sie, augenscheinlich zufrieden mit sich selbst und ihrer Seelenstärke.

„Und Sie wären vielleicht nicht abgeneigt, zum vierten Mal zu heirathen?“ fragte Mrs H., etwas neugierig auf die Antwort.

„O nein,“ antwortete sie ruhig, „außer wenn ich meine Umstände dadurch verbessern könnte“ (better my self, mich verbessern, ist der eigentliche Ausdruck hiefür).

Miß Mac-Intosh wurde dadurch so empört, daß sie nahe daran war, ihrer Entrüstung Luft zu verschaffen.

Unter den Herrn befindet sich ein junger Californienfahrer, der neuerdings aus dem Goldland zurückgekommen und auf der Heimreise zu seiner Frau begriffen ist, mit verschiedenen geschmolzenen und ungeschmolzenen Goldklumpen, californischen Ducaten und einem weißen chinesischen Seidenshawl für seine Frau. Er ist ein schöner junger Mann, aber mehr Dandy und kindlicher, als man es bei einem Americaner findet und es sich wohl für einen Californienfahrer paßt.

Ich hätte gern ein wenig von Land, Leuten und Lebensart in Californien, von den Chinesen und ihrer gesellschaftlichen Ordnung, ihrem Gottesdienst u. s. w. erfahren. Aber der junge Mann wußte bloß, daß er mehrere Goldklumpen und einen chinesischen Shawl für seine Frau bei sich hatte.

Heute früh sind wir am Land gewesen und haben eine schöne Baumwollenplantage gesehen, die schön auf einer hohen Terrasse am Flusse liegt. Sie gehörte, sagte man uns, einem Mr. Valburg. Besonders gefielen mir da einige der Sklavenwohnungen, die ich besuchte; sie zeugten, wie auch das Aussehen einiger Sklaven, die von der Arbeit zu Hause waren, von einem gewissen Wohlstande.

An einem Brunnen sah ich eine sehr alte Negerin, die im Begriff stand Wasser zu holen. Ich fragte sie unter Anderem, wie alt sie sei.

„Etwas über hundert, Maam," war ihre Antwort.

Die Neger setzen einen Werth darauf sehr alt zu werden, und sie werden es auch, wenn sie gute Tage haben.

Von dieser Plantage hätte ich bloß freundliche Eindrücke mitgenommen, wenn ich nicht auf dem Rückweg nach dem Ufer bei einem Gatterthor den Aufseher (der Herr und seine Familie waren fort) getroffen und in ihm einen starkgliederigen jungen Mann mit jenem wilden und friedlos irren Blick gesehen hätte, den ich bei mehreren Plantagenaufsehern bemerkt habe, und der sogleich allen Glauben an Gerechtigkeit in der Behandlung der Sklaven raubt.

Die Sklaven, die unser Schiff umgraben, sind kräftige Bursche und arbeiten tüchtig, aber so still, als grüben sie ein Grab. Dieß ist bei den Negern nicht natürlich und ein schlimmes Zeichen.

Es ist der allerschönste Mondschein an den Aben-

den, und aus dem Magnolienhain flötet der Whip poor Will seine melodischen, aber einförmigen Töne.

Bei Tag ist die Sonnenhitze stark und — möge St. Matthäus sich unser erbarmen!

Monroesee (Florida), den 20. Mai.

Ich schreibe Dir jetzt aus dem Innern des blühenden Florida, ruhend auf einem seiner spiegelklaren Binnenseen, mit grunzenden Alligatoren, die um unsere kleine schwimmende Wohnung (ein sehr schwaches Dampfboot mit Namen Sarah Spalding) herumschwimmen. Ein Kranz von dunkelgrüner Waldung, ähnlich einem Myrthenkranz, umgibt den stillen See, denn die Orangen- und Palmettohaine, sowie die Cypressenwälder, lassen sich in dieser Entfernung nicht unterscheiden. Das ganze Ufer ist niedrig, der See spiegelruhig und Alles rund umher sehr still. Keine Städte und Thürme, keine Dampfboote und Flotten, keine Menschen außer uns Floridafahrern. Hier ist junges Land, ja beinahe noch wildes Land. Aber wie froh bin ich nicht, daß ich mich jetzt mitten in Floridas poetischen Wildnissen befinde, daß ich von seiner reichen wunderbaren Naturpoesie Etwas gesehen habe.

St. Matthäus erwies sich uns als ein guter Apostel, und am 18. Nachmittags nahm er uns gestrandete arme Sünder, die jedoch von keiner Noth wußten und weiter nichts zu klagen hatten, als daß es verdrießlich war, in einem Dampfboot auf einer Landzunge mitten im heißen Sonnenschein stille zu liegen, sammt und sonders in seinem Schooß auf. Unser Kapitän da-

gegen war wirklich zu beklagen und ebenso die Mannschaft, von welcher mehrere sich bereits unwohl befanden. Unser Erlöser St. Matthäus kam uns nicht sehr nahe, sondern ließ uns im Boote abholen. Vier Neger ruderten uns. Mir schien es, als gehe die Fahrt sicher und gut. Unsere herrschsüchtige Dame aber, die durch ihre Philanthropie gegen weiße Sünder bekannt ist, sah den Schwarzen scharf auf die Finger und sagte jeden Augenblick mit strenger Stimme: „Warum rudert ihr nicht stärker?"

Und sie fügte, gegen mich gewandt, hinzu: „Man kann es an ihrer Brust und ihrem Athem sehen, ob sie sich nach Kräften anstrengen."

Die philanthropische weiße Dame saß also da und beobachtete die Athemzüge der Negersklaven, den Blick auf ihre nackte Brust gerichtet, um zu erforschen, ob sie sich bis zum Aeußersten anstrengen, um ihr und uns zu dienen. Ich muß hinzufügen, daß diese Dame aus einem der Staaten Neuenglands war. Solcher Art ist die Philanthropie mancher Americaner.

Unsere herrschsüchtige Dame gewann indeß Nichts mit ihren Bemerkungen und Ermahnungen. Die Neger ruderten ruhig, aber gleichmäßig und gut das schwerbelastete Boot, und wir kamen glücklich an Bord des St. Matthäus. Und bald rollten wir zu unserer großen Befriedigung auf dem Altamahafluß dahin, dessen Wasser hier in der Nähe des Meeres salzig war und in der Abenddämmerung wie ein Strom von hellrinnendem Silber voll von funkelnden Diamanten erschien.

Der St. Matthäus hatte bereits eine Masse von Leuten an Bord. Unter diesen befanden sich drei Paar Turteltauben von der menschlichen Race. Ein Pärchen, das physisch schön war, aber in Bezug auf Bildung und Manieren der zweiten Sorte von Menschen angehörte, war so verliebt und zeigte es so

ungezwungen, daß es abgeschmackt war. Der junge Mann, der eine große Nadel von falschen Diamanten an seiner Halskrause trug, vertraute einem Bekannten in der Gesellschaft, daß er die Ueberzeugung hege das vollkommenste Weib auf Erden geheirathet zu haben. Aber ihre vollkommene schöne Gestalt sah nicht aus, als ob sie viel Seele in sich beherbergte.

Die Turteltauben Nro. 2. waren von feinerem Schrot und Korn, anmuthsvolle Leutchen, und liebende Seelen leuchteten aus den dunkeln, schönen Augen; die junge Frau war von sehr schwacher Gesundheit, nachdem sie sich erst ein Jahr verheirathet hatte; er zeigte sich sehr besorgt um sie.

Die Turteltauben Nro. 3. waren weder jung noch schön mehr, aber von den drei Paaren das interessanteste und vielleicht das glücklichste. Es war eine Lust, sie anzusehen und ihre Geschichte zu hören.

Sie gehörten der ärmeren, weißen Volksclasse in Carolina oder Georgia an, die gewöhnlich dort Sandhügelvolk genannt wird, weil sie in den sandigsten und magersten Theilen des Landes lebt und ihre Felder bestellt, ohne Schulen oder irgend andere Mittel zur Bildung zu haben. Die Frau hatte ihren Mann gegen den Willen ihrer Angehörigen genommen. Und als sie einige Zeit nach ihrer Verheirathung durch die Schuld des Mannes in große Noth gerieth, da gaben sie ihr zwar eine Freistätte, verstießen aber den Mann und verboten ihr ihn zu sehen. Der erbitterte Mann schwur, daß sie ihn nicht wieder sehen sollten, bis er komme, um seine Frau in ein eigenes Haus abzuholen. Er blieb sieben Jahre aus und ließ Nichts von sich hören. Sie hielt sich mit ihren Kindern, zwei Jungen und einem Mädchen (der jüngste Knabe war kaum erst geboren, als der Vater sie verließ) bei den Eltern auf und verlor allmälig beinahe alle Hoffnung ihren Gatten wieder zu sehen, den sie jedoch innig liebte. Aber

eines Tags rief der älteste Knabe: „Da kommt Papa!“ Sie wollte ihm nicht glauben. Sie hatte so manches Jahr vergebens auf Nachrichten von ihm gewartet. Sie ging jedoch jetzt aus dem Hause, um den Ankommenden zu sehen, und als sie noch in der Entfernung ihren Mann erkannte, da fiel sie ohnmächtig nieder. Es war ihm nach beharrlichen Anstrengungen gelungen sich ein sicheres Brod zu verschaffen; er hatte sich in dem schönen Florida eine Hütte erbaut, und nach dieser Heimath in diesem Lande ewigen Sommers wollte er jetzt seine Frau und seine Kinder führen. Sie waren auf der Reise dahin begriffen. Am Ufer des Monroesees lag die neue Wohnung; dort sollten die beiden Gatten ein neues Leben beginnen. In dem mondhellen Abend küßten sie sich und ruhten an einander mit der innigsten Liebe und Freude. Er sah gut und mannhaft aus. Sie hatte feine Züge und war offenbar schön gewesen, schien aber durch Kummer und harte Arbeit gelitten zu haben. Sie konnte nicht viel über dreißig Jahre sein; er schien einige Jahre jünger. Sie saßen beständig neben einander. Sie lehnte mit einem Ausdruck inniger Zuversicht und Ruhe ihren Kopf an seine Schulter. Sie sollte nicht mehr allein, getrennt von dem Manne, umgeben von Verwandten, die ihn mißachteten und haßten, für Haus und Kinder arbeiten. Er war bei ihr; sie hatte ihn wieder bekommen, und was noch mehr war, sie hatte wieder Achtung gewonnen vor ihm als Mann und Gatten. Er konnte, er mußte fortan sie und die Kinder versorgen, er führte sie weit, weit hinweg von den Sandhügeln, wo sie so viel Böses ausgestanden hatte, nach dem blühenden Florida, wo Orangenbäume ihre Wohnung am Ufer des Sees umschatten und Floridas Sommerwinde neue Blumen auf ihre Wangen rufen sollten. All diese lieblichen Gefühle und Gedanken waren ganz deutlich im Ausdruck und im Wesen der beiden Gatten

zu lesen. Sie schienen mir die glücklichsten Menschen zu sein, mich selbst ausgenommen, die ich sie sah und von Gott die Gabe empfangen habe mich am Glücke anderer Menschen sehr zu erfreuen.

Der jüngste Knabe war ein außerordentlich hübscher freimüthiger Junge und von der Zärtlichkeit der Mutter mit einem zierlichen Käppchen ausgestattet, das ihm allerliebst ließ; der älteste Knabe, der fünfzehn Jahre zählte, war weniger hübsch, und die einzige Tochter des Hauses, die vierzehenjährige Polly war ein schwarzer Strich im Roman der Eltern, denn obschon nicht häßlich, obschon sie die Gutmüthigkeit des Vaters in ihrem runden Gesichte hatte, war sie doch eine ächte Tochter des Sandhügels, bei einer alten Großmutter aufgewachsen, wie der Tannenbusch im Sande, ohne mehr Cultur oder Bildung zu erhalten als diese. Unsere herrschsüchtige Dame nahm den verwilderten Menschenstoff unter ihren Schutz, und ihre Versuche die junge Novize mit ihren Sandhügelmanieren zu cultiviren, gaben uns Stoff zu manchem herzlichen Lachen.

Die erste Nacht auf dem St. Matthäus war heiß und schwül in dem vollgedrängten engen Salon. Der Boden war mit da liegenden Frauenzimmern übersät. Einige von ihnen waren schön, zwei ganz jung und wahrhaft classisch schön in ihrem Schlaf und ihrer ruhenden Haltung. Und da ich nicht schlafen konnte, machte ich mir die Unterhaltung sie mit Künstleraugen von meinem hohen Bette herab zu betrachten.

Am Abend waren wir aus dem Altamahafluß heraus und nach mehrstündiger Fahrt in den St. John hineingekommen, nachdem wir glücklich über eine gefährliche Sandbank an seiner Mündung hinweggefahren, ohne etwas Anderes als einen starken Stoß zu erleiden, welchen der Schwall der Meereswogen uns gegen die Bank zu versetzte, und der den alten St. Matthäus

in allen Fugen krachen machte. Aber er zerfuhr nicht in Stücke, wie dieß leicht hätte geschehen können (und wobei wir Alle unfehlbar zu Grunde gegangen wären), sondern er hielt fest zusammen, und so hatten wir Nichts dagegen zu sagen. Mehrere Passagiere verließen das Schiff bei den Colonien oder Pflanzungen unterwegs; Alles wurde freier und angenehmer, und ich fand einen unbeschreiblichen Genuß an dem herrlichen Morgen und der Flußfahrt.

Der St. John (auf indianisch Welaka oder der Binnenseenfluß) ist eine Kette von größeren oder kleineren Binnenseen, die durch enge, aber tiefe Sunde verbunden sind, welche sich in unzähligen Buchten und Windungen zwischen den Ufern hinschlingen, deren wunderbares Aussehen man sich kaum denken kann, wenn man noch nichts Aehnliches gesehen hat. Hier ist wieder der Urwald, so wie ich ihn auf dem Savannah sah, aber noch reicher in seinen Erzeugnissen, denn der Welaka fließt zum größten Theil unter tropischen lauen Winden dahin, unterhalb der Region, welcher die Kälte naht. Hier sind dichte Haine und Gruppen von Palmettos, hier sind wilde Orangenhaine mit glänzenden Früchten belastet, die keine Hand abpflückt; Massen von Schlingpflanzen, Vanille, wilde Weinrebe, Convolvulus u. s. w. bedecken die Ufer in unbeschreiblicher Ueppigkeit und bilden, indem sie über die Bäume, Stämme, Gebüsche und das sogenannte Knie der Cypressen hinwachsen, Pyramiden, Altäre, ganze Tempel mit Pfeilern, Gewölben, Säulenhallen, dunkeln, tiefen Gängen, sowie die schönsten, zierlichsten Blumengewinde an dem klaren Fluß entlang und über demselben. Aus den Massen des Laubwerks strecken die Fächerpalmen ihre schönen Kronen frei und phantastisch hervor; die Magnolie steht voll von schneeweißen Blumen, und hoch über dieser Republik von Pflanzen, Blumen und mannigfaltigen Bäumen stehen die hohen

Cypressen, gleich schützenden, bärtigen Patriarchen, horizontal ihre hellgrünen Kronen mit langen flatternden Moosen, die von ihren starken Zweigen herabhängen, hinausstreckend.

Hier ist das Naturleben in all seiner Ueppigkeit. Aber es ist dieß des alten heidnischen Naturgottes, des alten Pans Reich und Herrschaft, welche das Gute und das Böse, das Leben und den Tod mit gleicher Liebe umfaßt und kein Gesetz, keine Ordnung kennt, außer denen der Erzeugung und der Zerstörung. Unter diesen grünen Laubgewölben, die das Wasser beschatten, liegt die friedliche Schildkröte, aber auch der grimmige Alligator, der auf Raub lauert. Das Elennthier wohnt in diesen Naturtempeln, aber auch der Panther, der Tiger und der schwarze Bär. Rings um diese Säulen von Laub und Blumen windet sich die Klapperschlange und die giftige Moccasine, und der schöne, romantische Wald ist voll von kleinen, giftigen, schädlichen Thieren. Gefährlicher als sie alle ist hier jedoch die liebliche Luft, welche im Sommer, beladen mit den Miasmen des Urwaldes und der Flüsse, den Colonisten Fieber und andere langsam zehrende Krankheiten bringt, woher es kommt, daß diesen wunderschönen Ufern noch die Menschen fehlen. Kleine, da und dort am Fluß angefangene Colonien sind nach einigen Jahren verlassen und dem Verfall preisgegeben worden.

Aber just dieses Urleben in der Wildniß, diese regellose üppige Schönheit, welche der Menschenkraft Trotz bietet und durch ihren Reichthum stark ist, ist mir hier von unaussprechlichem Interesse und bereitet mir ein unaufhörliches Fest, das ich genieße, ohne die mindeste Beschwerde dabei zu haben. Und die Luft ist so lieblich und die Magnolie so voll von Blumen, der Fluß so voll von Leben, Alligatoren, platschenden Fischen, großen, schönen Wasservögeln, Alles so üppig, so wunderbar reich, mild und schön — ein unaufhör-

liches Feenschauspiel, besonders an den Abenden, wenn der Mond aufgeht und seine mystischen Halblichter und Schatten in die Gewölbe und Pfeilerreihen der wunderbaren Naturkirche hereinwirft. Ich sitze schweigend außen auf der Piazza und sehe mit Andacht und Entzücken zu, während bei jeder Wendung des Flusses neue frappante Scenen hervortreten; ich bin glücklich, wenn ich allein dasitzen kann, oder an der Seite meiner guten Mrs. Howland, wo ich mich immer wohl befinde. Aber es fehlt uns nicht an allerlei kleinen Störungen. Am ersten Morgen unserer Fahrt auf dem Welaka verlor St. Matthäus aus Unachtsamkeit sein Steuerruder in einem Gebüsch, und das gab unserer herrschenden Dame viel zu herrschen und zu bestellen, und wir mußten eine ganze Stunde stillliegen, um unsern Schaden wieder zu ersetzen. Die Sandhügel-Polly war uns beständig im Weg, und wenn wir zufällig ihr im Wege standen, so konnte man sich auf einen tüchtigen Puff gefaßt halten. Das Erziehungssystem unserer herrschenden Dame wurde immer strenger, aber wir begannen alle Hoffnung auf die Macht der Bildung über diese Tochter der Wildniß zu verlieren. Wir hatten auch allerlei komische Auftritte, und die heitere Miß Mac-Intosh belustigte sowohl sich selbst als uns mit ihren Bemerkungen über Polly und ihre Bildung.

Die Turteltauben Nr. 1 und 2 wurden bei der kleinen Colonie Pulatky ans Land gesetzt, die mitten im heißen Sande liegt und vielleicht deßhalb gesunder ist, als andere von üppiger Vegetation umgebene Orte. Die Turteltauben Nr. 3 sollten uns bis an den Monroesee begleiten. In Pulatky erfrischen wir uns mit großer Waschung und guter Milch. In Pulatky befinden wir uns unterhalb der Region, wo die Kälte Macht hat; sie kann sich hier zwar von Zeit zu Zeit fühlbar machen, aber sie kann Nichts zerstören. Etwas

mehr im Norden hat sie vor einigen Jahren die herrlichen Haine von süßen Orangen, die in der Gegend von St. Augustin der einzige Reichthum von mehreren tausend Personen waren, von Grund aus zerstört. Aber in Pulatky spüre ich wieder die balsamische Luft und die sanften Winde, die auf Cuba wehten. Dieser Wind kann bloß dahin kommen, wohin der Frost nicht kommen kann.

In dieser bezaubernden Luft lag, in Pulatky, weit getrennt von Familie und Freunden, ein Jüngling sterbend an der Lungenschwindsucht darnieder. Er war von Philadelphia und hatte die Reise nach Florida unternommen, um Gesundheit zu trinken; aber die Krankheit war übermächtig geworden. Floridas balsamische Winde spielten durch die Fenster herein, ein treuer Neger saß da und fächelte den Kranken mit einem Sonnenfächer — aber vergebens. Das Fieber verzehrte ihn und er konnte nicht mehr viele Tage zu leben haben. Er war schön, hatte große blaue Augen und helle Haare. Seine Großmutter war eine Schwedin und er führte ihren Namen, nemlich Rudolph. Schwach wie er war, schien es ihm gleichwohl Vergnügen zu machen, die aus weiter Ferne gekommene Landsmännin zu sehen. Er war jetzt auf dem Rückweg nach Philadelphia begriffen und glaubte diese Stadt erreichen zu können, aber . . . Miß D., die sich immer der Kranken annimmt, schrieb sich die Adresse des kranken Jünglings in Philadelphia auf, um seine Verwandten von seiner Gefahr zu unterrichten.

In Pulatky wurden wir von St Matthäus dem kleinen, elenden Dampfboot Sarah Spalding überlassen, das mich an diesem Abend beinahe dazu brachte, daß ich mein Unternehmen bereute, besonders um meiner Freunde willen. Denn Alles sah höchst unfreundlich und dürftig aus, und unsere Cajüten wimmelten von Schnaken. Aber selten habe ich mehr und herz-

licher gelacht als an diesem Abend. Miß Mac-Intosh gerieth in eine Art von lustiger Raserei gegen unsere Friedensstörer und verfolgte sie mit so komischer Wuth, und Mrs. H. war, wie das prächtige junge Mädchen, so geneigt alle unsere Beschwerden auf die lustige Seite zu nehmen, daß Alles für uns Stoff zu Vergnügen wurde. Die Mondscheinnacht war herrlich während der Flußfahrt, und wir saßen bis spät auf der kleinen dreieckigen Piazza im Hintertheil des Schiffes; ein paar junge Schwestern mit lieblichen Stimmen sangen den holden Mai und andere anziehende Negerlieder, das Schauspiel an den Ufern nahm einen immer tropischeren Character an. Sodann schliefen wir ein wenig, und ich für meinen Theil gut, troß der Schnaken. Aber unsere herrschsüchtige Dame glaubte über unser Wohl wachen zu müssen; sie war sehr unruhig in dieser Nacht und machte wegen einiger kleinen Insecten Lärm, als ob sie es mit grimmigen Tigern zu thun hätte.

Am nächsten Morgen in der Frühe fuhren wir ans Land, um Holz zu holen. Ich ging ans Ufer, um mich nach der unfreundlichen Nacht zu erfrischen. Die Gegend schien ganz unangebaut und wild. Aber ein Fußsteig bog sich in den Wald hinein, und ich ging von da auf gut Glück aus, um eine Entdeckungsreise zu machen. Und als ich allein durch die Wildniß wandelte, kamen meine Flügel und meine Freude wieder über mich. Aber der Morgen und die Wildniß waren auch so unaussprechlich schön. Die Lebenseichen standen prächtig da mit ihren hängenden Moosen; durch ihre Arcaden drang die aufgehende Sonne. Auf dem Laub der Ambrabäume, auf unzähligen kleinen Pflanzen und Büschen am Fußsteig entlang lag der Morgenthau frisch und glänzend. Die Erde duftete. Ich küßte den Thau von den Blättern; ich legte sie auf meine

Augen, an meine Stirne, die morgenfrischen Blätter der jungen neuen Erde; ich wollte mich neu baden in diesem Urdarbrunnen; ich weinte halb vor Wehmuth, halb vor unaussprechlicher Dankbarkeit und Freude. Leicht wie ein Vogel ging ich vorwärts und stimmte in die Hymnen der Vögel ein, denn ich hatte ja hier den Labetrank zu kosten bekommen, nach welchem ich während einer langen, langen Wüstenfahrt gedürstet; ich hatte getrunken, ich trank noch immer des Lebens Fülle aus den Brunnen von Gottes Reichthum und getragen allein von seiner Kraft und den Flügeln, die er mir verliehen hat. Wer war freier, wer war reicher als ich! Was sind die gewöhnlichen Vergnügungen und Genüsse des Lebens, nach denen ich in meiner Kindheit oft gedürstet, im Vergleich mit denjenigen, die mir jetzt zu Theil wurden, und nicht bloß mir, sondern in Zukunft auch noch Vielen, denn noch Viele werden lernen, daß Gott ihnen Flügel gegeben hat, und werden sie benützen lernen.

So wanderte ich voll von glücklichen Gefühlen und Gedanken, bis ich an einen offenen Platz im Walde kam, wo man gelichtet und wo vermuthlich früher irgend eine Colonie gestanden hatte. Jetzt war der Ort verlassen. Der schöne Wald umgab still den offenen öden Platz. Weder Menschen noch Thiere zeigten sich. Es war tiefe, wilde Einsamkeit. Ich hatte mich so sehr an dem Morgenspaziergang erlabt, daß ich mir Mrs. Howland wünschte, um diesen Genuß zu theilen, und ich kehrte also zurück, um sie zu suchen. Ich traf sie am Ufer, am Fuße einiger Cypressen sitzend. Sie war jetzt nicht zum Spazierengehen aufgelegt, deßhalb setzte ich mich zu ihr und betrachtete weiße Blümchen, die umgeben von einem Blätterkranz wie kleine Bluneninseln auf dem Wasser schwammen. Ich kannte ihren Namen nicht, hatte sie aber schon früher während unserer Flußfahrt bemerkt. Da sie auch dicht am Ufer

im Wasser wuchsen, so untersuchte ich sie und fand, daß die ganze kleine Pflanze bloß mit einer einzigen fadenschmalen Wurzel an der Erde festhing. Diese Wurzel wird leicht von Wogen und Wind abgerissen, und die Pflanze mit ihrer weißen Blume mitten im Blätterkreis begibt sich jetzt, dem Spiel der Wogen und Winde folgend, auf auswärtige Reisen.

Der Zustand an Bord der Sarah Spalding war diesen Morgen etwas unruhig. Ein paar ganz junge und recht schöne Mädchen, die ohne Mutter oder ältere Freunde an Bord waren, hatten durch Unachtsamkeit und Gedankenlosigkeit einigen Herrn Veranlassung zu einer minder feinen Art von Hofmacherei gegeben und dadurch einen unpassenden Auftritt verursacht, den unsere herrschsüchtige Dame vielleicht zum Besten der fehlenden Mädchen, wenn auch nicht gerade zu ihrem Behagen vergrößerte. Die jungen Mädchen erhielten von einigen der älteren Damen, die ihnen jedoch fremd waren, passende Ermahnungen. Und einer der fehlenden Herrn wurde öffentlich vom Capitän des Dampfschiffes zurecht gewiesen. Er war ein älterer Mann und hatte einen so gutmüthigen Ausdruck im Gesicht, daß ich kaum glaube, daß er einen so strengen Verweis verdiente, der ihn auch so angriff, daß er krank wurde.

Mit aufrichtigem Vergnügen hörte ich die würdige und wahrhaft mütterliche Zurechtweisung an, welche Mrs. Howland dem schönsten und, wie es schien, leichtsinnigsten Mädchen ertheilte, und mit eben so großem Vergnügen sah ich die Art und Weise, wie das junge Mädchen sie annahm. Sie stand still vor der älteren Dame, welche sie zu sich gerufen hatte, und lauschte ihr ehrerbietig und achtungsvoll; nicht ein Wort, nicht eine Miene verrieth Verdruß oder Ungeduld, sie sah aus, als wollte sie recht in der Tiefe ihres Herzens die guten und klugen Worte bewahren, die gleich einem

guten Samen für die Zukunft in ihre junge Seele ausgestreut wurden. Ich war die einzige von den älteren Frauenzimmern, die den jungen Mädchen keine Predigt hielt. Aufrichtig gestanden, ich hatte mehr Lust mich schwesterlich an das junge Mädchen anzuschließen, welches die mütterliche Zurechtweisung so gut aufnahm. Vielleicht ahnte sie mein Wohlwollen; so viel ist gewiß, daß sie mir den Tag über das ihrige durch verschiedene angenehme kleine Dienste beweisen zu wollen schien, und als wir uns Abends trennten, nahm sie auf eine solche Art von mir Abschied, daß ich mich gedrungen sah ihr ein herzliches God bless you (Gott segne Sie) mit auf den Weg zu geben. Warum schickt man solche junge Lämmer auf eigene Faust mitten unter Wölfen und Eulen ohne einen berathenden oder leitenden Freund in die Wildniß hinaus? Das ist nicht recht und gut. Mein Glaube an das Gute und Reine bei jungen Mädchen ist groß und wird auch durch dieses kleine Ereigniß bestärkt. Aber man sollte doch junge Kinder nicht behandeln, als ob sie bereits die Weisheitszähne hätten.

Die Flußfahrt war bezaubernd schön den ganzen Tag über; aus den schmalen geschlängelten Pässen kamen wir in große helle Binnenseen hinaus, die von üppig grünenden Ufern umgeben waren. Der Reichthum des Pflanzen- und Thierlebens schien mit jeder Stunde zuzunehmen, die Flora und die Luft des Wendekreises schienen sich zu nähern; und wir fuhren ein in die Heimath des ewigen Sommers. Das wilde Zuckerrohr wuchs jungfräulich an den Ufern entlang und bewies, daß der Boden sich zum Zuckerbau wohl eignete. Die Naturtempel wurden immer reicher. Schöne, strahlende Blumen, roth und blau auf hohen Stengeln, weiße Lilien und riesige Wasserpflanzen, unter welchen die hohe Alisma plantago, glänzten wie Leuchter unter den dunkelgrünen Gewölben; Schwärme

von kleinen grünen Papageien flogen zwitschernd über die wilden Zuckerrohre und in die Palmettohaine hinein; wilde Truthähne, größer als unsere zahmen, zeigten sich an den Ufern. Schöne, schlanke Wasservögel flatterten furchtlos rings umher, und ebenso furchtlos, aber nicht schön, schwammen Dutzende von Alligatoren vor und neben dem Schiff, und die Fische hüpften und plätscherten, als wären sie außer sich, ich weiß nicht, ob aus Schrecken oder aus Vergnügen; es war ein großes Spectakel auf dem ganzen Weg.

Wir hatten es auch ganz angenehm an Bord, denn unsere kleine Coterie war jetzt beinahe allein auf Sarah Spalding, und zu ihr hatte sich ein feingebildeter, angenehmer französischer Creole aus Cuba gesellt, Herr Bellechasse, der nebst einem Freund auf einer Entdeckungsreise nach Florida begriffen war, um die Brauchbarkeit der Erde für den Zuckerbau zu untersuchen. Seine Gesellschaft war ein Vergnügen und eine Zierde für die unsrige. Der Capitän war ein artiger und gutmüthiger Mann, und die Neger, welche die ganze Mannschaft bildeten, schienen die Sache ungefähr treiben zu dürfen, wie sie wollten. Aber sie wollten das Rechte, sie waren gefällig und heiter. Der Koch, ein junger Mann, der sein Geschäft sehr gut verstand, war ein Witzkopf, der allerlei Spässe sagte und machte. Aber die Perle der schwarzen Mannschaft war unser kleiner Aufwärter, der Negerjunge Sam, flink, verständig und willig; er richtete alle unsere Geschäfte aus, er bediente uns bei Tisch, er wurde mit Allem fertig und war stets munter. Wir hatten keine Aufwärterin an Bord und fanden hier, daß dieß ein Gewinn war, denn diese Damen sind auf americanischen Dampfbooten selten Vorbilder für ihr Geschlecht, mögen sie nun weiß, schwarz, braun oder gelb aussehen. Auf St. Matthäus hatten wir jedoch eine Wirthin, eine ausgezeichnet gefällige und schöne

junge Negerin, die ein freies Weib und mit einem freien Neger verheirathet war.

Die einzige Plage für mich unterwegs war die Mordlust, wovon besonders einer der Passagiere besessen war, der nicht bloß Alligatoren rechts und links von uns zusammenschoß, sondern auch die schönen Wasservögel, von denen er doch keinen Vortheil haben konnte, und denen ich mit Schmerz zusah, wie sie verwundet da und dort ins Schilf herabfielen. Ich nahm mir die Freiheit ihm meine Vorstellungen über dieses unnöthige Schießen zu machen. Er lächelte, gab mir Recht und — fuhr fort zu schießen. Ich wünschte ihm im Stillen schlechte Verdauung.

Was die Alligatoren betrifft, so kann ich kein Mitleid mit ihnen hegen. Sie sind so garstig anzusehen und dabei grausame Thiere, denn obschon sie sich, wenn sie nicht angegriffen werden, nicht an große Leute wagen, so verschlingen sie doch kleine Negerkinder ohne viele Umstände. Sie schwimmen mit dem obern Theil des Körpers über der Wasserfläche, so daß es nicht schwer ist sie mit einer Kugel zwischen den Bauch und die Vorderbeine zu treffen. Hierauf tauchen sie unter oder wenden sie sich, wenn sie schwer verwundet sind, auf die Seite; oft sieht man sie wie eine Masse von lebendigem Schlamm sich ans Ufer hinwälzen, um sich in den Wasserpflanzen daselbst zu verbergen. Ihre Menge und Dreistigkeit ist hier zum Erstaunen. Vor einigen Jahren sollen sie so zahlreich da gewesen sein, daß die Boote Mühe hatten ans Land zu kommen. Sie geben ein grunzendes oder brüllendes Getöne von sich und sollen im Frühling, wenn sie ihre Paarungszeit haben, einen abscheulichen Lärm machen.

Ich verbrachte den ganzen Tag auf der Piazza, indem ich meine Zeit bald den Naturscenen, bald dem Tagbuch des Columbus widmete, welches er während

seiner ersten Entdeckungsreise unter den bezaubernden Inseln der neuen Welt geführt hatte. Die Sandhügel-Polly war den ganzen Tag lästig, obschon sie von unserer herrschsüchtigen Dame so viel als möglich in Zucht erhalten wurde. Nachmittags fuhren wir an mehreren wilden Orangehainen vorbei.

Gestern Abend kamen wir an den Monroesee, das Ziel unserer Reise. Denn über diesen Punkt hinaus gehen weder Dampfschiffe noch fahrbare Wege. Herr Bellechasse verließ uns hier, um zu Pferd seine Entdeckungsreise in der Wildniß fortzusetzen.

Wir landeten bei Enterprize, einer Colonie mit einem Krankenhaus, in der Nähe des Fort Melün, das ebenfalls nahe beim See liegt und zum Schutz gegen die Indianer erbaut ist. Die Häuser in Enterprize lagen in tiefem Sand; die Zimmer schienen so wenig Angenehmes zu bieten, und die Bevölkerung sah so kränklich aus, daß wir beschlossen die Nacht draußen auf dem See in unserer kleinen schwimmenden Wohnung zuzubringen, mit welcher wir jetzt beinahe gut Freund geworden waren. Wir fuhren daher von der äußerst gefährlichen und gebrechlichen Brücke an dem mißlungenen Enterprize ab, steuerten näher gegen das Fort Melün hin, und warfen ein Stück davon Anker.

Nicht weit davon am Ufer hatte das Turteltaubenpaar Nr. 3 seinen neuen Wohnsitz und es sollte jetzt das Dampfboot verlassen. Es sah hübsch aus, wie eine Weile vorher Mann und Frau sich auf ihr Gepäck setzten, in stiller aber froher Erwartung des Bootes, welches sie ans Land führen sollte. Es sah auch hübsch aus, wie sie in dem kleinen Boot mit ihren Kindern und Effecten nach dem grünen Ufer abfuhren und uns ein freundliches Lebewohl zuwinkten. Wäre nur die Tochter Polly etwas bezaubernder gewesen! Die letzte Plage und die letzte Erinnerung an sie war, daß sie mich an der Schulter nahm, ungefähr wie man

einen Zaunstock nimmt, um an mir vorbei auf eine Bank zu klettern, als ihr Vater sie ins Boot hinabrief. Nun, nun, in Floridas Sommer dürfte sie noch zu einer Rose aufblühen und vielleicht den Commandanten des Forts Melün oder irgend einen Gutsbesitzer von Enterprize heirathen.

Als die Colonistenfamilie sich dem Ufer näherte, verloren wir sie aus dem Auge, aber bald darauf schimmerte ein helles Licht in einer Wohnung unweit des Platzes, wo sie ans Land gestiegen war. Es war jetzt Dämmerung und die Dunkelheit nahm schnell zu, obschon der Himmel ganz klar war. Lange saß ich oben auf dem Verdeck und erfreute mich an der stillen Scene. Das dunkle, niedrige Ufer lag wie ein großer Myrtenkranz um den spiegelklaren See. Feuerfliegen funkelten da und dort darüber hin, und Fische, große und kleine, schlugen unaufhörlich ihre Ringe. Der Abendvogel Whip poor Will flötete seine lieblichen Töne vom Ufer her und der Alligator grunzte den Baß dazu. Die Neger auf unserem kleinen Schiff begannen auf Geigen und Flageoletten recht artig und lebhaft Duette zu spielen und gaben mit vortrefflichem Takt und Rythmus lauter heitere, scherzhafte Melodien zum Besten. So trieben sie es bis gegen Mitternacht. Nur von drei Orten an den Ufern glänzten Lichter. Das eine kam aus einer Orangepflanzung, die einer Wittwe gehörte, das andere von Enterprize, das dritte brannte in dem Colonistenhaus bei dem Turteltaubenpaar Nr. 3, und es glänzte so ausnehmend hell an dem dunkeln Abend. Die ganze Gegend war flach, kein Gegenstand ragte bedeutend hervor. Einige Wolken schwammen oder lagen vielmehr wie kleine Inseln am westlichen Horizont und verflossen allmälig in der hinsterbenden Abendröthe. Ich versuchte vergebens unter ihnen einige symbolisch poetische Figuren zu entdecken; das Höchste, auf was ich kam, war eine auf einem

Haus sitzende Frau mit einem Quäkerhut. Sie und alle Wolken verwandelten sich endlich in einen Haufen kleiner Spanferkel und so verschwanden sie. Das Licht bei der Wittwe in dem Orangenhain und das Licht in Enterprize waren erloschen. Jeder Windhauch hatte sich schlafen gelegt. Alles im Raume war still, Alles am Ufer war dunkel. Nur das Licht in dem Colonistenhaus brannte noch, aber dunkler; endlich erlosch auch es. Aber ich sah es doch im Hause brennen. Gegen Mitternacht verstummte auch die Musik der Neger; aber der Alligator und der Whip poor Will setzten ihr Duett die ganze Nacht fort.

Ich konnte nur wenig schlafen, obschon ich mich vollkommen wohl befand. Aber die Geister der Luft riefen mich, und wieder und immer wieder mußte ich auf unsere kleine Piazza im Hintertheil des Schiffes hinausgehen, wozu die Thüren vom Salon aus offen standen, und mußte da bloß in meinen weißen Kleidern immer und immer wieder das stille Schauspiel betrachten. Noch in der Morgendämmerung, als die Sterne erloschen und nur der Morgenstern klar stand über dem spiegelklaren See, währte das Duett zwischen dem Vogel und dem Alligator fort. Als die Sonne aufging, schwieg der erstere, und andere Vögel begannen zu singen und die Fische zu tanzen. Und die Unthiere des Flusses schwammen und schwimmen noch rings um uns her, sie scheinen es offenbar auf unser Schiff und seine Eßwaaren abgesehen zu haben. Der grausame Jäger ist nicht mehr hier. Und wir auf Sarah Spalding leben mit aller Welt im Frieden und denken gleich den Krokodilen nur auf ein Frühstück.

Später.

Wir sollten frische Fische zum Frühstück zu bekommen suchen; unser Capitän ließ also ein paar Ne-

ger mit einem Boot näher ans Ufer rudern und einige hamenartige Netze auswerfen, die beinahe im selben Augenblicke wieder herausgezogen wurden. Binnen zehn Minuten hatten wir einen reichlichen Vorrath von leckern Fischen, deren Geschmack an die Flundern erinnerte. An diesem Ufer sind noch keine Fischer ansäßig und der Fluß wimmelt von Leben.

Heute Nachmittag treten wir die Rückreise an. Ich komme also nicht weiter südlich in Florida; aber ich sehe hier den Charakter der Natur des Landes in seinem südlichen Theile. Das Land ist überall niedrig und reich an Sumpfböden und Morästen, zwischen denen hinein Fichtenwälder emporragen; ein Theil davon, Everglades genannt, soll einen ganz erstaunlichen Reichthum an animalischem Leben verrathen. Der Naturforscher Agassiz sah diese Everglades zum ersten Mal im heurigen Frühjahr, und beim Anblick dieser bis jetzt unbekannten Naturreichthümer faltete er seine Hände in Bewunderung und Anbetung. Hier und tiefer hinab gegen den mexicanischen Meerbusen hin wird das Land immer niedriger, und die Vegetation theilt sich zwischen der halbtropischen, die ich bereits gesehen habe, und großen Wäldern von pinus australis (in der Alltagssprache Scheinholz genannt). Die Indianer des Seminolen- und des Creeksstammes leben noch in diesen wilden Gegenden; sie sind den Einwanderern gefährlich, und es ist ihnen schwer beizukommen. Im südlichsten Theile von Florida können, so wird behauptet, die Cocosbäume und der Bananasbaum cultivirt werden. Welch ein Reich, welch eine Welt ist nicht Nordamerica, das alle Arten von Clima, von Naturschönheiten und Produkten umfaßt! Es ist wahrlich ein Reich für alle Völker der Erde.

Ortegaplantage (Florida), den 13. Mai.

Wiederum auf dem Lande, meine Agathe, aber jetzt nicht mehr in einem Dampfboot (unsere arme kleine Magnolie soll noch immer da liegen ohne Hoffnung vor dem nächsten Vollmond loszukommen, was sehr betrübsam ist), sondern auf einer Maisplantage, welche Verwandten der Familie Mac-Intosh gehört, und wo ich bei einer liebenswürdigen Familie in einem guten und gastfreien Hause Ruhe und Erfrischung genieße. Und gut schmeckt es nach den Mühseligkeiten und Beschwerden der Reise, die dießmal nicht gering waren, ausruhen zu dürfen. Es gab Augenblicke, wo ich meinte, die ersten Entdecker dieser schönen Wildniß könnten nicht viel Schlimmeres ausgestanden haben als wir, die wir auf unserm Schiff von der brennenden Sonne wie in einem Ofen gebacken wurden und kein Trinkwasser besaßen. Mit Herrn Bellechasse verschwand all unser gutes im Eis abgekühltes Wasser, und jetzt erst entdeckten wir, daß der galante Creole uns Frauenzimmern das Eis überlassen hatte, das er aus Cuba mitgenommen. Nun aber war es damit aus; Sarah Spalding hatte nicht eine einzige Flasche Trinkwasser mehr in ihrer Vorrathskammer, und wir waren auf das Flußwasser reducirt, das von der Sonnenhitze ganz lau war und aussah, als wäre es über Alligatoren destillirt worden. Ich konnte es nicht trinken. Aber später setzte auf meine Bitte der Schiffscapitän — ein ehrlicher braver Mann dieser Capitän! — mich und Compagnie an einem wilden Orangenhaine aus, wo wir alle unsere Säcke mit Orangen vollstopften, und nun braute ich Limonade, an welcher die ganze Gesellschaft sich erquickt. Ein wunderlicher Anblick dieser Orangenhain! Der Capitän und einige von der Mannschaft gingen mit Aexten voraus, um vom

Ufer her eine Art von Weg zu bahnen. Der Wald war ein Dickicht von stachlichten Pflanzen, umgefallenen Bäumen, Büschen und Gewächsen aller Art. Im Orangenhain selbst regneten bei der geringsten Schüttelung der Bäume die Orangen auf uns herab, und Tausende lagen schon vorher auf dem Boden. Viele waren so groß wie kleine Kindsköpfe. Diese Orangen sind sauer, aber sehr saftig und von angenehmer Säure. Die goldenen Quellen der Wildniß gewährten uns eine reichliche Erfrischung. Des Capitäns Zuckervorrath ging bei dieser Gelegenheit nahe zusammen; aber der Ehrenmann sagte nie ein Wort darüber, und dafür bekam er auch von der Limonade, soviel er nur wollte. Von den großen hervorstechenden Zacken des Orangenbaums, die manchmal zwei Ellen lang sind, ließ ich mir vier bis fünf Stöcke abschneiden für einige Freunde in der Heimath (Schwager R. und Fabian W. gehören unter die Auserkornen). Diese Stöcke werden recht schön, wenn man sie gebeizt hat; sie sind tüchtig stark und stehen bei den amerikanischen Herrn in großem Ansehen. Unter den Erinnerungen aus dem Orangenhaine nehmen wir außer Orangen und Stöcken auch eine Menge kleiner Insecten mit von der Art, die man hier tics nennt, und die auch wir daheim als garstiges, plattes, kleines Thier kennen, das sich in die Haut einfrißt. Ich war mit diesen Bewohnern des Orangenhains ganz besonders begabt und hatte den ganzen Tag zu arbeiten, um sie wieder loszuwerden.

Zu unsern Abenteuern auf der Heimreise gehörte es, daß unser von der Sonne ausgetrocknetes Schiff auf einem der Binnenseen Feuer fing, was unserer herrschsüchtigen Dame viel Gelegenheit gab, ihre Zunge herrschen zu lassen. Sie machte die kleine Flamme zwei Ellen hoch und „wäre sie nicht gewesen, dann — dann wäre es mit uns aus gewesen.“ Der Capitän und die Mannschaft löschten inzwischen das Feuer so

schnell und so still, daß ich die Gefahr erst erfuhr, als sie vorüber war.

Bei Nacht litten wir von Schnaken und Mücken, bei Tag von der heißen Sonne und von dem Dunst aus der Maschinerie des Schiffes. Dazwischen hinein kamen bessere Augenblicke, wo kühlende Lufthauche uns gestatteten das immer schöne phantastische Schauspiel, sowie den Umgang und die Unterhaltung mit Freunden wieder zu genießen.

Eines Nachmittags sahen wir eine große sogenannte Craneroost, d. h. eine Republik von weißen Kranichen. Dieß war auf einem Inselchen mit hohen buschigen Bäumen. Bei der Annäherung des Dampfbootes flog die Republik wie eine große Wolke in die Höhe; bald darauf ließ sie sich wieder herab und das Inselchen sah aus, als ob es ganz überschneit wäre.

Auf der Rückfahrt legten wir an zwei Städten, Jacksonville und St. Mary, an. Jacksonville ist eine in rascher Zunahme begriffene Stadt, da seine Lage für den Handel günstig ist; aber es liegt im Sand und war für uns ein schrecklich heißer, unangenehmer Ort. Wir übernachteten da in einem Hotel, das einer baufälligen hölzernen Baracke glich. Die Stadt St. Mary, die einige Jahre älter ist, hat eine minder günstige Lage für den Handel und ist im Abnehmen, war aber doch vermöge ihrer schönen schattenreichen Alleen in den Straßen weit angenehmer als Jacksonville. Auf einem Spaziergang allda sah ich einen wohlgekleideten Neger von ungefähr 40 Jahren, welcher tättowirt war wie die Luccomeer, die ich auf Cuba gesehen habe. Ich redete ihn an: „Sie sind aus Africa hiehergekommen?“ Er antwortete: „Ja;“ er sei schon vor mehreren Jahren von Cuba her eingeschmuggelt worden. Er war jetzt Aufseher in einer Plantage und sah aus, als ob er sich sehr gut stellte. Er war Christ und schien sich darüber zu freuen. Er sprach außer-

ordentlich klug und freimüthig, und hatte ein gutes, offenes Gesicht.

„Sie möchten wohl nicht nach Africa zurückkehren?" fragte ich.

„O ja, Missis, ach ja, das möchte ich," antwortete er. „Es war dort doch besser."

„Aber die Leute dort schlagen ja einander häufig zu Tod."

„Ja, aber man bekümmert sich nicht viel darum. Und es gibt auch viele gute Menschen, die im Frieden leben."

„Aber sehen Sie, mein Freund, sagte Oberst Mac-Intosh, der ein strenger Calvinist ist, wenn Sie in Africa geblieben wären, so wären Sie kein Christ geworden, wie Sie jetzt sind, und dann hätte der Teufel Sie zuletzt in seine Gewalt bekommen."

Der Neger lachte, blickte zur Erde, schüttelte den Kopf und zerrte an seiner Mütze, die er in der Hand hielt; endlich rief er, indem er mit einem Ausdruck voll von Humor und Schlauheit aufschaute:

„Nun, Massa, sehen Sie einmal da her. Das Evangelium wird jetzt über ganz Africa gepredigt. Hätte ich dort bleiben dürfen, warum hätte ich nicht einer von denjenigen sein sollen, die es hören durften, so gut wie hier?"

Darauf hatten wir Nichts zu antworten, und der kluge, gutmüthige Neger durfte also das letzte Wort behalten.

Zu den angenehmen Abenteuern gehörte auch, daß unsere herrschsüchtige Dame uns unterwegs verließ, um, glaube ich, in einem Kosthaus in einer der Städte von Florida zu herrschen, und die Luft in unserer kleinen Gesellschaft wurde ganz leicht von ihrem Abscheiden. Auch Miß Dix verließ uns, um nach St. Augustin, der südlichsten Stadt in den Vereinigten Staaten, zu fahren, deren Gefängnisse und Armenanstalten sie be-

suchen wollte. Ueberall wohin sie kommt, sucht sie Gutes zu wirken für die Kranken, Wahnsinnigen oder Verbrecher, und ist nach Kräften bemüht den Samen der geistigen Bildung auszustreuen. Miniaturbücher, genannt Thautropfen, die religiöse Denksprüche enthalten, und eine Menge kleiner Tractätchen mit schönen Holzschnitten und ditto Erzählungen und Versen für Kinder streut sie wie einen Morgenthau um sich aus. Und die Sandhügel-Polly dürfte aus diesem Manna noch Nahrung schöpfen, um ein denkendes und liebenswürdiges Weib zu werden.

St. Augustin ist von den Spaniern gegründet und die älteste Stadt in Nordamerica. Der Character der Stadt und ihre Bauart zeugt noch immer von ihrem Ursprung, aber in den letzteren Jahren ist sie sehr in Verfall gerathen, und nachdem starke Fröste die Orangepflanzungen zerstört haben, welche den wichtigsten Handelszweig der Stadt ausmachten, ist sie immer mehr verlassen worden. Sie wird jetzt hauptsächlich von Kranken besucht, die in den Wintermonaten kommen, um ihre liebliche Luft und die stärkenden Seewinde einzuathmen. St. Augustin liegt etwas südlicher als New-Orleans, hat aber ein gesunderes Clima. Erst im Jahr 1819 kam Florida von der spanischen Herrschaft in den Besitz der Vereinigten Staaten und wurde ihnen im Jahr 1845 als selbständiger Staat einverleibt, soll aber bis jetzt nicht mehr als ungefähr 80,000 weiße Einwohner zählen. Die Indianer und die Gefahren des wasserreichen Erdbodens haben die Cultur des Landes bis jetzt zurückgehalten und thun es noch immer. Aber in dem nordwestlichen Theile des Staates ist das Land höher und besser angebaut, es hat einige in Zunahme begriffene Städte — die politische Hauptstadt heißt Tallihassee — schöne Pflanzungen, Landhäuser, Gärten und, wie man mir gesagt hat, ein heiteres Familien- und Gesellschaftsleben in der schönen, son-

nenwarmen Natur. Ueberall wohin die Angloamericaner kommen, stellen sich immer auch das glückliche Familienleben, das freundliche Gesellschaftsleben und alle Comforts des Lebens ein.

Alles das genießen wir auch in dieser freundlichen Wohnung hier, obschon die Freude nicht da heimisch ist. Die älteste Tochter des Hauses, eine schöne, junge, noch nicht lange verheirathete Frau, ist kürzlich in der Blüthe des Lebens und ihrer Mutterfreude gestorben, während sie ihrem zweiten Kinde das Leben gab, und der Kummer darüber lastet schwer auf dem Gemüth ihrer Mutter. Ein prächtiger kleiner Enkel, welcher der Großmutter gleicht und voll Leben ist, kann sie nicht trösten; ihr Mann und ihre andern Kinder theilen ihren Gram. Die ganze Familie hat einen Ausdruck von solcher Gutmüthigkeit und Milde, daß man genau sieht, daß die Sklaven auf dieser Plantage keine Noth leiden können. Aber die Trockenheit ist entsetzlich, die Maispflanzen verwelken in dem Sand, womit diese Plantage über Gebühr bedacht ist, und mit der Jahresernte sieht es trübe aus. Es sind jetzt beinahe vier Monate, an denen ich nicht einen bewölkten Tag gesehen habe. Auch in dem schönen Florida machen sich der Druck und die Trockenheit des Lebens geltend bei den armen Kindern der Erde.

Aber Morgens in der Frühe, wenn ich erwache und Floridas balsamische Winde durch die weißen Vorhänge in mein Bett hereinspielen fühle, wenn ich Americas Nachtigall mit ihren tausend Sprachen auf den Bäumen vor den Fenstern ihre melodischen Eingebungen ausgießen höre, da preise ich die Heimath des Sommers und wundere mich nicht, daß Ferdinand de Soto und seine jungen Krieger davon entzückt waren, und es scheint mir beinahe unnatürlich, daß sich das Leben hier schwer oder trübe könne empfinden lassen.

Wir bleiben ein paar Tage hier in Erwartung

eines guten Dampfbootes, das uns nach Mr. Coopers Plantage in Darien führen soll. Von da fahren wir nach Savannah zurück.

Diese Plantage liegt in einer sandigen Gegend und der Sand thut der Annehmlichkeit der Natur und des Landlebens bedeutend Abbruch. Aber hier ist ein Fußweg am Flusse entlang an einem wilden waldigen Ufer, das man sich nicht pittoresker denken kann, besonders wegen der Masse von Bäumen und wilden Gebüschen, die gleich einer hohen Mauer zwischen dem Ufer und dem höher liegenden Ackerlande aufsteigen. Prächtige Magnolienbäume, mit weißen Blumen bedeckt heben unter ihnen ihre buschigen Wipfel empor. Die Magnolie ist der Prachtbaum der südlichen Staaten. Ich wandere hier in den Nachmittagen allein herum und lausche zuweilen neugierig, ob ich nicht aus dem dichten Gebüsche das warnende Signal der Klapperschlange zu hören bekomme, denn diese Schlange ist von Natur so edelsinnig, daß sie eine Warnung ertheilt, bevor sie angreift oder ehe man ihr nahe kommt. Aber obschon es in Florida viele Klapperschlangen gibt, so habe ich doch noch keine lebendige zu sehen oder zu hören bekommen. Dagegen bekam ich heute Nachmittag eine solche zu sehen, welche die Neger auf der Plantage neulich getödtet hatten und ins Herrschafthaus schleppten. Sie mochte ungefähr drei Ellen lang sein und so dick wie mein Arm. Der Kopf war übel zugerichtet von den Schlägen, die er erhalten hatte, und die gefährlichen Hauzähne waren bloßgelegt. Die Klapper mit ihren vierzehn Ringen erhielt ich, um sie nach Schweden mitzunehmen. Vor einem Jahr wurde ein Neger auf der Plantage von einer Klapperschlange ins Bein gebissen. Man bemühte sich lange das Bein vor der Amputation zu bewahren, aber endlich mußte man sie doch geschehen lassen, um den großen und zunehmenden Schmerzen ein Ende zu machen.

Ein schöner kleiner Fleck hier auf der Plantage ist das Häuschen, wo die alte schwarze Amme des Hausherrn von ihren Mühseligkeiten ausruht in Umgebungen, die von der zärtlichsten Pflege zeugen. Die Alte hat ihr eigenes sauberes Häuschen auf einer Terrasse am Ufer des Flusses und dabei alle Bequemlichkeiten, die sie nur wünschen kann, darunter auch einen angenehmen Schaukelstuhl; und die Kinder und Kindeskinder der Familie, welcher sie treu gedient hat, besuchen sie mit Liebe und Geschenken. Sie hatte mehrere eigene Kinder gehabt, aber sie gestand, daß die weißen Kinder ihr lieber waren. Und diese Liebe der schwarzen Ammen oder Wärterinnen für die weißen Kinder ist eine wohl constatirte Thatsache. Eine andere Thatsache, die man in den Sklavenstaaten auch oft sieht, ist die zärtliche Pflege, welche diesen treuen schwarzen Wärterinnen in ihrem Alter im Schooße der Familien zu Theil wird, wenn nemlich diese Familien es vermögen.

St. Simonsinsel, den 27. Mai.

Draußen vor meinem Fenster strömt breit und klar der westliche Arm des Altamahaflusses, und daneben sitzt die Unterzeichnete auf einer Insel an der Küste Georgiens zwischen dem Fluß und dem atlantischen Ocean. Ich befinde mich jetzt in der Famlie des Plantagenbesitzers J. Cooper, unter den Gärten- und Olivenhainen, wo sie ihr Sommervergnügen und die schützende Seeluft sucht, wenn die Fieber auf der großen Plan-

tage bei Darien, dem Hauptsitz der Familie, zu grassiren anfangen.

Mr. Cooper ist einer der größten Plantagenbesitzer im Süden der Vereinigten Staaten und gebietet über 2000 Negersklaven, die er auf Reis- und Baumwollenpflanzungen beschäftigt. Man hatte ihn mir als einen Reformator geschildert, der unter seinen Sklaven eine Art von Geschwornengericht und ähnliche Bildungsanstalten eingeführt habe, um sie zu einem künftigen Freiheitsleben vorzubereiten. Und dieß erregte in mir den Wunsch, ihn und seine Plantagen kennen zu lernen. Aber einen Reformator fand ich nicht in ihm, sondern bloß einen ordnenden Geist mit großem practischem Tact und auch einigem Wohlwollen in der Behandlung der Neger. Im Uebrigen erschien er mir als ein ächter Repräsentant der Gentlemen der südlichen Staaten, als ein sehr artiger Mann, kenntnißvoll wie ein Lexicon und für mich in hohem Grad interessant durch die Reichhaltigkeit und Anmuth seiner Conversation. Er ist ein ausgezeichneter Naturforscher, hat schöne Sammlungen von Naturerzeugnissen Americas, und die Vorlesung, die er mir heute mitten unter ihnen über die Geologie und die Gebirgsformationen Americas hielt, hat meinen Einblick in die Erdbildung dieses Welttheils um ein Gutes klarer gemacht.

Mr. Cooper hat ein ungewöhnliches Talent zu systematisiren und die charakteristischen Puncte der Gegenstände zu treffen. Ein Gespräch mit ihm über irgend einen beliebigen Gegenstand gewinnt Interesse, selbst wenn man in der Sache eine andere Meinung hat als er.

Aber da Mr. Cooper in der Sklavenfrage in America sich zu der guten Partei im Süden hält, welche die Colonisirung Africas durch befreite Negersklaven Americas als das Endresultat und Endziel des Sklaveninstituts betrachtet, so wurde es mir nicht schwer

mit ihm über diesen Gegenstand und was dazu gehört, in ein Gespräch zu kommen. Auch mußte ich ihm in seinen Ansichten über die Talente und die Zukunft der Negerrace vollkommen Recht geben, denn sie kamen meinen eigenen Beobachtungen ganz nahe. Unter seinen Aeußerungen, die ich adoptiren muß, erinnere ich mich an folgende.

„Tropische Völkerstämme können die intellectuelle Entwicklung der in gemäßigten Zonen gebornen weißen Bevölkerung nicht erreichen. Es fehlt ihnen an der Fähigkeit abstract zu denken, zu systematisiren, strenge Vernunftgesetze zu befolgen und sich auf den Grund von solchen zu vereinigen. Die tropischen Völkerstämme stellen die höchste Blüthe des Gefühlslebens dar. Das Naturleben fesselt sie. Von diesem erlöst durch die Religion, können sie das Thier- und Pflanzenleben in ihrer Verklärung darstellen (NB. diesen Gedanken glaube ich Mr. Cooper aus meinem eigenen Magazin zu schenken). Sie sind für Bildung empfänglich und können unter dem Druck einer mehr entwickelten Race ein gewisses ganz achtungswerthes Talent im Denken und in Kunstfertigkeit entwickeln. Sie können einen achtungswerthen Grad von Halbbildung erreichen, interessant wegen der eigenthümlichen Formen, welche sie durch die Eigenthümlichkeit des Volkes annehmen."

Mr. Cooper betrachtete die Sklaverei in America als eine Schule für die Kinder Africas, worin sie zur Selbstregierung in Africa erzogen werden sollen. Er war geneigt diese Einrichtung als eine Wohlthat für sie zu betrachten. Und daß sie dazu gemacht werden kann, ist gewiß. Aber daß dieß das einzige Mittel gewesen sei, um Africa die Segnungen des Christenthums und der Civilisation zu bringen, das kann mit Bestimmtheit geläugnet werden. Und ich hätte Lust den klugen Neger aus Florida hier dem klugen weißen Manne vorpredigen zu lassen. Durch die Urbanität

seines Wesens und die Anmuth seines Gesprächs erinnerte mich Mr. Cooper oft an Waldo Emerson. Aber im Allgemeinen haben die Herrn der südlichen Staaten zu wenig vom Organ der Idealität, wie die Herrn in den nördlichen etwas zu viel davon haben.

Mr. Cooper bestätigte die Leichtigkeit, womit die Neger Gewerbe erlernen, und ihre Geschicklichkeit als Handwerker. Man hat in Georgien mit Erfolg angefangen, sie in Fabriken zu verwenden.

Ich erinnere mich jetzt, daß ich im vorigen Jahr in der Nähe von Augusta eine Baumwollenspinnerei besuchte, die mit schwarzen Arbeitern betrieben wurde. Ich sah das nicht mit Vergnügen, denn ich konnte nicht glauben, daß die Schwarzen, die stets an das freie Feld gewöhnt waren, diese Beschäftigung mit ihrem Getöse, ihrem Lärm und ihrer staubigen ungesunden Luft aus freien Stücken wählen würden.

Ich fragte einige Weiber an den Spinnmaschinen, wie es ihnen bei dieser Arbeit gefalle. Einige von ihnen antworteten, sie sei ihnen so lieb wie jede andere, aber ein älteres Weib von gutmüthigem Gesicht sagte mit einem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit und Ermüdung, nein, sie liebe diese Arbeit nicht, sie wolle weit lieber draußen auf dem Felde arbeiten. Ich wundere mich nicht darüber. Der Ort war auch keine Lowell'sche Fabrik.

Das Haus hier ist voll von fröhlichen jungen Gesichtern, sechs Knaben und zwei Mädchen, wovon das jüngste das Abbild und die Freude des Vaters ist. Mrs Cooper ist eine jugendliche, hübsche, fröhliche Mutter der schönen Kinderschaft.

Nicht weit davon ist ein Haufen kleiner schwarzer Kinder, siebenzig bis achtzig an der Zahl, die ich neulich einmal Morgens besuchte, und die keine Mütter hatten. Ein paar hexenartige Negerinnen mit Ruthen

in den Händen beherrschten den Haufen mit Furcht und Schrecken. Man hatte mir gesagt, daß sie die Kinder auch im Beten unterweisen. Ich sammelte eine kleine Schaar um mich und sagte ihnen das Vaterunser vor, indem ich sie ersuchte, mir die Worte nachzusprechen. Die Kinder grinsten, lachten, zeigten ihre weißen Zähne und bewiesen deutlich, daß keines von ihnen wußte, was das wunderliche Gebet bedeuten sollte, oder daß sie einen Vater im Himmel hatten.

Die Kinder waren wohl genährt. Sie werden hier von ihren Eltern getrennt gehalten, weil auf den Pflanzungen, wo diese arbeiten, gegenwärtig die Fieber grassiren.

Wenn ich auch hier keine Reformatoren gefunden habe, wie ich erwartete, so habe ich doch von einigen solchen erzählen gehört, nemlich von zwei Plantagenbesitzern, dem einen in Florida und dem andern in Georgien, welche auch für Kinder der Negersklaven Schulen halten, um sie zu guten und freien Menschen heranzubilden. Von einem dieser Herrn wird gesagt, daß er auf die Bildsamkeit der Negerkinder die größten Hoffnungen setze und ihnen sogar den Vorzug vor den weißen Kindern gebe.

Warum habe ich nicht früher von diesen christlichen Pflanzschulen gehört? Ich würde alles Mögliche gethan haben, um sie besuchen und mit meinen eigenen Augen sehen zu können. Solche Pflanzungen in den Sklavenstaaten sind als heilige Orte zu betrachten, wohin die Pilger wallfahrten müssen, welche Erhebung der Seele und neue Kraft zu Glauben und Hoffnung suchen. Nach was habe ich denn in den südlichen Staaten so eifrig gesucht und gefragt als nach solchen Orten?

Es liegt nicht in meiner Natur Stoffe zum Tadel zu suchen. Ich nehme solche nicht auf, außer wenn sie sich aufzwingen. Ich scheue mich nicht die Nacht

zu sehen; aber ich suche das Licht, welches die Nacht verklären kann, in Allem und bei Allen. In der Nacht der Sklaverei habe ich das Moment der Freiheit mit Glauben an den Genius Americas und mit Hoffnung auf denselben gesucht. Daß ich die Nacht so gewaltig und die Arbeit des Lichtes in den Sklavenstaaten noch so schwach gefunden habe, ist nicht meine Schuld.

Charleston, den 3. Juni.

Wiederum hier in der guten Wohnung meiner guten Mrs. Howland, in einem der friedvollsten und schönsten Häuser, die ich in den Vereinigten Staaten gefunden habe. Es thut wohl hier eine Weile ausruhen zu dürfen nach den Strapazen der letzten Woche, die mitunter nicht ganz gering waren. Aber ich habe dafür auch Florida gesehen und verstehe jetzt besser die Beschaffenheit und den Umfang des Reiches, der großen Heimath, die in Nordamerica für alle Völker geschaffen wird.

Aus der Heimath des ewigen Sommers reise ich jetzt nach der Heimath des Winters, nach den weißen Bergen in Neuenglands nördlichsten Staaten, und dann nach Hause, denn ich habe dann gesehen, was ich auf dieser Seite des Oceans zu sehen wünschte.

Unter den Denkwürdigkeiten bei unserer letzten Fahrt darf ich die Morgenfahrt nicht vergessen, die wir in großen Booten von ausgehöhlten Cypressenstämmen von der Ortegaplantage nach Jacksonville machten, wo wir das Dampfschiff nahmen. Der Morgen war herrlich und die Neger ruderten tüchtig und mit frischem Muth. Die Herren von der liebenswürdigen

Familie auf Ortega begleiteten uns an Bord. Diese Familie gehörte zu den guten und stillen im Lande.

Von Mr. Cooper schied ich mit wahrer Dankbarkeit für seinen interessanten Umgang und mit einer bestimmten Vorliebe für einen der jungen Söhne im Hause, dessen breite Stirne einen vorurtheilsfrei denkenden und humoristischen Geist verwahrte.

Der Ort, wo wir das Dampfboot nach Savannah nehmen sollten, war derselbe, wo einst der erste Anbauer Georgiens Oglethorpe die Stadt Fridericia angelegt hatte.

Die Lage scheint vortrefflich gewesen zu sein; aber von der Stadt selbst blieben nur noch einige mit grünen Bäumen und Gebüschen bekränzte Ruinen übrig.

Wir kamen zu guter Zeit hieher, aber das Dampfschiff ließ mehrere Stunden auf sich warten. Inzwischen erging es uns wie in den Feenmährchen. Ein allerliebstes Weibchen, vollkommen ähnlich einer guten, kleinen Fee nahm uns in ihr Haus auf, ein wahres Feenschlößchen in Bezug auf Zierlichkeit, Comfort und Behaglichkeit. Alles glänzte und schimmerte. Die kleine Frau, die alt an Jahren war, aber noch ein vollkommen jugendliches Gemüth und ein paar klare, lebhafte blaue Augen besaß, versetzte mir, indem sie eine humoristische Anspielung auf meinen Kopf machte, einen Schlag auf die Stirne, der ihre Schaale hätte sprengen können, wenn sie weniger dick gewesen wäre. Und dann deckte sie uns einen Tisch, welcher glänzte von weißem Tischzeug und Porcellan und Silber, und regalirte uns mit Thee und Butterbrod, Kartoffeln (meinem Wunsch), Eiern u. s. w. Nein, kein von Feenhand bereitetes Mahl konnte ausgesuchter und schmackhafter sein. Das fröhliche und lebhafte Weibchen und ich tranken mit einander auf Freundschaft und Kartoffeln, als nothwendige Elemente zur irdischen Glückseligkeit. Und so reisten wir nach Savannah.

In Savannah sah ich außer alten guten Freunden, die immer gleich gut und freundlich bleiben, ein Matrosenhaus, das unter der Aufsicht der Frauenzimmer der Stadt steht. Es war eine einfache, aber wohl gehaltene und mit gutem Erfolg gesegnete Einrichtung, wo die Matrosen, wenn sie nach Savannah kommen, für den geringst möglichen Preis die bestmöglichen Comforts erhalten können und in einem großen gemeinschaftlichen Saal sowohl körperliche Nahrung als Geistesspeise erhalten. Letztere bestand aus guten Büchern und Tractätchen mit Abhandlungen und Erzählungen in religiöser Richtung.

Die lebhafte hübsche Frau, die mich hieher führte, Mrs. Burrows, Tochter des Senators Richters Berrian, ist eine der Vorsteherinnen, und obschon glückliche Gattin und Mutter von sechs Knaben und einem Mädchen, findet sie dennoch Zeit und Herz, um sich dieser Häuser für die Söhne Neptuns anzunehmen, welche sonst Winden und Wogen preisgegeben sind, die ihnen in den Städten noch gefährlicher werden, als draußen auf dem Meer. Gattin, Mutter, Bürgerin, so lauten die Titel des Weibes in der neuen Welt.

Abends im Hotel Pulaskyhaus, wo ich über die kurze Zeit blieb, um mich von Mrs. Howland nicht zu trennen, machte ich Bekanntschaft mit einer jungen Dame aus einer Plantage, die jetzt mit einer Familie von sieben Knaben, welche immer nur durch ein oder zwei Jahre von einander getrennt sind, in die Stadt gekommen war. Mutter und Kinder waren voll von frischen Lebensgeistern, und die heitere junge Mutter fürchtete bloß, sie möchte die jungen Knaben, die in der Stadt umherlaufen wollten, wie sie es auf dem Lande gewohnt waren, nicht zusammenhalten können. Sie sollen hier in die Schulen gegeben werden. Die Familien in Nordamerica sind oft sehr zahlreich, doch nicht so wie in England. Die höchste Zahl, von der ich gehört habe, sind zwölf

Kinder von einem Paar, und dieß war eine Seltenheit. Die Siebenzahl scheint die allgemein höchste Zahl der Kinder in einer Familie zu sein. Nicht selten findet man auch kinderlose Ehepaare.

Aber jetzt muß ich Dir ein wenig von Südcarolina sagen, denn Südcarolina will in diesem Augenblick ein Staat für sich sein, abgesondert von allen andern Staaten. Es ist nämlich höchlich erzürnt über die Ungerechtigkeiten, welche nach seiner Meinung die südlichen Staaten beim letzten Congreß durch das Compromiß zwischen den freien und den Sklavenstaaten in der Californienfrage erlitten haben, und ganz neuerdings ist von den weißen Männern des Staats ein Convent in Charleston gehalten worden, auf dem sie, nachdem sie zusammen gegessen und getrunken, den heldenmüthigen Entschluß faßten, von der Union auszuscheiden und eine feindselige Haltung gegen die nördlichen Staaten derselben anzunehmen. Der Palmettostaat scheint hiebei auf großen Beifall von andern Staaten des Südens gerechnet zu haben, aber der Erfolg zeigte, daß er sich verrechnet hatte. Georgien, Alabama, Louisiana und mehrere andere haben sich offen für die Union erklärt, und in den Zeitungen Floridas habe ich scharfen Tadel über das Benehmen des Palmettostaates gelesen. Missisippi ist jetzt der einzige Staat, der noch nicht mit sich einig zu sein scheint, ob er sich für die Union oder gegen sie und für Südcarolina erklären soll.

Inzwischen scheint es, als ob Südcarolina selbst gleich dem großen König Philipp antiken Angedenkens nach dem Rausch anders gesinnt sei als während des Rausches, und daß die guten Brüder, die in Charleston zusammen gegessen, getrunken und kriegerische Erklärungen abgefaßt, gleichwohl später vorgezogen haben in Ruhe daheim sitzen zu bleiben. Auch fehlt es nicht an klugen und guten Bürgern, welche sich offen gegen

die heroischen Erklärungen des Convents aussprechen, und man macht sich oft lustig über sie. In einer der Zeitungen der Stadt las man dieser Tage folgendes Citat aus einer Rede, die von einem der Mitglieder des großen Congresses gehalten worden sein soll:

„Ja, meine Herrn, ich betheure, daß ich, wenn der Krieg zum Ausbruch kommt, der erste sein werde, der über meine Baumwollenfelder hinspringt und wie General Washington auf dem Schlachtfeld bei Waterloo rufen wird: Ein Pferd, ein Pferd, mein Königreich für ein Pferd!"

Aus den Bemerkungen, die ich gehört, und aus den Zeitungen, die ich hier über diesen Convent gelesen habe, sehe ich, wie gesund und klug die öffentliche Meinung ist, wenn man ihr nur die nöthige Zeit läßt. Gewiß wird die Secessionserklärung Südcarolinas bloß ein Beweis dafür sein, daß die Union innere Kraft genug besitzt, um sich trotz der Unzufriedenheit der Einzelnen zusammenzuhalten.

Mr. Poinsetts Briefe an den Convent, zu welchem er eingeladen war, aber nicht kommen konnte, werden als höchst ausgezeichnet durch den Adel ihrer Grundsätze und durch ihre staatsmännische Klugheit gerühmt. Sie rathen stark zur Union und beweisen Südcarolina, daß es mit seinen Behauptungen Unrecht hat. Der edle alte Staatsmann hat mich in diesen Tagen sehr erfreut durch einen Brief, worin er mich aufs Neue zu einem Besuch in seiner Heimath einladet, „um mich mit ihm über den Zustand und die Zukunft der Vereinigten Staaten zu besprechen." Ich würde eine solche Besprechung mit ihm sehr wünschen, aber die Zeit verbietet mir eine neue Fahrt nach seiner Einsiedelei.

Unter den Gegenständen des Tagesgesprächs ist ein scandalöser Streit, der in den Zeitungen Neu-Yorks zwischen Privatpersonen geführt wird. Einer der bedeutendsten Schriftsteller der Stadt ist in den Streit

verwickelt, welcher auch den guten Namen und Ruf einiger angesehener Damen betrifft. Der Kampf wird mit großer Bitterkeit und Rücksichtslosigkeit geführt, die Guten und Denkenden sehen ihn mit Verdruß und Widerwillen, wie sie auch die Neigung zu persönlichen Angriffen und Grobheiten tadeln, welche noch eine der größten Sünden der americanischen Tagespresse sein dürfte. Gewöhnlich werden jedoch die Frauenzimmer dabei geschont und finden immer kräftige Vertheidiger. Ein Mann, der sich in Wort oder Schrift grobe Ausdrücke oder Ausfälle gegen ein Frauenzimmer erlauben sollte, würde von dem weitaus größeren Theil der Bevölkerung als ein Kerl von schlechter Erziehung und schlechtem Geschmack verurtheilt werden. Ein stilles Verwerfungsurtheil schließt ihn von der bessern Gesellschaft aus. So edel ritterlich ist der Geist hier zu Lande.

Ich werde jetzt ungefähr eine Woche ruhig hier bleiben, theils weil ich mich hier so wohl befinde und der Ruhe bedarf, theils um meine Toilette unter der Leitung und Mitwirkung der guten Mrs. Howland ein Bischen in Ordnung zu bringen. Ich denke an diese hier mehr als zu Haus, denn ich muß hier als Schwedin repräsentiren und will es mit Ehren thun, obschon in aller Bescheidenheit. Ich trage deßhalb immer ein schwarzes Seidenkleid nebst einer Mantille oder einem leichten Kofta, gleichfalls von Seide und mit Spitzen garnirt. Auf der Straße kannst Du mich mit weißem Seidenhut und mit weißem Schleier, und in einem Mantel oder Kleid von weißer Seidensarsche sehen. Ich suche Ernst mit einiger Eleganz zu verbinden. Von hier gedenke ich mich durch die Hochlande Nordcarolinas und ebenso Georgiens, deren Naturmerkwürdigkeit ich sehen will, nach dem Tenesseestaat, auf dem Tenesseefluß zu begeben und von da nach Virginien, dem alten Gebiet (the old dominion), wo ich einige

Zeit zu verweilen und sowohl Natur als Menschen kennen zu lernen wünsche. Hier ist es jetzt abscheulich warm und man befindet sich in einer Art von Dampfbad. Ich würde eine Menge Briefe schreiben und Verschiedenes lesen, aber ich kann Stunden lang Nichts thun, als in einem Schaukelstuhl sitzen und mich hin- und herwiegen. Das geht jetzt im Anfang des Sommers noch an, sagt Mrs. Howland, aber wenn diese Hitze vier bis fünf Monate anhält und gar kein Ende nehmen zu wollen scheint, dann . . . .

Kein Wunder, wenn so manche junge Frauenzimmer hier bleich und schwindsüchtig aussehen.

Die Vegetation ist im höchsten Flor und die Wälder stehen in herrlicher Blüthe; der India pride (Indiens Stolz) der Franzenbaum, der Tulpenbaum, die Magnolie u. s. w. schicken ihre hübschen duftenden Blumen aus. In den Gärten duften Rosen und Orangenblüthen, die Nectarinen setzen Früchte an und der Feigenbaum hat bereits reife Früchte. Man genießt, aber mit mattem Leben. Am schönsten sind die Abende, und an diesen draußen auf der obern Piazza, beschattet von dem Rosenspalier umherzuwandeln, und mich von den Lüften, die von der Flußseite herkommen, liebkosen zu lassen, das ist mein größter Genuß.

Den 11. Juni.

Morgen verlasse ich dieses gute Haus, diese liebenswürdige Familie für immer. Es fällt mir schwer es zu sagen, aber es ist so. Liebliche Stunden und Tage habe ich auch dießmal hier und bei einigen andern Freunden in Charleston zugebracht. Wiederum habe ich unaussprechlichen Genuß gehabt von Mr. Holbrooks Gesellschaft, habe wiederum einen ganzen schönen Tag lang in den Myrtenhainen von Belmont gelustwandelt unter Gesprächen, welche das Leben zugleich

tiefer und weiter machen. Mrs. H. besitzt mehr Phantasie als ich, und ihr poetischer Sinn, in Verbindung mit einem Gesichtskreis von unbeschränkter Weite, der aber die universellen Verhältnisse der Erde auffaßt und dabei seine Nahrung aus einem christlich religiösen Centrum schöpft, macht ihren Umgang für mich in hohem Grade belebend und wohlthätig.

Von mehreren guten Freunden habe ich erneute Beweise ihrer beständig warmen Herzlichkeit erhalten und von dem edlen unitarischen Priester Gilman einen Segen, den ich in meinem Herzen bewahre. Als ich eines Tags sein ascetisch reines Profil abzeichnete, fragte ich ihn: „In welchem Alter haben Sie sich am glücklichsten gefühlt?" Er antwortete: „Zwischen dem 50. und 60. Jahre." Ich höre das mit Freude, denn ich nähere mich selbst dieser Zahl und hoffe auf ihre beruhigende Macht.

Der junge Missionär Miles, an dessen Namen und Buch du dich aus meinem Briefe vom vorigen Jahre erinnern dürftest, hat sich einiger Zeilen von dem edlen Neander in Berlin zu erfreuen gehabt, der ihm schreibt: „Dem jungen Missionär in Südcarolina reicht der alte Neander über den Ocean seine Hand zu brüderlichem Verein und als Zeichen herzlicher Anerkennung u. s. w." Solche Zeichen sind erfreuliche Zeichen der Zeit.

Unter den Denkwürdigkeiten der letzten Zeit muß ich den Markt der Sklaven am letzten Samstag Abend erwähnen, wo nämlich die auf den Plantagen wohnenden Sklaven mit ihren Waaren und kleinen Industrieprodukten von geflochtenen Körben, Teppichen u. s. w. nach Chaleston kommen und sie öffentlich ausstellen, ausrufen und verkaufen. Die Scene ist heiter, währt aber bloß einen Abend. Ferner einen Besuch in etlichen Negerschulen, sowie auf dem neuangelegten großen Begräb-

nißplatz für Charleston, der „Magnolie", endlich eine Nacht auf der Sullivansinsel.

Von den Negerschulen war eine für Kinder freier Neger bestimmt. Sie wurde von einem weißen Lehrer und bei offenen Thüren gehalten. Ich sah hier eine Versammlung farbiger Kinder in allen Schattirungen zwischen rabenschwarz und beinahe vollkommen weiß. Die Schulbücher, die ich zu sehen verlangte, waren dieselben, die in den americanischen Schulen für die Kinder der Weißen gebraucht werden.

Diese Schule ist eine gute Anstalt, aber offenbar ein gefährliches Element in dem Sklavenstaat, wenn sie nicht mit dem Unterricht der Negersklaven und ihren Aussichten in Harmonie gebracht wird.

Ich hatte auch von geheimen Schulen für Sklavenkinder gehört, aber es wurde mir unendlich schwer eine solche zu entdecken und, nachdem ich sie gefunden hatte, hineinzukommen, so sehr fürchtete man die Strenge des Gesetzes, das bei schwerer Strafe die Unterweisung der Sklaven im Lesen und Schreiben verbietet. Als ich endlich in das heimliche Zimmer kam, fand ich in der unfreundlichen düstern Höhle ein halb Dutzend armer Kinder, deren Gesichter von der größten Dummheit und Verthiertheit zeugten. Man hatte sie offenbar hieher gebracht, um einen Versuch zu machen, sie zu vermenschlichen.

Der Magnolienkirchhof ist eine edle und großartige neue Anlage, die Charleston Ehre bringt. Er liegt am Meere, dessen reine erfrischende Winde mit erweckendem Leben darüber hinfahren. Auf drei Seiten sieht man im Hintergrund Magnolien- und Cedernwald; vorn ist das blaue Meer. Der Platz ist niedrig, aber nicht sumpfig, und Canäle sind für das Fluß- und Meerwasser gegraben, so daß es heraufkommt und innerhalb des großen Begräbnißplatzes kleine Inseln und Halbinseln bildet. Schöne Gruppen von

Bäumen des Südens standen da und dort. Die Art, wie die Bevölkerung Americas für die Ruhestätte ihrer Todten sorgt, prophezeit ihr ein langes Leben auf Erden.

Auf dem neuangelegten Begräbnißplatz sah ich bloß zwei Denkmäler; aber sie hatten jedes eine so eigenthümliche und so verschiedene Geschichte, daß ich sie Dir mit wenigen Worten erzählen muß.

Das eine gehört einem jungen Mädchen. Sie war ihrer Mutter einziges Kind. Eines Tags berührte sie ihr eines Auge mit der Hand, welche kurz zuvor eine giftige Blume, hier Nachtschatten genannt, berührt hatte (solanum nigrum, das eine schöne hellgelbe Blüthe, ähnlich unserer Kartoffelblüthe, hat), und so geschah es, daß ihr Auge vergiftet wurde. Es wuchs aus und wurde unförmlich. Das Gewächs und die damit verbundenen Schmerzen zehrten am Leben des jungen Mädchens. Sie welkte hin, aber schön und fromm. Ihr Leiden und ihre Geduld machten sie zum Gegenstand der allgemeinen Liebe. Sie und ihre Mutter verwandelten durch die Kraft der Religion die Wanderung zum Grabe in einen freundlichen Weg, und der Nachtschatten bekam keine Macht über sie. Nach zweijährigen Leiden starb sie, wie ein guter Engel sterben könnte, und ihr Grab wird von freundlichen Erinnerungen umgeben.

Die zweite Gruft gehört einem jungen Manne. Er war Offizier der americanischen Armee während des Krieges in Texas oder in Mexico, ich erinnere mich nicht recht, in welchem von beiden Ländern. Eines Tags saß er mit einem Kameraden bei Tisch, als er die Aufforderung erhielt zum commandirenden Offizier zu kommen. In jugendlichem Leichtsinn oder Uebermuth sagte er: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich gehe," oder irgend einen ähnlichen Ausdruck. Aber er ging gleichwohl. Die unbesonnene Aeußerung wurde dem Chef hinter-

bracht. Dieser befahl, daß der junge Mann des Beispiels halber, ich weiß nicht ob auf einen oder mehrere Tage, den Knebel in den Mund bekommen solle. Der Jüngling sagte, als die Strafe an ihm vollzogen wurde: „Ich esse von jetzt an Nichts mehr. Niemand soll Gelegenheit haben mir vorzuwerfen, daß ich den Knebel im Munde gehabt habe.“ Und er verweigerte jede Nahrung. Als der Chef von dieser Aeußerung und dem Benehmen des jungen Mannes im Arrest erfuhr, da bereute er seinen barbarischen und übereilten Befehl und ging, sagt man, selbst zu ihm, um ihn von seinem Entschluß abzubringen. Vergebens. Der wackere junge Krieger starb im Verlauf einer Woche an verbittertem Herzen und Hunger, zum unendlich bitteren Kummer für seine Familie, die sich von einer Anklage gegen den unverständigen Befehlshaber nur durch die Mutter des Todten abhalten ließ, welche zu der Familie des Chefs in nahen Freundschaftsverhältnissen gestanden hatte und mit Recht sagte: „Die Rache kann mir meinen Sohn nicht zurückgeben.“

Große Leiden haben den Magnolienkirchhof bereits zu einer Ruhestätte eingeweiht.

Die Fahrt nach der Sullivansinsel machte ich mit Mrs. Howland allein. Es war mir lieb allein diesen letzten Ausflug in Südcarolina zu unternehmen und mit ihr zum letzten Mal von dem Seewind in den Palmetto- und Myrthenhainen auf der Insel mich umkosen zu lassen. Als wir mit dem Dampfschiff dort angekommen waren, nahmen wir einen Wagen, um auf dem Sandriff umherzufahren. Unser Kutscher war ein fünfzehnjähriger Yankee, gutmüthig und munter, der von Boston nach Charleston gekommen war, um sein Glück zu versuchen. Er hatte als Junge eine allgemeine Schule besucht und zeigte viel Verstand in Rede und Antwort. Wir vertrauten uns seiner Führung an und

vertieften uns dermaßen in ein Gespräch, daß wir erst nach einer halben Stunde bemerkten, daß wir statt auf dem festen Sandriff beständig im Wasser fuhren und immer tiefer hinabzukommen schienen. Wir machten den Burschen darauf aufmerksam; er zeigte ein nachdenkliches Gesicht, meinte aber, wir würden schon an Ort und Stelle kommen, und so fuhren wir noch eine Weile. Aber jetzt ging das Wasser bis über das halbe Rad herauf, wir kamen in tiefe Gruben, es war klar, daß wir uns nicht auf dem rechten Weg befanden, und nach einigem weiteren Gerede mit dem jungen Kutscher stellte es sich heraus, daß er, statt mit uns auf der gewöhnlichen südlichen Seite der Insel zu fahren, die nördliche Seite gewählt hatte, weil er erforschen wollte, ob man nicht ebensogut auf dieser Seite herumkommen könnte. Er hatte einen Versuch anstellen wollen.

Mrs. Howland lachte so herzlich über das Unternehmen des Jungen mit uns ein Experiment anzustellen, das uns das Leben kosten konnte, daß ihre Scheltworte alle Kraft verloren. Der Junge war zwar etwas verlegen, lächelte aber dennoch und wollte gar zu gern sein Experiment zu Ende führen. Diesem Plan widersetzten wir uns jedoch mit Bestimmtheit, da wir den Boden gar nicht kannten und jeder neue Schritt für uns der letzte sein konnte. Wir stiegen unter dem Buschwerk am Ufer ab und überließen es dem Jungen seinen Weg über die Insel mit Pferd und Wagen so gut zu finden, als er vermochte.

Wir suchten uns durch Gebüsche und Dickicht durchzufinden, und Mrs. Howland lachte auf dem ganzen Weg mit unvergleichlicher Gutmüthigkeit über die charakteristische Tollheit des Yankeejungen. Nachdem wir eine Stunde gegangen, oder vielmehr durch Dickicht gekrochen und im Sande herumgewatet waren, fanden wir einen Fußsteig und Spuren von einem Zaun.

Als wir uns von da umschauten, erblickten wir oben auf den höchsten Sandhügeln in dieser Gegend der Insel zu unserer Verwunderung einen angespannten Wagen. War es wirklich so? Ja, es war richtig unsere eigene Equipage, die aus dem Wasser auf diese Höhe hinaufgeklettert war, und auf dem Kutschenbock saß ganz ruhig der Yankeejunge und schaute sich rings um, die Geographie der Insel ausspähend.

Als wir uns nach Verlauf einiger Stunden endlich bis zu dem südlichen Theil der Insel und zu der Festung fortgelotst hatten, trafen wir dort unsere Equipage und den Yankeejungen, der so ruhig und munter, als wäre Alles aufs Beste abgelaufen, auf uns wartete.

Wir waren just nicht dieser Ansicht und bekannten uns noch weniger dazu, als wir das letzte Dampfschiff von der Insel nach der Stadt abgehen sahen, ehe wir das Ufer erreicht hatten. Wir mußten auf der Insel übernacht bleiben, aber wir hatten ein gutes Hotel, und das Meer und der schönste Mondschein und die Nacht auf der Sullivansinsel, die ich zum großen Theil durchwachte, wurde für mich eine der erinnerungsreichsten, die ich unter Südcarolinas Himmel verbracht habe.

Heute während einer Spazierfahrt außerhalb der Stadt sah ich einen Mann, der einen jungen Negerknaben führte, dessen Hände mit einem Strick zusammengebunden waren. Der Mann saß zu Pferd, der gebundene Junge (er mochte 14 bis 15 Jahre haben) ging hinter dem Pferd. Der Junge hatte wahrscheinlich zu entfliehen gesucht und wurde jetzt auf diese Art in die Stadt geführt, um gepeitscht zu werden. Das Volk sah es gleichgültig an als etwas höchst Gewöhnliches. Schöne Sitten!

Als ich mit meiner guten Mrs. Howland zu Fuß in der Stadt umherspazierte, sahen wir einen wohlge-

kleideten alten Neger auf einem Stein sitzen und aus der Nase bluten. Sie blieb stehen:

„Bluten Sie Daddy (Vater)?" fragte sie.

„Ja, Missis, ja," antwortete er freundlich; „es will nicht aufhören."

„Ich will Ihnen meine Schlüssel geben, Daddy, um sie auf Ihren Nacken zu legen, dann wird es bald aufhören," sagte Mrs. H., nahm ihren Schlüsselbund, legte ihn selbst dem schwarzen Daddy auf den Nacken und blieb eine Weile stehen, bis er die beabsichtigte Wirkung hervorbrachte. Daddy dankte herzlich, aber nicht wie für einen außerordentlichen Gunstbeweis. Und ein solches Verhältniß zwischen den Weißen und Schwarzen ist in den Sklavenstaaten nichts Ungewöhnliches. Aber das Sklavereiinstitut macht, daß man den guten und den bösen Herrn in eine Classe zusammenwirft, und gleichwohl sind sie von einander verschieden wie Tag und Nacht.

Aus meiner beabsichtigten Reise durch die nördlichen Theile von Georgien sowie durch Tennessee wird es wie im vorigen Jahre Nichts. Die Hitze ist drückend, der Tennesseefluß so ausgetrocknet, daß die Dampfschiffe nicht darauf gehen können; Bequemlichkeiten gibt es ganz und gar keine auf diesem Weg, die Mühseligkeiten aber, die man in den Diligencen auf den schlechten Wegen auszustehen hat, sind vielfach und lang. Ich vertraue mich also auch dießmal dem Meere an, aber bloß auf einen Tag; ich gehe in Nordcarolina ans Land und setze die Reise durch diesen Staat nach Virginien fort. Wahrscheinlich reise ich nordwärts mit demselben Dampfboot wie Mrs. und Mr. Holbrook.

Ich bin gesund, mein Herzchen, und Freunde in Savannah und Charleston schmeicheln mir, daß ich mich verjüngt, verschönt habe (wonderfully improved), was sie dem Clima Americas zuschreiben, das aber gewiß für einen Verjüngungsproceß das schlimmste un-

ter der Sonne ist. Ich weiß es jedoch besser und preise Cuba. Doch die guten Heimathen sowohl da als dort vor allen Dingen. Gottes Segen über sie! Aber alt bin ich äußerlich dennoch geworden, das sehe und fühle ich und muß Dich darauf vorbereiten. Die Anstrengungen der Reise und das Clima des Westens haben deutliche Spuren hinterlassen. Ich möchte Dir sagen können, daß etwas Anderes bei mir sich verjüngt habe, aber ich wage es noch nicht.

Vierzigster Brief.

Richmond, den 16. Juni 1851.

Guten Morgen, mein Schwesterchen, in dieser schönen Morgenstunde in Virginiens Hauptstadt! Ich komme soeben von einem Spaziergang im Park um das Capitol her zurück, von wo ich den schönen St. Jamesfluß (auf indianisch Powhatan) mit schäumendem Fall und ruhigen silberklaren Wellen in zahlreichen Biegungen durch grüne Ebenen und an schönen Hügeln entlang durch das Land ziehen sah. Eine herrliche Aussicht von diesem stattlichen Capitol aus! Ich wünschte, die geistige Aussicht vom Hauptsitze des Staates aus entspräche ihr. Aber Virginien ist Sklavenstaat, und seine Aussichten öffnen sich, sein Lebensstrom fließt, wie dieß in allen Sklavenstaaten der Fall ist, bloß für die Hälfte seiner Bevölkerung. Man wird gleich an den Thoren des capitolinischen Parkes daran erinnert. Denn an den Pfeilern der Thore ist eine Bekanntmachung angeschlagen, die in großen Buch-

staben verkündet, daß jeder Sklave, der sich in diese Thore wage, 39 Peitschenhiebe empfange. In den Sklavenstaaten kann man nie Etwas genießen oder bewundern, ohne durch diese Peitschenhiebe gestört zu werden.

Aber in materieller Beziehung wie schön durchwässert ist nicht Nordamerica! Ueberall in allen seinen Staaten diese schönen schiffbaren Flüsse, die gleich großen Pulsadern unzählige kleinere Ströme und Bäche in sich aufnehmen und allerwärts das Leben und die Früchte der Cultur verbreiten. Ich kann diese schönen Flüsse nicht betrachten, ohne mich der Hoffnung hinzugeben, daß sie für die edelsten der Früchte der Cultur den Weg bereiten werden.

Von meiner guten Mrs. Howland, die mir wie eine Schwester lieb geworden, und ihrer Familie trennte ich mich mit einem Schmerz, dem ich kein Gehör zu schenken bemüht war. Denn es mußte geschehen.

Es war am Nachmittag des zwölften Juni, als ich Charleston und Südcarolina, wo ich so manches Gute genossen hatte, verließ. Die See war rauh und das Schiff so überfüllt mit Menschen, daß ich es im Stillen bereute, daß ich mich von meinem Wunsch, bei Mrs. Holbrook zu sein, hatte verleiten lassen dieses Schiff zu wählen, statt meine Abreise noch einige Tage hinauszuschieben. Denn ich fürchtete jetzt Andere zu belästigen und selbst belästigt zu werden. Aber Mrs. H. wurde mein Trost und meine Hülfe. Sie kannte die Negerin, die im Damensalon aufwartete, und bestimmte die gute Alte uns auf weichen Sitzen an den Fenstern zu betten, denn alle Cajüten im Schiff waren bereits in Anspruch genommen. Dadurch entgingen wir den heißen Cajüten und genossen die Nacht hindurch frische Luft von den Salonfenstern her.

Als es sich zur Nacht neigte, wurde die See immer unruhiger, die Wolken wurden sturmschwanger,

die Luft war drückend heiß; die Fahrt gehörte zu den gefährlichsten und das Dampfschiff stand nicht im besten Ruf.

Aber ich tröstete mich und dachte: Wenn der Mond aufgeht! . . . denn ich habe den einbildischen Glauben, daß der Mond mein Freund sei. Schon in meinen Kinderjahren zog er meinen Blick an sich, und ehe ich irgend ein anderes Wort sagte, ehe ich Vater und Mutter sagen konnte, sagte ich: Mond. Meine ersten Verse waren dem Mond gewidmet. Sie waren schlecht genug, aber der himmlische Körper, den ich als glückselig und als Tröster der Unglücklichen begrüßte, ist mir gleichwohl stets hold gewesen, und noch nie auf meinen Seereisen hat er ermangelt durch seinen Aufgang die Wolken zu zerstreuen und unruhige Wogen und Winde zu beschwichtigen. Ich habe deßhalb meine Seereisen immer so einzurichten gesucht, daß sie von dem Mond beschienen werden konnten. So hatte ichs auch bei dieser ausgerechnet, für deren Annehmlichkeiten ich mich auf Mrs. Holbrook und den Mond verließ. Weder die eine noch der andere täuschte mich.

Mrs. H. war als seekrank und im Gedränge auf dem Dampfschiff dieselbe liebenswürdige, vollkommene Lady, wie im Salon und in den Myrthenhainen von Belmont; und der Mond war, sobald er über dem Meer aufstieg, derselbe liebenswürdige schützende Planet, als welcher er sich mir schon früher erwiesen hatte. Die Wolken verschwanden zwar nicht, aber sie standen gleichsam still da, oder zogen sich in pittoresken Gruppen zurück. Die Wogen wallten zwar, aber sie waren nicht stürmisch; es blitzte unaufhörlich gar hübsch in den Wolken, aber ohne Donner. Es war, als hätte das klare Angesicht des Mondes die Wildheit der Elemente zurückgehalten. Sie wagten es vor ihm nicht loszubrechen. Ich betrachtete den Mond und erfreute mich an dem hübschen, aufgeregten, aber nicht beun-

ruhigenden Leben am Himmel und im Meer während der Nacht. Denn ich befand mich wohl, obschon alle anderen Passagiere mehr oder weniger an der Seekrankheit litten, und ich ging oft hinauf, um mich an dem schönen Schauspiel zu weiden. Dazwischen hinein schlummerte ich, lieblich gefächelt von den Seewinden durch die offenen Fenster her.

Am folgenden Tage gingen wir ans Land und fuhren auf der Eisenbahn durch Nordcarolina, das sich als eine fortlaufende Strecke von Tannenwäldern mit einigen offenen Plätzen zur Anpflanzung von Baumwolle und Mais erwies — ein plattes, einförmiges und armes Land, mit Ausnahme des Saftes der Tannenwälder, woher es auch seinen Volksnamen „alter Theer und Terpentin" (Old tar and turpentine) erhalten hat. Die nordwestlichen Theile des Staates sind bergig und haben viele Naturschönheiten. Mrs. H. sagte, der alte Theer und Terpentin sei durch nichts Anderes berühmt, als durch seine Ehrlichkeit und seine einfachen Sitten. Als andere Staaten in der Union sich weigerten, ihren Antheil an der Schuld gegen England zu bezahlen, welche sie gemeinschaftlich eingegangen hatten (ein verunglücktes Anlehen), gab der „alte Theer und Terpentin" ein Beispiel von Treue und Pünktlichkeit im Worthalten und bezahlte seinen Theil an der Schuld ohne alle Umstände. Nordcarolina ist, obschon Sklavenstaat, einer der Hauptsitze der Quäcker in America gewesen und war stets durch sein patriarchalisches Leben und seine patriarchalischen Sitten bekannt.

An einigen Orten, wo wir unterwegs anhielten, war Laubwald, und dieser war wie gewöhnlich in den südlichen Staaten reich an mancherlei Baumarten. Ich zählte ihrer mehr als vierzehn in einem Walde. Mrs. H. war für mich unterwegs wie immer eine Quelle der Erquickung und des Vergnügens. Ich habe

nie Jemand, weder Mann noch Frau, getroffen, der im Gespräch eine so anregende, ich möchte fast sagen, so entwickelnde Wirkung ausübte. Wir folgen uns wie zwei Vögel, die zwischen Himmel und Erde, von Stern zu Stern, von Land zu Land, von Baum zu Baum, von Blume zu Blume auf- und abfliegen. Ich lerne viel bei ihr. Mit ihrem Mann, dem hochgeachteten Naturforscher Holbrook, ihrer Schwester Miß Lucas und ihrer alten schönen Mutter, führt sie ein schönes und reiches Familienleben.

Gegen Abend dieses Tages kamen wir an das Dörfchen Weldon auf der Gränze zwischen Nordcarolina und Virginien, wo der wilde schäumende Fluß Roanoke seine Wellen rollt und die beiden Staaten trennt.

In der Abenddämmerung ging ich an den Fall hinab und sah ihn schäumen und tosen. Die Feuerfliegen tanzten funkelnd unter den düstern Gewölben der Bäume. Die Natur war hier romantisch wild und schön, die Gegend aber so öde und still, als wäre sie ohne Menschen.

Wir hatten eine gute Nachtherberge, und obschon ich von einer Migraine heimgesucht wurde, so konnte ich doch zu meiner Freude am folgenden Tag die Reise auf einem langsamen Eisenbahnzug fortsetzen, der uns ganz gemächlich und gemüthlich durch Virginiens Wälder nach Virginiens Hauptstadt Richmond führte, welche 30,000 Einwohner (die Hälfte davon farbig) zählt und eine romantische Lage auf den Höhen und in den Thälern am St. Jamesflusse hat. Und da bin ich jetzt. Von meinen Reisegesellschaftern mußte ich schon gestern Abend Abschied nehmen. Sie setzten heute früh ihre Reise nach Saratoga fort, wo sie den Brunnen trinken und baden wollen. Später im Sommer gedenke ich ebenfalls dahin zu gehen, aber nicht um den Brunnen zu trinken, sondern um diese Scene

des americanischen Gesellschaftslebens zu sehen, welche, wie man mir gesagt hat, die schlimmste Seite desselben darstellt, die fashionable, kalte Unsittlichkeit und Gewissenlosigkeit im Gallakleide.

Später.

Pfui über eine solche Predigt! Just eine Predigt um, wenn sie die einzige Quelle zur Erkenntniß Gottes wäre, die Leute zu Atheisten oder Kohlköpfen zu machen. Mich machte sie ungeduldig und ärgerlich. Der junge Geistliche goß mit großer Selbstgefälligkeit den Kelch des Zornes voll von Drohungen und Strafgerichten in seiner calvinistischen Strafpredigt über Sünder aus, die sich in der Kirche nicht vorfanden, wenigstens wenn ich nach ihrem äußeren Ansehen urtheilen darf. Die Kirche war sehr schwach besucht; ein Theil des Publicums schlief. Einige sehr wohlgenährte und wohlgekleidete ältere Herrn, die auf einer Bank vor mir saßen, zogen von Zeit zu Zeit ihre Uhr heraus, vermuthlich nur um zu sehen, wie sich die Stunde zur Mittagszeit verhielt, denn an das jüngste Gericht dachten sie offenbar nicht, obschon der junge Geistliche gewaltig von ihm und von der bevorstehenden Strafe für die Gottlosen donnerte. Freilich hielt sich der Strafprediger auch so am Abstracten und Leeren, daß keine seiner Sündenbeschreibungen die Häupter der Leute zu berühren schien, die auf den Bänken saßen. Aber ich habe auch schon manchen andern Priester für eine Zuhörerschaft predigen gehört, die sich offenbar in der Kirche nicht vorfand.

Ich bleibe ein paar Tage hier und will dann unserem Landsmann Professor Scheele de Vere in Charlotteville, der Universität Virginiens, einen Besuch abstatten, kehre aber hernach auf einige Zeit hieher zurück.

Den 18. Juni.

Ich habe gestern und heute eine ganze Menge freundlicher Besuche und ditto Einladungen erhalten. Unter den letzteren war auch eine Einladung auf ein Landhaus in der Nähe der Stadt, die ich für die Zeit meiner Rückkehr von Charlotteville sogleich annahm, so wohl gefielen mir die Personen, von denen sie ausging, eine Mrs. van Lee (Wittwe) und ihre Tochter; so viel seelenvolle Güte und Zartheit des Gefühls strahlte aus ihren sanften Gesichtern. Die Tochter, eine anmuthsvolle, bleiche Blondine, äußerte sich über den Zustand der Sklaven mit einer Theilnahme, die mich sogleich zu ihr hinzog.

Sie führte mich gestern zu Wagen in Richmonds schönen Umgebungen spazieren. Zu ihnen gehörte der große parkartige Kirchhof mit Anhöhen und Thälern. Die ganze Gegend von Richmond bietet einen reichen Wechsel von Hügeln und Thälern, und überall ist der St. Jamesfluß ein bedeutender und erfrischender Zug in der Landschaft, die er in mannigfachen Biegungen und Krümmungen durchschneidet. Obschon wir demnächst in der Mitte des Sommers sind, war es doch so kalt, daß ich in dem offenen Wagen ordentlich fror, und die Luft war hart und scharf.

Hernach fuhren wir nach einer großen Tabaksfabrik, denn ich wünschte die Einrichtung zu sehen, wo Virginiens Hauptproduct verarbeitet wird. Hier hörte ich die Sklaven (ungefähr hundert an der Zahl) während ihrer Arbeit in großen Sälen vierstimmige Choräle singen. Sie sangen so rein und so vollkommen harmonisch, daß ich kaum glauben konnte, daß sie Autodidacten waren. Und dennoch war es so. Gott hat diesen armen Geschöpfen die Gabe des Gesanges zum Trost in ihrer Prüfungszeit verliehen. Und ihr Leben

in der Tabaksfabrik ist wahrhaftig kein Leben im Lande Canaan. Ein Theil der Arbeit, z. B. das Rollen der Tabaksblätter, womit sie gerade beschäftigt waren, scheint leicht genug zu sein; aber das Zusammenpressen derselben zu festen Kuchen mittelst Schraubmaschinen, welche durch die Kraft der Hände und der Brust gewendet werden, ist so schwer, daß es nicht selten Brustkrankheiten verursacht, und die Arbeiter Gesundheit und Leben kostet. An den Gestank und Schmutz, der in den Tabaksfabriken immer vorherrscht und mir mörderisch vorkommt, kann man sich vermuthlich gewöhnen, wenn man von Kindheit an da beschäftigt ist. Da die Arbeit hier in der Fabrik Abends um sechs Uhr aufhört und die Arbeiter dann für den Rest des Tags frei werden, so klang, da diese Stunde jetzt herannahte, der schöne Gesang der Sklaven: „Hallelujah! Amen!“ nicht wie eine Parodie. Aber heiter tönte er eben so wenig, und die Singenden sahen nicht heiter aus. Die gute Miß van Lee vermochte ihre Thränen nicht zurückzuhalten. Die Sklaven waren sämmtlich Baptisten und sangen keine andere als geistliche Lieder. Die heitern, sonnigen Negerlieder bekommt man hier bloß in den Sklavenverkaufhäusern oder den sogenannten Negrojails zu hören. Hätten diese Sklaven nur irgend eine Zukunft, irgend Etwas, worauf sie hoffen, wornach sie streben, wofür sie leben könnten, irgend eine Aussicht .... dann würde ich ihr Loos nicht beklagen; aber Nichts, Nichts!!! Die unendlich wenigen, welche durch die Colonisationsarbeit ihre Freiheit erlangen, können im Verhältniß zu der Menge derjenigen, die gar keine Hoffnung haben, nicht gezählt werden.

Bei meinem Abschied aus der Fabrik erhielt ich von dem Eigenthümer, einem dicken und freundlichen Herrn, rath einmal was, zum Geschenk — einen großen Kuchen Kautabak. Das Geschenk war so characteristisch

sowohl für die Fabrik als für Virginien, daß ich es mit besonderem Vergnügen annahm, zumal da es von ausgesuchter Güte sein soll. Ich hielt es auf der Heimfahrt so lang als möglich vor meine Nase, aber ich weiß in Schweden Munde genug, die seine Annehmlichkeit sehr preisen werden.

Auf den Abend war ich zu einer großen Parthie eingeladen, bei welcher tausend Personen, der Rahm von Richmonds Gesellschaft, sich einfinden sollten.

„Er ist der härteste Sklavenbesitzer in der ganzen Gegend. Man erkennt seine Sklaven auf der Straße sogleich an ihrem ausgehungerten Aussehen.“

„Ja, er ist ein böser Mann, aber er ist sehr reich.“

So hörte ich einige meiner Bekannten und selbst Sklavenbesitzer gestern Abend mit einander reden. Ich fragte: „Wer ist so böse und zugleich so reich?“

„Just dieser Herr, zu welchem Sie auf morgen Abend zu dem großen Fest eingeladen sind,“ lautete die Antwort. Ich erkundigte mich bei einigen andern Personen noch näher nach dem Verhältniß und fand, daß die Sache allgemein bekannt war.

„Und gleichwohl wird sein Haus von der besten Gesellschaft der Stadt besucht?“ sagte ich verwundert; „und dennoch behaupten Sie, daß die öffentliche Meinung den Sklaven schütze und den bösen Herrn bestrafe?“

„Mr. R.'s Frau und Tochter sind so gut und so liebenswürdig! Nur ihnen zu liebe geht man mit Mr. R. um.“

Ich aber vermuthe, daß Mr. R.'s Reichthum eben so großen Antheil an dieser Nachsicht hat, als die Seelengüte seiner Frau und Tochter.

Ich dankte für die Einladung, sagte aber ab.

Wenn diese vielgepriesene Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung sich gegen den reichen Sklavenbesitzer

kehren soll, so muß irgend etwas recht Schreckliches und Augenfälliges ans Tageslicht gekommen sein. Dieß ist auch neulich in Virginien geschehen. Ein reicher Plantagenbesitzer nicht weit von hier hat vor einiger Zeit einen seiner Haussklaven, einen Mann, der sein vertrauter Diener war, durch die grausamste Mißhandlung getödtet und zwar bloß um eines Verdachtes willen. Die Sache war so abscheulich, daß sie allgemeinen Unwillen erregte und der Mörder vor Gericht gezogen wurde. „Hätte Gerechtigkeit gewaltet, so hätte der Mann hängen müssen,“ hörte ich gute Sklavenbesitzer sagen; aber er war reich, er opferte einen bedeutenden Theil seines Vermögens den Advocaten, und diese wandten und drehten die Sache und das Gesetz so, daß das Gericht, das erst kürzlich seinen Spruch gethan hat, den Mörder bloß zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilte. Viele aufrichtig gesinnte Menschen hier nennen dieß eine Schande. Aber das Gewissen der Sklavenstaaten ist zum Sklaven gemacht.

Zu einer gleich großen Strafe wurde neuerdings eine alte freie Negerin verurtheilt, weil sie einer jungen Negerin zur Flucht in die freien Staaten zu verhelfen suchte. Der Gouverneur schlug ihr Gnadengesuch ab „aus Rücksicht auf die gegenwärtig obwaltende Stimmung zwischen den freien und den Sklavenstaaten.“

Mammon und Menschenfurcht!

Heute habe ich auf dem Kapitol einer Sitzung des großen Convents angewohnt, der hier versammelt ist, um die Verfassung des Staats umzubilden oder vielmehr weiter auszubilden. Ich hatte da das Vergnügen, viele wohlgebildete Köpfe und Stirnen, und männliche, kräftige Gestalten unter den 130 hier versammelten Gesetzgebern zu sehen, und ich schüttelte mehreren von ihnen freundlich die Hand. Aber eine Frage wegen eines Beitrags zur Förderung des Erziehungswesens wurde bis auf Weiteres ad acta gelegt, ohne

große Aufmerksamkeit zu erwecken. Die Versammlung beschäftigte sich hauptsächlich mit Fragen, welche die Einsetzung mehrerer Richter auf dem Land wegen der vermehrten Volksmenge berührten. Die Richtung dieses Convents war dieselbe wie bei dem Convent in Ohio und ging darauf hinaus, in die Hände des Volkes eine größere Macht zu legen, als vorher, durch seine Theilnahme an der Wahl der Richter und anderer Beamten, die früher unmittelbar von der gesetzgebenden Gewalt des Staates eingesetzt worden waren. Es freut mich, America in seiner demokratischen Richtung seinem Grundprincip getreu voranschreiten zu sehen. Denn wenn auch die neuen Schritte, die jetzt auf diesem Weg gethan werden, keinen augenblicklichen Nutzen mit sich bringen, so haben sie doch einen entschiedenen Nutzen für die große Volkserziehung zum bürgerlichen Bewußtsein, die hier vor sich geht.

In dem großen rotundaartigen Vorsaal des Capitols steht eine Bildsäule Washingtons, ausgeführt von dem französischen Bildhauer Houdon. Ich bin mir nicht bewußt ein älteres Kunstwerk und eines, das auf vollkommenere Weise das Menschenideal in dem Alltäglichen und Wirklichen darstellt, gesehen zu haben. Das ist der Präsident Washington mit dem starken Kinn und der etwas steifen Gestalt in dem alten Costüm, und das ist zugleich der Typus für den Mann der neuen Welt, mit diesem edeln, selbstbewußten und wohl gewiegten Geist, den die Americaner für die höchste Vortrefflichkeit erklären, in Harmonie mit sich selbst, seines Wegs und seines Zieles sich bewußt, entschlossen bis ans Ende auszuharren, ohne Jemand zu fragen außer dem göttlichen Rathgeber. Er hat das Schwerdt an den Pfeiler gebunden und steht am Pfluge, in nachdenklicher Ruhe, ohne Stolz, aber ohne Zögern, den großen, seelenvollen Blick auf die Zukunft gerichtet — — in Wahrheit ein herrliches Bild, eine herrliche

Säule, und ich freue mich sie noch einmal zu besuchen, wenn ich hieher zurückkomme.

Aber jetzt räume ich die Stadt und reise nach Charlotteville.

Charlotteville, den 20. Juni.

In Professor Scheele de Veres schönem Haus! Professor de Vere hat sich, seit er in Schweden war, ein allerliebstes Weibchen, hübsch und gut, angeschafft, und beide Gatten empfingen mich aufs Freundlichste. Ich befinde mich hier in einer schönen Berggegend mit der Aussicht auf die Bergkette the blue ridge (die blaue Erhöhung), welche das große Virginienthal begränzt, das zwischen diesem Bergrücken und einem andern genannt north mountain ridge liegt, welche beide Theile der Alleghanikette sind. Rund um die Universitätsgebäude, welche der frühere Präsident Jefferson mit Pracht und Regelmäßigkeit aufgeführt, liegt die Gegend mit wogenden Höhen und Thalabhängen gleich einer grünen Matte, mit zierlichen Landhäusern und kleinen Farms geschmückt — eine schöne, fruchtbare Landschaft, wo Nichts fehlt als das Wasser. Zuvörderst unter den hübschen Villen liegt auf einem hohen Hügel Jeffersons Sommerlust Monticello, mit schönen Bäumen und einer freien Aussicht über die Gegend und über die Universität, deren Stifter er war. Ich besuchte den Platz gestern Nachmittag mit meinen neuen Freunden. Das Haus stand jetzt verödet, es war sehr verfallen und ging offenbar seiner Zerstörung entgegen. Die Einrichtung deutete auf einen Eigenthümmer, der

kein übermäßiger Anhänger der republicanischen Einfachheit war. Ein Salon mit Mosaikboden war sehr prachtvoll. Aber überall vermißte ich das Ansehen der Behaglichkeit, einer angenehmen, freundlichen Heimath.

Jefferson war ein Freund von Thomas Payne und gleich ihm Atheist, und seine Sitten verriethen einen Mann von minder strenger Moral. Seine Portraits und Büsten, zeigen eine Physiognomie von energischem aber unruhigem Leben; man sieht eine kämpfende Natur, hartnäckig und durch Widerspruch leicht zu Extremen geneigt, im Uebrigen thätig, heiter, mittheilsam. Die Stirne ist mehr breit als hoch. Washingtons edles Wesen und seine Ruhe wird vermißt. Jefferson liebte sein Volk und brachte dessen Freiheitsbestrebungen zum Ausbruch in dem großen Act der Unabhängigkeitserklärung, die noch mehr ein Product des Zeit- und Volksgeistes als seiner Stirne und seiner Feder war.

Von Monticello aus sah ich die Sonne schön untergehen, nachdem sie sich aus verdüsternden Wolken befreit hatte; ein Sonnenuntergang, der mehr dem Lebensathem Washingtons als Jeffersons glich. Im Park umherwandelnd labte ich mich an dem unendlich lieblichen Wohlgeruch, welcher die Luft erfüllte, und den ich in America oft gefunden habe. Man sagte mir, er komme von den Blüthen der wilden Weinranke. Sie wächst hier üppig wie in allen Staaten Nordamericas. Nirgends so wie hier scheint die Prophezeiung in Erfüllung zu gehen, daß Jedermann im Schatten seines eigenen Weinstocks und Feigenbaums ruhig sitzen und Niemand ihn verhindern werde.

Später am Abend sah ich einen großen Theil der Universitätslehrer und ihrer Frauen, unter welchen einige recht hübsche waren. Der Präsident M. Harrison, ein Mann mit schönen, tiefen Augen und einem

stillen gemüthlichen Wesen, gewann meine Neigung ganz besonders. Die Universität wird wegen der gründlichen Gelehrsamkeit, die hier zu Hause ist, sowie wegen der strengen Forderungen, die man an die Studirenden macht, gerühmt. Der Jüngling, der auf dieser Universität das Diplom erhalten hat, kann mit Sicherheit auf eine gute Anstellung und ein Amt rechnen, sobald er abgeht. Es ist auch eine besondere Einrichtung da, welche armen Jünglingen mit guten Anlagen und Lust zum Studiren Gelegenheit gewährt sich kostenfrei auf der Universität aufzuhalten.

Als Jefferson die Akademie gründete, verwies er Kirche und Priester daraus. Sie bekamen keinen Raum an seinem Gelehrsamkeitssitz. Aber so klar ist bei diesem Volk die Einsicht, daß das Staatsleben des kirchlichen Lebens und des Priesters in der Gemeinde bedarf, daß bald nach Jeffersons Tod in einem der Universitätsgebäude ein Saal zur Kirche eingerichtet wurde, und die Vorsteher der Universität übereinkamen Priester verschiedener kirchlichen Confessionen zu berufen, um abwechselnd den Dienst zu versehen, so daß die vornehmsten kirchlichen Secten in den Vereinigten Staaten, Episcopalen, Calvinisten, Methodisten u. s. w. hier vertreten waren, daß Niemand über illiberale Ausschließung klagen konnte, und die studirende Jugend Gelegenheit erhielt Lehren aller Art zu vernehmen. Die akademische Dienstzeit für jeden auf solche Art berufenen Priester ist auf zwei Jahre festgesetzt. Der gegenwärtig hier angestellte Prediger gehört der episcopalen Kirche an. Diese gute Anordnung ist von den studirenden Jünglingen so aufgenommen worden, daß sie, obschon ihre Theilnahme am Gottesdienst sowie ihre Beiträge für den geistlichen Lehrer lediglich ihrem eigenen Gutdünken anheimgestellt sind, den ersteren selten, selbst bei den Morgen- und Abendgebeten nicht, versäumen und sich den letzteren nicht entziehen.

Der an die Kirche überlassene Saal ist höchst einfach und liegt niedrig, gleich als trüge er Scheu sich über die Erde zu erheben, um nicht von dem Geist von Monticello bemerkt zu werden. Er scheint noch gespensterscheu zu sein.

Ich gedenke über den großen Examens- und Preisvertheilungstag in Charlotteville zu bleiben, um noch Einiges mehr von Virginiens jungen Söhnen und die Blüthe seiner Schönheiten zu sehen, die auf dieses Fest hier erwartet werden. Inzwischen beabsichtige ich einen Ausflug über die blauen Berge und in das Virginiathal hinein, wo ich eine berühmte Grotte zu sehen wünsche, die nach ihrem Entdecker Weihers Cave heißt. Vielleicht dehne ich meinen Ausflug noch weiter westwärts nach den Berggegenden Virginiens aus, um da die natürliche Brücke und andere Naturwunder zu sehen, die sehr gerühmt werden. Es kommt da auf Zeit und Umstände an. Mein gefälliger Wirth und Landsmann, Professor de Vere, ist mir ein guter Freund und Rathgeber. Heute Nachmittag reise ich in der Diligence ab, begleitet von einem prächtigen gelehrten und guten alten Herrn.

Charlotteville, den 26. Juni.

Ich komme just von meinem Ausflug auf die blauen Berge zurück, aber nicht in der Diligence. Dort war es so eng und heiß, daß ich kaum hineingekommen sogleich wieder herauseilte, sie fahren ließ, und durch Vermittlung meines freundlichen Wirthes einen eigenen Wagen mit zwei Pferden und einem Neger als Kutscher miethete. Und jetzt, mein Herzchen, siehst du mich ganz allein da sitzen, frei und leicht wie ein Vogel auf dem Zweig, und ganz glücklich darüber, daß ich so in Einsamkeit und Freiheit die großartige, romantische Gegend überschauen darf. Und mein Neger Davis ist d-

gutmüthigste Neger von der Welt, er fährt sicher, kennt alle Plätze, ist um die Pferde und um mich besorgt. An diesem Tage kamen wir nicht weiter als bis an den Fuß der „blauen Höhe," wo wir eine Nachtherberge nahmen.

Am folgenden Morgen, am 24., wanderte ich im Sonnenaufgang über die blauen Berge hin und zwar meistens zu Fuß, um das herrliche Schauspiel des Sonnenaufgangs über die Thäler von Ost- und Westvirginien auf beiden Seiten des Blue Mountain ridge (blauen Bergrückens) zu genießen. Es war ein schöner, klarer, aber kalter Morgen in der frischen Bergluft. Der Weg war gut und reiche Massen von schönem Laubwald begleiteten ihn den Berg hinan. Mein bescheidener Neger folgte mir zu Fuß, bezeichnete mir Albemarle und Nelson County, und erlabte sich mit unverkennbarem Vergnügen an den großen schönen Aussichten, woran bloß Wassergänge mangelten. Auf der Höhe des blauen Bergrückens angelangt, sah ich gerade gegenüber einen andern gleich hohen blauen Bergrücken ganz von derselben Lage. Es war der nördliche Bergrücken. Zwischen diesen beiden Bergrücken streckte sich das Virginienthal in Osten und Westen hin, eine große fruchtbare Landschaft, mit wohlbestellten kleinen Höfen, Aeckern und Waideplätzen — ein stille blühendes, angebautes Land, dessen freundliche Häuser den Eindruck machen, als müsse aus ihnen ganz natürlich ein Vaterunser emporsteigen; denn Alles ist idyllisch, hübsch und friedlich, kein stolzer Herrenhof, keine arme Hütte, alle Loose scheinen gleich gut, und nur die Kirchen, die Gotteshäuser ragen ein wenig hervor in den Gemeinden.

Wir fuhren ins Thal hinab und um die Mittagszeit kam ich zu der berühmten Grotte, die in einem Berg am Ufer des muntern Flüßchens Shenandoah liegt. Daneben ist ein Gasthof für Reisende, und ein dicker freundlicher Wirth begleitet sie beim Besuch in

der Grotte. Ich war jetzt allein da und konnte die Grotte ganz allein für mich haben; der Wirth und Davis folgten mir mit Fackeln und zündeten da und dort in der Grotte Lichter an.

Man kommt durch eine ganz kleine Thüre oben im Berge hinein, und einige Gänge sind schmal und beschwerlich genug, daß man hindurchkriechen muß, aber dafür wird man auch durch den Anblick prächtiger Bergsäle und überraschender Figuren belohnt. Es nahm uns ungefähr zwei Stunden weg, um in den bedeutendsten Theilen der Grotte herumzukommen. Die Stalactitbildungen waren denjenigen ähnlich, die ich in den Grotten auf Cuba gesehen hatte, aber gewisse bestimmte Formen kehrten hier öfter zurück. Unter ihnen waren besonders die geriefelte Säule, Orgelpfeifen, Thürme, Wasserfälle wie von gefrornen schäumenden Wassern, aus den Mauern hervorstehende Schilde nebst Spießen, ungeheure Draperien, die oft in den weichsten plastischsten Falten herabhingen; — wenn man mit dem Stock darauf schlug, so gaben sie einen starken klangvollen Ton, der in den unterirdischen Gewölben wiederhallte; — ferner Alcoven und in diesen vereinzelt stehende Bilder, die Menschenlarven gleichen. Zwischen diesen Gestalten ist an den Bergwänden entlang ein Gewimmel phantastischer Formen, von Thieren, Blumen, Flügeln, die sich von den Wänden losmachen zu wollen scheinen, Städten, die aus dem Boden heraufdringen, mit Straßen, Märkten und Thürmen, kurz Alles, was eine gute Einbildungskraft hier sehen will. Es ist eine geheime Kirche, wo die ganze Naturwelt in steinernen Larven vorgebildet ist, ein dunkler Traum des Bergkönigs vom Leben der Lichtwelt; denn auch Sonne und Mond sind hier in großen, runden, weißen Scheiben vorgestellt, die aus tiefen Gewölben hervorscheinen. Da sind große Säle, in deren Mitte zwei bis drei einsame Steinbilder im-

mer mit dem Schatten von Menschen stehen. Man sieht den Helden bereit sein Schwerdt zu ziehen; da ist der Philosoph in seine Betrachtungen versunken; da ist ein Weib mit einem Kind in seinen Windeln; im Ganzen ist es eine unheimliche Welt, in welcher das Leben mitten unter seinen Ahnungen erstarrt ist. Eine kleine klare Quelle, deren musicalisch tropfender Fall weithin gehört wurde, bot einen kalten Labetrank an und war das Einzige, was hier Leben verkündete. Es war so kalt in der unterirdischen Welt, und ich befand mich so wohl körperlich als geistig so unwohl, daß ich froh war hinauszukommen und wieder Gottes warme Luft und Sonnenlicht zu trinken.

Es war ein unendlich schöner Abend und die Gegend glich der schönsten Idylle. Ich erfreute mich daran unter einsamen Wanderungen an dem munter brausenden und tanzenden Flüßchen Shenandoah hin und oben unter den duftenden Feldern, wo das Heu umgemäht lag und wo man vor Kurzem die Weizenernte begonnen hatte. Die goldenen Aehren fielen vor großen Sensen, die mit einer hölzernen Vorrichtung versehen waren, welche das Korn büschelweise auf die Seite warf. Es sah schwerfällig aus, ging aber ganz gut von Statten. Nur Männer, keine Weiber waren auf den Feldern sichtbar. Die Männer verrichten hier zu Lande alle Geschäfte außer dem Hause und melken auch die Kühe. Die Weiber bleiben im Hause, die weißen nemlich; die schwarzen werden nicht als Angehörige des schwächeren Geschlechts betrachtet.

Als ich in meine Nachtherberge zurückkam, saß ein schöner alter Mann auf dem Gras unter den Bäumen am Hause und las in einem dicken Buch. Später ließ ich mich in ein Gespräch mit dem Manne ein, und bat ihn mir das Buch zu zeigen. Es war von der Sekte der Vereinigten Brüder herausgegeben und stellte ihre Lehre in Worten und Kupferstichen dar. Diese schien

mir eigentlich in einer mehr buchstäblichen Befolgung der Gebräuche der ersten Christen zu bestehen, als in der Regel üblich ist. So sind unter den Mitgliedern der Sekte die Fußwaschung als religiöse Ceremonie, das Küssen, wenn sie einander begegnen, und ähnliche Gebräuche aus früheren Zeiten üblich. Diese Sekte, die auch Dunkers genannt wird, ein Wort, das Täufer oder Taucher bedeuten soll, ist zahlreich in diesem Theil des Virginienthales; sie soll ursprünglich aus Holland stammen und zeichnet sich durch ihre religiöse Beschränktheit und ihren Stillstand in dieser Beziehung, im Uebrigen aber durch große Eintracht, Bruderliebe unter einander und bedeutende Betriebsamkeit aus.

Vor zwei Wochen sah man an der Weihersgrotte eine berathende Versammlung von Dunkers, in welcher 200 Männer mit langen Bärten und langen Haaren die wichtigsten Angelegenheiten der Sekte verhandelten. Eine der Hauptfragen, welche vorkamen, war, ob es Sünde sei oder nicht Blitzableiter auf seine Häuser zu setzen. Der Beschluß, zu welchem die Versammlung nach zweitägiger Erörterung kam, ging dahin, daß die Brüder, die bereits Blitzableiter auf ihren Häusern hätten, nicht ermahnt werden sollten sie wegzunehmen, aber die Brüder, die noch keine angebracht hätten, sollten stark ermahnt werden dieß zu unterlassen und dem Herrn allein mit Zuversicht den Schutz ihrer Häuser anheimzustellen. In Folge dieses Stillstandsprincips lassen die Dunkers Haar und Bart in schönster Ruhe wachsen, und würden, wenn sie recht consequent wären, auch ihre Nägel nicht schneiden; sie machen aber Ausnahmen, wenn sie es für gut finden. Sie taufen einander in Flüssen, indem sie den ganzen Körper ins Wasser hinabsenken — daher wahrscheinlich auch ihr Name —; sie haben Versammlungshäuser und Versammluugen wie die Quäcker, in denen bald gesprochen wird, bald allge-

meine Stille stattfindet und überdieß noch die Fußwaschung. Sie treiben den Ackerbau, haben dabei ihr ganz gutes Auskommen, sind mittheilsam gegen einander, aber etwas hochmüthig und herb gegen diejenigen, die sie Weltkinder nennen.

Während die Dunkers auf diese Art festgewachsen am Buchstaben und an der Erde im Virginienthal stillstehen, bildet sich im westlichsten Theil Virginiens eine große Colonie unter dem Namen Egalitarier, die unter der Leitung französischer Colonisten bedeutende Ländereien gekauft haben, um allda einen Staat zu gründen, dessen Richtung von der Dunker'schen wesentlich verschieden ist. Glückliches Land, wo Alles versucht werden kann, wo jede Richtung des menschlichen Gemüths ihren Wirkungskreis und ihren Platz erhält zum Nutzen der vielseitigen Entwicklung des Menschengeistes und ohne Schaden für irgend Jemand.

Als ich am nächsten Morgen von der Weihersgrotte wegreiste, besuchte ich eine Farm, die einer Dunkerfamilie gehörte. Sie lag nicht weit von der Landstraße und schien mir das Ideal eines kleinen Bauernhofes zu sein, so nett und ansprechend, so hübsch gebaut und so gut gehalten mit ihrem Garten und ihren Obstbäumen. Der langbärtige Mann war außen auf dem Felde, aber die Frau, eine derbe Alte in quäckerähnlichem Aufzug, war daheim und betrachtete mich mit schiefen argwöhnischen Blicken. Sie hatte einen stark holländischen Accent, war nicht leicht ins Gespräch zu bringen, und nachdem ich das erbetene Glas Wasser bekommen und mich ein wenig sowohl in als außer dem Hause umgesehen hatte, setzte ich meine Reise an dem schönen Morgen zwischen den beiden Bergrücken zu meiner Rechten und Linken nach dem Städtchen Staunton fort. Hier dinirte ich en famille bei einem Advocaten, Mr. Baldwin, dessen Unterhaltung mich interessirte. In Staunton sind einige schöne allgemeine Anstalten, wor-

unter ein großes Irrenhaus, das nach denselben Grundsätzen wie Blumenthal und das Irrenhaus von Philadelphia eingerichtet ist und dieselben erfreulichen Resultate liefert. Die Heilung ist Regel, wenn die Geisteskranken im Anfang ihrer Krankheit hingebracht werden; Unheilbarkeit ist Ausnahme.

Man bat mich wohlwollend in Staunton zu bleiben; aber ich wünsche meine Rückreise fortzusetzen und bei Sonnenuntergang befinde ich mich wieder auf der Höhe der blauen Berge mit den stillen Thälern im Osten und Westen unter meinen Füßen, mit weißen kleinen Gehöften zwischen den goldenen Ackerfeldern — dem Ansehen nach Wohnstätten des Friedens, allein der Kampf um Mein und Dein wird auch dort mitunter sehr heftig behandelt und verursacht viele Spaltungen. In der Dämmerung kehrte ich am Fuße des Berges in einem schönen und freundlichen Hause ein, wo Alles so gut und die Luft so frisch war, daß ich in Versuchung gerieth dazubleiben. Aber Davis und seine Pferde waren mir eine theure Zugabe; deßhalb fuhr ich weiter nach Charlotteville und hatte eine schöne Reise dahin durch die fruchtbare Gegend.

Ich verweile jetzt ruhig über die Examenstage hier, reise dann nach Richmond zurück und will nach mehrtägigem Aufenthalt daselbst Harpers ferry besuchen, wie man sagt, eine der schönsten und romantischsten Gegenden Virginiens bei der Vereinigung des Potomak und des Shenandoah, des muntern Flüßchens, das an der Weihersgrotte vorbeitanzt, gelegen. — Ich will mich fertig halten zu Ende Augusts America zu verlassen, und deßhalb muß ich meinen Wunsch noch mehr von den Gebirgsgegenden Virginiens zu sehen aufgeben. Ohnehin hat Virginien keine Gebirgsgegenden, die sich an Größe mit den weißen Bergen vergleichen ließen, und diese will ich noch besuchen.

Während ich in diesem schönen und friedlichen

Hause verweile, wo zwei gute junge Eheleute einander glücklich machen und ihren Genuß darin finden die Freuden des Lebens mit einem Kreis von Freunden zu theilen, lese ich Virginiens älteste Geschichte und male Bilder aus derselben. Virginiens erste bekannte Geschichte zeichnet sich durch eine romantische Episode aus, die so hübsch und so rührend ist, daß ich sie hier für Dich niederschreiben muß, wie ich das Portrait ihrer Heldin, der jungen Indianerin Matoaka oder Pocahuntas für Dich gezeichnet habe.

Als Nordamericas östliche Küstenländer zum ersten Mal von englischen Seefahrern unter der Regierung der Königin Elisabeth untersucht wurden, machten diese so bezaubernde Schilderungen von ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit, daß Elisabeth das neue Land dadurch näher mit sich verbinden wollte, daß sie ihm den Namen gab, den sie selbst zu führen liebte, nemlich Virginia. Virginien wurde der symbolische Name für die neue jungfräuliche Erde und England kannte sie Anfangs bloß unter diesem Namen. Auch die Pilger von Leyden glaubten, als sie von Wind und Wellen an den Strand von Massachussets getragen wurden, nach den nördlichen Theilen Virginiens zu fahren, wo sie ihre Colonie gründen wollten.

Vor ihnen waren englische Abenteurer aus den südlichen Theilen Virginiens im Land eingedrungen, um Gold zu suchen. Die meisten von ihnen waren in Folge von Ausschweifungen und climatischen Krankheiten elend zu Grunde gegangen. Der ehrgeizige und kühne Abenteurer John Smith, der ebenso viel Klugheit als Muth besaß, brachte es durch seinen persönlichen Einfluß dahin, daß er einer kleinen Colonie, die sich am St. Jamesfluß niedergelassen und daselbst eine Stadt mit Namen Jamestown gegründet hatte, einigen Bestand geben konnte. Da wo jetzt Richmond steht und etwas über dem Fall des Flusses hatte um diese

Zeit der mächtige Indianerhäuptling Powhatan, der auch Kaiser genannt wurde, seine Residenz, und ihm gehorchte eine Menge kleinerer Indianerstämme, die ringsum in der Gegend gelagert waren, wo sie Ackerbau trieben. Als John Smith weiter über den St. Jamesfluß hinauf zu dringen versuchte, kamen er und seine Leute mit den Indianern ins Handgemenge. Seine Begleiter wurden massacrirt, er selbst gerieth in Gefangenschaft. Er war schon früher Gefangener gewesen und als Sklave in die Türkei verkauft worden, und unter manigfaltigen Abenteuern, die ihn sein rastloser Geist in Europa, Asien und Africa zu suchen gedrängt hatte, war er mit der Gefahr wohl bekannt geworden und zeigte sich unverzagt in jeder Lage, in die er kommen mochte. Mitten unter den Indianern, deren Haß und Grausamkeit er wohl kannte, stand er ruhig da und fesselte ihr Interesse dadurch, daß er ihnen einen Compaß zeigte und verschiedene Proben seiner Gelehrsamkeit und Kunst zum Besten gab. Dieß erweckte Staunen und Bewunderung. Er wurde als ein Wunderthier und Zauberer von einem Stamm zum andern umhergeführt und endlich vor den Kaiser Powhatan gebracht, der über sein Schicksal bestimmen sollte. Während Powhatan mit seinen Häuptlingen über den Fremdling und die Behandlung, die ihm zu Theil werden sollte, berathschlagte, brachte er seine Zeit damit zu, daß er Streitäxte für den Kaiser und ein Perlenhalsband für seine kleine Tochter, die Prinzessin Pocahuntas machte, ein Mädchen von 10 oder 12 Jahren, das durch die Schönheit und den Ausdruck ihres Gesichtes alle jungen Indianerinnen weit überragte und wegen ihres Geistes und Verstandes unter dem Volke nonpareille (ohne Gleichen) genannt wurde. Der Kaiser und seine Häuptlinge verurtheilten Smith zum Tode. Er sollte öffentlich den Göttern des Volkes geopfert und sein Kopf mit Keulenschlägen zerschmettert werden.

Man bereitete sich dazu als zu einem hohen Feste vor. Feuer waren vor den Götzenbildern angezündet. Powhatan saß auf seinem Ehrensitz, rund um ihn her standen seine Krieger. Smith wurde vorgeführt und auf die Erde gelegt. Sein Kopf wurde an einen Stein gelegt und die Streitkeuleu über demselben geschwungen. Auf einmal sprang des Kaisers Töchterlein Pocahuntas vor, warf ihre Arme um Smiths Hals und legte ihren Kopf auf den seinigen. Die Keulen, die seinen Kopf zerschmettern sollten, mußten zuerst den ihrigen zerschmettern. Vergebens waren Drohungen, Bitten und Vorstellungen. Das Kind blieb hartnäckig dabei das Opfer mit seinen schützenden Armen zu umgeben und hielt fest seinen Hals umschlungen. Dieß rührte endlich die Herzen Powhatans und seiner wilden Krieger. Smith wurde der kleinen Prinzessin zu liebe begnadigt, und statt ihn als Feind zu behandeln, schloßen die Häuptlinge einen Bund mit ihm und ließen ihn zu seinem Volke gehen.

Das Verhältniß zwischen diesem und den Indianern blieb indessen fortwährend ein mißtrauisches und feindseliges, und die Indianer spähten fortwährend nach Gelegenheiten die Engländer zu überfallen. Aber Pocahuntas blieb beharrlich ihr guter Engel. Einmal als sie in großer Noth waren, kam das Mädchen mit Korn und Speisewaaren zu ihneu; ein andermal kam sie allein durch den Wald mitten in der Nacht, blaß und die Haare im Winde flatternd, in ihr Lager, um sie vor einem nahen Ueberfall zu warnen.

Ihre Schönheit und Lieblichkeit führte einige Jahre später einen gemeinen alten Abenteurer in Versuchung mit Hülfe einer Schaar gleich gewissenloser Gesellen sie ihrem Vater zu rauben. Aber ein edler und enthusiastischer junger Mann im englischen Lager, Namens Rolfe, wurde ihr Beschützer. Er meinte beständig, ja sogar im Schlaf eine Stimme zu hören, die ihm

gebot, daß er das indianische Mädchen zu Christo bekehren und dann zur Frau nehmen solle. Und wenn der h. Geist ihn im Tone des Vorwurfs fragte, wofür er lebe, so lautete seine Antwort: „Um die Blinden auf den rechten Weg zu leiten.“ Er bekämpfte lange sein Gefühl für die junge heidnische Prinzessin als eine gefährliche Versuchung, gab aber doch endlich der mahnenden Stimme nach. Er gewann ihr Vertrauen und wurde ihr Lehrer. Sie lauschte willig dem Geliebten und Lehrer und wurde einige Zeit nachher öffentlich getauft in dem Kirchlein von Jamestown, dessen Gewölbe getragen wurde von den ungehobelten Fichtenstämmen aus ihres Vaters Wäldern, und wo auch der Taufstein aus einem ausgehöhlten Fichtenstamme bestand. Bald darauf ließ sich Rolfe ebenfalls dort mit Pocahuntas trauen und sprach ihr am Altar den englischen Trauungseid vor.

Dieß geschah, sagt man, mit Einwilligung ihres Vaters und ihrer Angehörigen, und ihr Oheim, der Indianerhäuptling Opachisco führte sie selbst zum Altar. Die Verbindung fand auch englischer Seits allgemeinen Beifall, und Rolfe segelte im Jahr 1616 nach England mit seiner indianischen Gemahlin, die unter dem Namen Lady Rebecca bei Hof vorgestellt wurde und durch ihre Schönheit, sowie ihre kindliche Naivetät allgemeines Entzücken hervorrief. Als Gattin und Mutter eines Sohnes war sie vortrefflich, sagt die Chronik von ihr; aber die jungen Gatten sollten ihr Glück nicht lange genießen. Das Clima Europa's wurde für die Americanerin gefährlich und sie starb mit 22 Jahren in England. Ihr Sohn wurde in Virginien Stammvater mehrerer Geschlechter, die noch jetzt stolz darauf sind ihre Ahnen von der Indianerin Pocahuntas herzuzählen. Und ich wundere mich nicht darüber. Ihr Gedächtniß steht in seltener Schönheit und reinem Glanze da. Das Volk, das eine solch-

Tochter hervorgebracht, hätte von dem Volk, dem sie ihren Schutz verlieh, eine bessere Behandlung verdient, als ihm später zu Theil wurde.

Das Portrait der Pocahuntas, das ich copirt habe, zeigt sie in der Tracht vornehmer Engländerinnen zu den Zeiten Elisabeths; aber die indianischen starren Haarflechten hängen unter dem Hut an den Wangen hinab und verrathen ihren Stamm. Das Gesicht hat einen rührenden Ausdruck von kindlicher Güte und Unschuld; des Auges melancholische Anmuth und die Bildung des Gesichtes erinnern mich an das Federwolkenweib in Minnesota. Das Portrait ist im Jahr 1616 genommen, als sie 21 Jahre alt war, und trägt die Inschrift: Matoaka Rebecca, Filia Potentiss. Princ. Powhatan Imp. Virginiae.

Smiths Portrait, das ich auch abgezeichnet habe, zeigt einen entschlossenen, aber unschönen und sehr bärtigen Krieger. Seine Geschichte, auch in Virginien, ist eine Reihenfolge von Kämpfen, kühnen Handlungen und unglücklichen Ereignissen, bei denen er zuletzt unterging, ohne daß sein rastloses Kämpferleben eine schönere Erinnerung hinterließ als diejenige, die ihm durch die kindliche Zärtlichkeit des Indianermädchens zu Theil wurde. Was sein starker Arm nicht zu gewinnen vermochte, das gewannen für den ehrgeizigen Mann zwei zarte Kindesarme, die sich um seinen Hals schlangen.

Meine Vormittage habe ich wie gewöhnlich für mich selbst; die Nachmittage sind der Gesellschaft, Promenaden u. s. w. gewidmet. Ich habe einige der kleinen Farms in der Nähe, die von freien Negern ver-

waltet werden, besucht und sie ebenso sauber und freundlich gefunden, wie diejenigen, die den weißen Ackerbauern gehören.

Ich bin auch bei den Eltern meiner lieben Wirthin gewesen, einer Pflanzerfamilie nicht weit von hier, der Classe der guten Sklavenbesitzer angehörig, nicht reich genug, um ihre Sklaven zu emancipiren, aber zu gut, um sie nicht wohl zu versorgen und glücklich zu machen. Sie gehören zu den Vielen in diesen mittleren Sklavenstaaten, welche die Sklaverei so gerne aufgehoben sehen und weiße Arbeiter statt der schwarzen haben möchten, um ihren Mais und ihre Tabacksfelder zu bebauen.

In der Dämmerung sitze ich gern auf der Piazza unter den schönen Bäumen mit meiner lieben Wirthin und verlocke sie mir von ihrem reichen Leben im elterlichen Hause, von ihrer ersten Bekanntschaft mit ihrem jetzigen Mann, von der Freiwerbung und was dazu gehört, von ihrer Glückseligkeit als Gattin und Tochter zu erzählen — einen kleinen Roman, so rein und lieblich wie die Luft und die Blumendüfte, die uns in der stillen Abendstunde umgeben, während die Feuerfliegen in den dunkeln Schatten des Baumes umhertanzen. Die Liebe zu ihrem Vater war ihre erste Liebe; die Liebe zu ihrem guten Manne ist ihre zweite; und die dritte, zu dem Kind, das sie erwartet, erwacht jetzt, jedoch mit Angst und Zittern in ihrer jungen Brust.

An den Abenden sehe ich Gesellschaft zu Hause oder bin fort bei den Professoren. Die guten Herrn haben jetzt viel mit dem Examen und der Ausfertigung von Zeugnissen und Diplomen zu thun. Ein paar junge Studenten werden Abschiedsreden an den akademischen Senat halten, bevor sie diese Universität verlassen, wo sie jetzt ihre Studien mit Ehren vollendet haben, und ich bin eingeladen sie zu hören.

Den 28. Juni.

Eine von ihnen hörte ich gestern Abend, und ist die andere, die ich heute Abend hören soll, von demselben Schrot und Korn, wie ich vermuthe, so verspreche ich mir wenig Freude davon. Es ist merkwürdig, wie lähmend das Sklavereiinstitut auf die Jugend und auf gewöhnliche Intelligenzen wirkt, und der junge Redner von gestern Abend gehörte zu diesen letztern. Er war ein Jüngling mit feinen Zügen, von einem gewissen aristokratischen Ausdruck, aber ohne eigentlichen Adel darin. Man rühmte ihn wegen sehr guten Studien und ungewöhnlichen Rednertalents. Seine Rede strömte wirklich mit brausender Raschheit dahin; aber ein solches Geprahle über die Vereinigten Staaten Americas, ein solch pompöses Großsprechen vom Süden und des Südens Söhnen, „der Blüthe und Hoffnung der Union," nein, das war unerträglich! . . . . Das einzige Hinderniß für die Größe, das Wachsthum und die wunderbar mächtige Zukunft der Vereinigten Staaten war — der Abolitionismus. Er war dieser Scorpion, diese Hyder im socialen Leben der Vereinigten Staaten, die man zertreten (der Redner stampfte heftig auf den Boden) und vernichten mußte; dann erst konnten der Süden und der Norden wie zwei mächtige Ströme sich vereinigen und gemeinsam ihrem großen ehrenreichen Ziele zueilen.

Was dieses ehrenreiche Ziel sein sollte, hörte ich nicht sagen, aber die Studenten, die in großer Menge versammelt waren, müssen es verstanden haben, denn sie applaudirten stürmisch und jede heroische Apostrophe auf den Heroismus und den Edelsinn des Südens rief eine Klatschsalve hervor. Nach der Rede erneuerten sich diese zu verschiedenen Malen und schienen kein Ende nehmen zu wollen. So zufrieden waren die Söhne

des Südens mit dem Redner, mit einauder und mit sich selbst.

Ich verließ den Saal mit betrübtem Herzen. Soll ich denn in den Sklavenstaaten nicht treffen, was ich bis jetzt geglaubt hatte, nämlich eine edle, freisinnige Jugend, welche die Verheißung künftiger Befreiung in sich trägt? Werde ich immer und immer wieder unter jungen Männern diesen Mangel an richtigem Blick, an Muth und Redlichkeit finden müssen?! Ich habe keine Lust den Redner heute Abend zu hören. Ich bin dieses alten Liedes müde.

Den 29. Juni.

Ich habe eine große unerwartete Freude gehabt; ich habe ein neues Lied singen gehört und .... doch ich will Dir das in Ordnung erzählen.

Ich saß da wieder in dem vollgedrängten Saal bei Kerzenschein, und der Jüngling, der sprechen wollte, saß allein auf der erhöhten Estrade gegenüber der Versammlung, während diese zusammenkam. Es währte eine gute halbe Stunde, und mir schien, als müsse die Lage des Jünglings, der so allein dasaß und allen Blicken ausgesetzt war, nicht ohne Verlegenheit sein, und ich fragte mich, ob dieses Gefühl es sei, was einen gewissen Schleier über seine Augen werfe. Er war ein hochgewachsener Jüngling, von schönem kräftigem Gliederbau, schien mir jedoch noch nicht vollkommen ausgewachsen zu sein; sein Gesicht war rein und gut, nicht regelmäßig schön, aber dennoch schön mit seiner jugendfrischen Farbe und seinen bestimmten Zügen. Neugierig suchte ich aus ihnen die Seele des Jünglings zu erforschen. Aber diese lag wie verschleiert da. Die Stirne war offen, das Haar dunkelbraun und üppig.

Endlich kam der Augenblick, wo er sich erhob, um zu sprechen. Er that dieß mit großer Einfachheit, ohne Grazie aber ohne Verlegenheit, und begann seine Rede ohne die Leichtigkeit des früheren Redners, aber mit Ruhe und Klarheit. Im ersten Theile gab er eine kurze Uebersicht über die Völker der Vorzeit in Bezug auf das was sie groß gemacht oder gestürzt habe. Er wies nach, daß die Sklaverei überall, wo sie sich vorgefunden, die Völker, welche sie hatten, hinabgezogen und zuletzt ihren Verfall verursacht habe.

Als ich diese Ausführung hörte, da gestehe ich, daß mein Herz hoch zu klopfen begann. Ists möglich, dachte ich, werde ich wirklich einmal, und zwar hier im Sklavenstaat, vor dieser Versammlung von eigenliebigen und eigensüchtigen Sklavereibegünstigern, einen Jüngling hören, der öffentlich und mannhaft gegen die schwache Seite des Südens und den Nachtschatten der neuen Welt seine Stimme erhebt?

Ja, diese Freude sollte mir zu Theil werden. Der Jüngling fuhr muthig fort auf America die Grundsätze anzuwenden, deren Folgen er in der Geschichte Asiens und Europas nachgewiesen hatte. Mit klarer Logik und mit ungemeiner Reinheit und Bestimmtheit im Ausdruck sagte er zu seinen Landsleuten: „Ich klage euch nicht an, daß es euch an Muth, Adel und Sinn für das Gute und Schöne, an Unternehmungsgeist, Gottesfurcht u. s. w. fehle, aber ich klage euch an, daß ihr den Armen unter eurem Volk keine Erziehung gebt, daß ihr nicht auf die Emporhebung der niedrigen Classen im Lande hinarbeitet*)." Der Redner erklärte,

---

*) Diese Anklage hat hier einen guten Grund, da in Virginien in Folge der hemmenden Kette der Sklaverei, welche die Zunahme der Schulen verhindert, über 80,000 weiße Menschen sind, die weder lesen noch schreiben können. Die Bevölkerung Virginiens wird, Weiße und Schwarze zusammengenommen, auf ungefähr 1½ Million Seelen berechnet.

America habe die Mission die Segnungen der Freiheit und Bildung allen Völkern zu bringen. Wenn America diese Pflicht erfülle, so werde es groß und glücklich werden; wo nicht, so werde es untergehen, und die Größe seines Wracks werde sich bloß mit der Größe seiner Aufgabe, der Zukunft, die es verfehlt habe, vergleichen lassen.

Ich kann Dir nicht sagen, mit welchem Gefühle von Seligkeit ich diese wahrhaft großsinnige und muthige Rede aus reiner Jünglingsseele gehört habe. Sie war so verschieden von Allem, was ich bis jetzt in den Sklavenstaaten vernommen. Das war es, was ich zu hören mich gesehnt hatte. Ich fühlte, daß meine Thränen flossen, aber ich kümmerte mich nicht darum, ob man es sah. Ich war so glücklich.

Aber wo war jetzt der Enthusiasmus, der am vorhergehenden Abend die Söhne des Südens belebt hatte? Sie lauschten still, gleichsam etwas verblüfft, und die Applause, die am Ende der Rede gespendet wurden, waren spärlich, gleichsam verlegen.

Der herrliche Jüngling sah aus, als ob Beifall oder Tadel ihn nichts anginge. Er hatte seine Ueberzeugung ausgesprochen. Seine jugendfrische Wange flammte wie von der Farbe der Morgenröthe, und das dunkle Auge und die Stirne leuchteten klar wie ein wolkenfreier Himmel.

Ich konnte nicht, wie ich gewünscht hatte, mit ihm sprechen, denn ein Bote rief ihn zu seinem Vater, der gefährlich erkrankt war, und er mußte noch an diesem Abend abreisen. Aber seine Hand durfte ich doch drücken und ihm in Gegenwart seiner Lehrer und Kameraden ein herzliches D a n k sagen. Sein offener, heiterer Ausdruck dabei zeigte mir eine neue Schönheit in seinem jugendfrischen Gesicht.

Die guten Professoren waren gleichsam ein wenig verblüfft über die unerwartete Haltung, die der junge

Mann einnahm, aber an Beifall durften sie es natürlich nicht fehlen lassen. „Sie hatten eine solche Rede nicht erwartet;“ wahrhaft ungewöhnlich, „über dem gewöhnlichen Niveau“ u. s. w. Und der junge Alexander Brown wurde als a fine fellow, a smart young man (ein tüchtiger gescheidter, junger Mann) erklärt; auch der Präsident äußerte sich mit vielem Beifall u. s. w. Aber die gesetzeskundigen und schriftgelehrten Herrn hatten doch ein wenig Angst davor dem Kaiser zu geben, was des Kaisers war, und suchten sich durch gewisse herablassende, halb entschuldigende Zugeständnisse zu befreien.

Dieß war einer meiner glücklichsten Abende in den südlichen Staaten, und mit fröhlicheren, liebevolleren Blicken betrachte ich jetzt dieses schöne Land, seit ich weiß, daß es einen solchen Jüngling birgt. Wie edel und wie glücklich muß nicht seine Mutter sein!

Richmond, den 1. Juli.

Wiederum guten Morgen in Virginiens Hauptstadt; aber jetzt nicht in der Stadt selbst, sondern in einer ihrer ländlichen Vorstädte, wo ich eine hübsche, schön gelegene Villa auf einer hohen Terrasse am Jamesfluß, umgeben von einem Park mit hohen, schattigen Bäumen, bewohne. Es ist die schöne Wohnung der Mrs. van Leu, und ich befinde mich da wohl im Kreise guter Freunde.

Von Professor de Vere und seinem artigen Weibchen verabschiedete ich mich gestern früh unter den besten gegenseitigen Glückwünschen und hoffe, daß ich bald

frohe Nachrichten von ihnen erhalten werde. Die Promotion, die am Samstag in Charlotteville stattfand, bestand hauptsächlich in Reden und Austheilung von Diplomen. Ich konnte von den ersten nicht viel hören und hatte mein größtes Vergnügen an der Betrachtung der anwesenden Frauenzimmer, unter denen ich eine große Menge sehr schöner und glücklicher Gesichter bemerkte. Man sieht in America keine junonischen Schönen wie in Europa, aber eine weit größere Anzahl heiter schöner Gesichter und beinahe gar keine häßlichen. Die Männer sind nicht schön, sehen aber mannhaft aus und sind meistens wohlgebildete, kräftige Gestalten. Ich habe dieß zwar schon ein paar Mal gesagt; aber was ich nicht gesagt habe und was doch gesagt werden sollte, ist die Thatsache, daß man bei den Americanern nicht den bestimmten Typus eines gewissen Volksstammes findet, wie wir ihn bei den Engländern, Irländern, Franzosen, Spaniern, Deutschen u. s. w. finden. Ein Americaner und eine Americanerin könnten jedem beliebigen Volke in seinem schön menschlichen, aber am wenigsten nationalen Character angehören, ja sogar dem schwedischen, wenn es nemlich sein regelmäßigstes Gesicht zeigt; denn wohlgebildete, feine Nasen und ovale Gesichter, besonders bei den Frauenzimmern, sind allgemein. Unsere Vollmondsgesichter und Nasen, die so zu sagen steil aus ihnen hervorkommen, wie eine hervorschießende Klippenspitze, diese sieht man hier nicht, und Kartoffelnasen, wie meine eigene, kommen gar nicht zum Vorschein. Aber ich habe in Americas nördlichen Staaten manches blühende Mädchen, manchen schönen jungen Mann gesehen, die weit mehr Aehnlichkeit mit Schwedinnen und Schweden hatten, als mit Engländern und Franzosen. Helle Haare und blaue Augen sind inzwischen selten.

Richmond, den 2. Juli.

Wie ermüdend ist es dieses Gefrage, dieses leere und gedankenlose Geschwätze von Kommenden und Gehenden, besonders von Frauenzimmern! Mangel an Aufmerksamkeit, Mangel an Ohr für das wahre Leben ist doch eines der größten Gebrechen hier, und die Schule, deren die neue Welt vor allen andern bedürfte, ist die uralte pythagoräische.

Das Leben mit seinen großen heiligen Interessen, seinen ernsten Auftritten, geht an diesen kindlichen, unentwickelten Wesen vorüber, ohne daß sie es sehen oder daran denken. Zerstreut durch diese äußeren und alltäglichen Dinge lauschen sie nicht auf die große, aber stille Stimme, die ihnen täglich mitten aus dem Leben zuruft, das sie wie Tagesfliegen führen.

Den 3. Juli.

Mit einem ehrlichen deutschen Herrn, der in Richmond ansäßig ist, habe ich heute einige negrojails, oder die Gefängnisse besucht, wo man die Neger theils abstraft, theils bis zum Verkauf eingeschlossen hält. In einem dieser Jails sah ich einen großen starkgliedrigen Neger still und düster dasitzen, die rechte Hand mit einem Tuch umwunden. Ich fragte ihn, ob er krank sei. „Nein, antwortete der gesprächige Aufseher; aber er ist ein ganz böser Hallunke. Sein Herr, der weiter oben am Flusse wohnt, hat ihn zur Strafe von Weib und Kind getrennt, um ihn nach dem Süden zu verkaufen, und nun hat sich der Schurke aus Rachsucht und damit sein Herr keinen hohen Preis für ihn bekomme, die Finger an der rechten Hand abgehauen. Der Gauner bat mich um eine Axt, damit er Nägel in seine Schuhe schlagen könne; ich gab sie ihm ohne al-

len Argwohn und nun hat er sich auf immer verstümmelt."

Ich ging zu dem Neger, der allerdings kein gutmüthiges Gesicht hatte, und fragte ihn, ob er ein Christ sei. Er antwortete kurz: „Nein." Ob er von Christo gehört habe? Er antwortete wieder: „Nein." Ich sagte zu dem Sklaven, daß er, wenn er ihn gekannt hätte, diese That nicht verübt haben würde u. s. w., aber daß er sich auch jetzt noch nicht verlassen glauben dürfe, denn derjenige, der gesagt habe: „Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid," habe auch zu ihm gesprochen und könne auch ihn trösten und erquicken.

Er hörte mich anfangs mit düsterer Miene an, allmälig aber erheiterte sich sein Gesicht, und endlich sah er ganz weich aus. Diese verbitterte Seele war offenbar noch zugänglich und offen. Die Sonne glänzte auf den Hof des Gefängnisses herein, wo er mit seiner verstümmelten Hand und mit schweren Ketten an den Füßen saß, aber kein Christ kam hieher, um ihm das Evangelium der Gnade zu predigen.

Die Thüre des Gefängnisses wurde von einem Neger geöffnet, der gleichfalls schwere Ketten am Fuß hatte. Dieser Mann sah so gutmüthig und so gefällig aus, daß ich mit einiger Verwunderung fragte:

„Aber dieser da, was hat er denn gethan, um so gefesselt zu werden?"

„O, antwortete der Aufseher lächelnd, just nichts; aber sein Herr hatte ihn ausgeliehen, um in den Kohlengruben zu arbeiten, und dort geschah etwas Unangenehmes. Seitdem wollte der Bursche nicht mehr dort arbeiten und weigerte sich hinzugehen. Zur Strafe will ihn sein Herr jetzt verkaufen und hat ihn zu fesseln befohlen, bloß um ihn zu demüthigen."

Dieß war vollkommen gelungen. Der arme Neger war so verlegen und so beschämt, daß er nicht zu wissen schien, wohin er seine Augen wenden sollte, wäh-

rend der Aufseher seine Geschichte erzählte; dabei sah der starke Mann so gutmüthig und so weich aus, daß man wohl bemerkte, daß er leichter eine Ungerechtigkeit erlittt, als sich zu Trotz und Rache reizen ließ wie der andere Neger. Er war offenbar ein guter Mensch und hätte einen bessern Herrn verdient.

In einem andern Gefängniß saß ein schöner kleiner weißer Junge von sieben Jahren zwischen großen Negermädchen. Der Junge hatte helle Haare, die schönsten hellbraunen Augen und Rosen auf seinen Wangen; er war jedoch von einer farbigen Mutter, einer Sklavin da, und sollte verkauft werden. Sein Preis war 350 Dollars. Die Negermädchen schienen den weißen Jungen sehr zu lieben, und er war ihrer Pflege übergeben; ob zu seinem Besten, möchte ich kaum glauben. Kein mütterliches, christliches Weib besuchte den unschuldigen gefangenen Knaben oder die jungen Mädchen. Sie waren dem heidnischen Leben nnd den Finsternissen des Gefängnisses preisgegeben.

In einem andern Jail wurden sogenannte Fancy girls (Lustdirnen) für geneigte Käufer gehalten. Sie waren schöne, helle Mulattinnen oder beinahe weiße Mädchen.

In einem Jail sahen wir das Zimmer, wo die Sklaven (Weiber sowohl als Männer) gepeitscht werden. Sie werden dort mit eisernen Ringen, die im Boden befestigt sind, festgehalten und an Händen und Füßen gefesselt, nachdem man sie niedergelegt hat.

Ich sah an dem Kuhhautriemen das Stück Holz, womit sie gepeitscht werden, und ich bemerkte: „Schläge von diesem Ding da könnnen doch nicht sehr wehe thun?“

„O doch, antwortete der Aufseher grinsend und mit bedeutungsvoller Miene. Das Ding kann so große Schmerzen machen wie irgend ein anderes Instrument, denn man kann mit diesem Riemen viel schlagen, ohne

daß es äußere Spuren hinterläßt; es schneidet nicht ins Fleisch ein."

Die Sklaven können mehrere Monate in diesen Gefängnissen sitzen, bevor sie verkauft werden.

Die südlichen Staaten sollen sich, sagt man, durch Religiosität auszeichnen; die Leute gehen in die Kirche, schicken Missionäre nach China und nach Afrika. Aber die unschuldig gebundenen Sklaven in ihren eigenen Gefängnissen lassen sie ohne Unterricht und Trost.

Noch einmal — was könnten, was sollten nicht die Frauen hier thun!

Ich habe schöne junge Mädchen erklären gehört, sie seien stolz darauf Amerikanerinnen und ganz hauptsächlich Virginierinnen zu sein. Ich hätte sie in diese Jails führen und sehen mögen, ob sie Angesichts derselben auf ihre Eigenschaft als Virginierinnen und auf die Institutionen Virginiens stolz sein könnten.

Den 5. Juli.

Auch hier, wie überall auf meiner Pilgerfahrt, habe ich gute und denkende Menschen kennen gelernt, die ein vollständiges Gegengewicht gegen die nichtdenkenden oder nicht guten bilden und mich an den Ort und die Gesellschaft fesseln, worin ich lebe. Zuvörderst unter den guten steht die Familie, in der ich jetzt als Gast verweile; ja die Frauenzimmer da sind so zartherzig, besonders gegen das Negervolk, daß ich hier auf der rückhaltenden und weniger liberalen Seite stehe, während ich mich doch innig daran erfreue warme Herzen bloß durch übertriebene Güte für einen bedrückten Völkerstamm fehlen zu sehen. Ein solcher Anblick ist selten im Sklavenstaat. Angenehme und kluge Frauenzimmer, gefällige und denkende Männer haben mir manchen frohen Augenblick bereitet und mein Herz durch ihre Freundlichkeit und Gastfreundschaft erwärmt.

Unter meinen männlichen Bekannten habe ich besonderes Vergnügen an einem älteren Priester, ich glaube von der episcopalen Kirche, gehabt, der mir verschiedene interessante Mittheilungen über das religiöse Leben und die Gesänge der Neger machte, wie auch an einem Quäcker mit einem schönen, regelmäßigen Gesicht und stillem denkendem Wesen. Er erzählte mir viel Interessantes von den Quäckern und ihren Regirungsformen. Neulich wurden in New-York Quäckerinnen vor das Gericht citirt, um in einem verwickelten Rechtsstreit Zeugniß abzulegen, und die Bestimmtheit und Klarheit, womit sie das thaten, ist allgemein in den Zeitungen besprochen und gepriesen worden. Mr. B. schrieb das ruhige und klare Wesen, das die Quäckerinnen auszeichnet, ihrer frühen Gewöhnung an selfgovernment (Selbstregierung) und allgemeine Discussionen während ihrer Theilnahme an der Verwaltung der Gesellschaft zu.

Gestern am 4. Juli wurde wie gewöhnlich Americas großer Tag mit Reden, Paraden, Toasten und Verlesung der Unabhängigkeitserklärung gefeiert. Sie wurde hier in der africanischen Kirche der Stadt verlesen; warum man zur Verlesung dieser Erklärung, welche dem Sklavereiinstitut so entschieden widerspricht, die Negerkirche wählte, das begreife ich nicht; denn dieß muß als ein handgreiflicher Spott erscheinen.

Heute habe ich mit einer angenehmen, freundlichen Dame, mit Mrs. G., das Correctionshaus dahier besucht. Das System, das hier befolgt wird, ist das alte, und der alte galante Oberst, welcher der Anstalt vorstand, sah aus wie ein versteinertes Ueberbleibsel von Washingtons Staat. Es überraschte mich, daß ich hier nicht eine einzige weiße Gefangene traf. Weiße Männer dagegen waren an 200 da. Einige schwarze Weiber saßen hier, unter ihnen die freie Negerin, welche der jungen Sklavin zur Flucht hatte verhelfen wollen.

Sie hatte ein sehr gutmüthiges und ehrliches Aussehen, war aber jetzt zu fünfjähriger Gefangenschaft dahier verurtheilt. Die Zimmer, wo diese Weiber saßen, waren hell, groß und sauber, und Mrs. G. wurde von den schwarzen Weibern mit sichtlicher Liebe und Freude empfangen. Sie gehört zu dem Frauenverein, der sich hier wie überall in den Vereinigten Staaten zum Besuch der Gefängnisse organisirt hat, der aber in den Sklavenstaaten gewöhnlich diejenigen Gefängnisse vergißt, wo Unschuldige sitzen, und man sah, daß zwischen ihr und den schwarzen Gefangenen das herzlichste Verhältniß obwaltet.

Der reiche Plantagenbesitzer, der seinen Sklaven mißhandelt und umgebracht hatte, und deßhalb zu fünfjährigem Zuchthaus verurtheilt war, sollte seine Strafe ebenfalls hier absitzen, war aber noch nicht eingebracht. Vielleicht kauft er sich immer noch frei. Der Mammon ist mächtig.

In Virginien herrscht ein zunehmendes Gefühl für die Lästigkeit und Schädlichkeit der Sklaverei, wie in sämmtlichen mittleren Sklavenstaaten Americas, die weit größere Vortheile von der Arbeit der Weißen als der Schwarzen hätten und jetzt ihre Entwicklung sowohl in geistiger als in materieller Beziehung durch das Sklavereiinstitut gehemmt sehen; und ich halte es für wahrscheinlich, daß die genannten Staaten, wie Virginien vor einigen Jahren schon im Begriffe stand, diese Kette bereits abgeschüttelt hätten, wenn sie nicht durch den unklugen und ungerechten Abolitionismus im Norden zurückgehalten und zum Widerstand gereizt worden wären.

Ich sage nicht, daß dieß ein hoher Standpunkt sei, denn keine Ungerechtigkeit darf uns hindern das Rechte und Vernünftige zu thun; aber er ist natürlich, und ich kann bis auf einen gewissen Grad damit sympathisiren.

Jetzt nachdem die nördlichen Staaten, um Frie-

den mit den südlichen zu halten, das für sie ehrenvolle und heilige Asylrecht aufgegeben, nachdem sie aus Achtung für die constitutionellen Rechte der südlichen Staaten das kostbare Recht geopfert den flüchtigen Sklaven zu beschützen, und nachdem der gewaltsame Abolitionismus immer mehr einem edleren und ruhigeren Platz gemacht, dürften, scheint mir, die mittleren Sklavenstaaten durch Nichts mehr verhindert werden Etwas auszuführen, was ihr eigenes höchstes Interesse sein würde.

In Virginien ist in Folge des Sklavereiinstituts nicht bloß eine große Menge weißer Bevölkerung (man hat mir von mehr als 80,000 gesagt) herangewachsen, ohne lesen und schreiben zu können, und dabei ebenso roh an Sitten als unwissend geblieben. Dieses Institut hat hier auch wie anderswo die Entwicklung der Industrie sowie die Zunahme der Einwanderung verhindert; es hat Mangel an Unternehmungsgeist in Bezug auf allgemeine Arbeiten und dadurch auch Mangel an Arbeit für eine zunehmende arme Bevölkerung verursacht. Die Folgen davon haben sich mit jedem Jahr drohender erwiesen. Hier findet sich nicht wie in freien Staaten ein Hintergrund von starkem und edlem Volksleben, aus welchem die Staatsämter und die Lehrsäle wie aus einem frischen Kern heraus besetzt werden könnten. Roheit und Armuth greifen immer mehr um sich. Und das kann auch nicht anders sein in einem Land, wo die eine Hälfte der Bevölkerung die andere in der Sklaverei hält. Die Pflanzer Virginiens, stolz auf ihre Erinnerungen, auf ihre Sklaven, unter denen sie gleich Feudalfürsten des Mittelalters zu sitzen behaupten, was jedoch ein großer Irrthum ist, verschanzten sich in ihren Traditionen oder Sklaveninstitutionen, nannten sich „highblooded, highminded" (Leute von edlem Blut und edlem Sinn) u. s. w., und blieben still sitzen, während der Wagen des Zeitalters an ihnen

vorbeirollte. Das rasche Aufblühen der freien Staaten der Union während eines Lebens voll von großen Unternehmungen, zur Entwicklung sowohl der Intelligenz als der Industrie, und die Thatsache, daß Virginien im Verhältniß zu ihnen in Wohlhabenheit und geistiger Cultur bedeutend zurückblieb, hat dem Volk die Augen zu öffnen angefangen, nnd in den letzten Jahren hat sich ein neues Leben in industriellen Unternehmungen gezeigt, die man früher als gemein und nicht nothwendig verschmäht hatte. Eisenbahnen werden angelegt, Communicationsmittel werden gefördert, ein frischeres Leben beginnt im ganzen materiellen Gebiet des Staates zu circuliren. Und dabei wird es nicht stehen bleiben.

Der Convent, der gegenwärtig in Richmond versammelt ist, entdeckt in diesem Augenblick neue Schwierigkeiten, welche das Sklavereiinstitut verschuldet. Ost- und Westvirginien liegen in offener Fehde wegen der Bedeutung ihrer Stimme bei öffentlichen Voten. Ostvirginien hat Plantagen und Sklaven und will nach angenommenem Brauch für seine Sklaven stimmen, so daß drei Sklaven für die Stimme eines freien Mannes gerechnet werden. Westvirginien, das ein Gebirgsland ist, keine Plantagen und sehr wenig Sklaven hat, will Ostvirginien das Recht bestreiten sich mit den Stimmen seiner Sklaven zu verstärken und hat auf dem Convent einen gewaltigen Kämpen erhalten in einem Mr. Weise, der gleich einem modernen Nimrod in voller Jägerrüstung aus den Wäldern kommt und mit unbändigem Jägrmuth um sich schlägt, indem er in folgendem Styl spricht:

„Was? Ihr wollt die Stimmen Eurer Sklaven bei Abstimmungen gegen die unsrigen wägen? Ihr vergeßt, daß Ihr selbst erklärt habt, daß Negersklaven keine Seelen haben. Kommt her und widerleget mich. Ich sage Euch, daß Ihr dieß hundert Mal durch Ge-

setze, Gebräuche und Verordnungen erklärt habt. Antwortet mir, kommt hervor und widersprechet mir, wenn Ihr könnet. Habt Ihr diese Sklaven nicht wie unvernünftige Thiere gekauft und verkauft? Habt Ihr nicht verboten ihnen Unterricht zu geben? Habt Ihr ihnen nicht verboten wie vernünftige Menschen zu fühlen, zu denken und zu sprechen? Ich will demjenigen hundert Dollars geben, der mich widerlegen kann. Aber das Beste ist, Ihr schlaget Euch auf den Mund und schweiget. Das ist das Vernünftigste, was ihr thun könnt, gute Freunde. Will einer muckſen, so werde ich ihn mit meinen Worten todt schlagen. Ich bin ein Prosklavereimann; ich hasse den Abolitionismus. Ich will von ihm und von der Emancipation der Sklaven Nichts hören. Aber wenn Ihr herkommt und behauptet, daß Eure Sklaven Seelen haben, und daß ihnen wie Menschen ein Stimmrecht gegen freie Männer zustehe — seht, meine Herrn, das ist doch gar zu verrückt, gar zu albern, nachdem Ihr selbst in Worten und Thaten bewiesen habt, daß die Neger keine Seelen haben, sondern als unvernünftige Thiere betrachtet werden müssen. Schwatzet hin und schwatzet her, schwatzet so viel Ihr wollt, mich schwatzet Ihr nicht zu Boden."

So eifert und perorirt Hr. Weise ein Langes und Breites auf dem Capitolium in Richmond, mit solcher Kühnheit und so grobkörniger Lebhaftigkeit und Streitlust, daß er Alle aus dem Concept bringt, und während er die Sklaverei zu billigen scheint, deckt er die Widersprüche und Abnormitäten auf, zu denen sie führt. Seine Reden machen gegenwärtig großes Aufsehen und füllen die Spalten aller Zeitungen.

In diesen werden jetzt auch Ereignisse in Virginien veröffentlicht, welche abschreckender als alles Andere gegen ein Institut zu sprechen scheinen, das offenbar die Sitten und den Verstand der weißen Bevölkerung untergräbt, weil es alle eigenwilligen und despotischen

Leidenschaften der Jugend begünstigt. In Lynchburg einer größern Stadt Virginiens, haben neulich zwei junge Männer, beide Zeitungsredacteure, auf offener Straße mit Pistolen einander erschossen, nachdem sie sich eine Zeit lang in den Journalen herumgebalgt und einander bedroht hatten. Jetzt begegneten sie sich zufällig eines Morgens, und ohne Vorbereitung oder Verabredung schoßen sie auf einander nach Mörderart. Der eine von ihnen starb am gleichen Tage, der andere liegt in den letzten Zügen. Beide hatten sich noch nicht lange verheirathet, der eine erst seit einigen Wochen.

Die andere Tragödie ist eine Entführungsgeschichte. Ein junger Doctor Williams liebte eine Miß Morris in *. Ihr Vater und ihre Familie, Plantagenbesitzer in Virginien, widersetzten sich ihrer Verbindung, und nun entführte er sie. Vater und Bruder reisten den Flüchtigen nach und erreichten sie in einem Städtchen. Sie trafen in einem Gasthof an der Wirthstafel zusammen. Der junge Morris, Mr. Williams und ein junger Mann, sein Freund, der bei der Entführung mitgeholfen hatte, kamen im Speisesaal in Wortwechsel, zogen ihre Pistolen, wechselten Kugeln, und die Folge dieses Auftrittes waren drei Leichen, unter welchen der Geliebte und der Bruder von Miß Morris. Der alte Morris kehrte nach Hause zurück, die Leiche seines Sohnes und seine wahnsinnig gewordene Tochter mit sich führend.

Das Ereigniß wird viel besprochen und beklagt, ist aber gerade nichts Besonderes oder Ungewöhnliches.

Die Familien in den Sklavenstaaten können unmöglich das Gemüth des Kindes hegen und pflegen, wie in den freien Staaten; sie erzeugen selbst Charactere und Launen, die später ihren Frieden morden.

In der guten, liebevollen Familie, wo ich jetzt lebe, sehe ich bloß das schöne Verhältniß zwischen

Weißen und Schwarzen und habe Gelegenheit von Neuem die musikalischen Talente der Neger zu bewundern. Ein junger Neger, der bei Tisch aufwartet, singt Lieder, wie er athmet, er singt auch mit dem Bauch (als Bauchredner), und wenn er während der Mahlzeit die Fliegen wie gewöhnlich mit einem großen Federwedel verscheucht, so thut er dieß unbewußt im Takt nach irgend einer Melodie, die still in seiner Erinnerung erklingt.

Ich stehe jetzt im Begriff die Sklavenstaaten zu verlassen, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Ich will auch auf das Thema der Sklaverei nicht mehr zurückkommen, sondern hier mein Abschiedswort sagen. Ich thue dieß mit dem Wunsch:

Daß die edlen klar denkenden Männer und Frauen, die sich, wie ich weiß, in allen Sklavenstaaten Nordamerikas vorfinden, bestimmter auftreten und sich offener von der Masse trennen mögen, indem sie durch Wort und That beweisen, daß sie wohl überlegt haben, was die Wohlfahrt ihrer Völker und ihrer Staaten fordert. (Ja könnte ein Convent, eine Art von höchstem Gerichtshof aus den besten Männern des Südens und des Nordens zur Berathung der Sklavenfrage gebildet werden, so glaube ich, daß die Union und die Freunde der Freiheit sich gleich sehr an den Folgen einer solchen zu erfreuen hätten).

Daß die ältesten der Sklavenstaaten den übrigen vorangehen mögen durch Annahme der Freiheitsgesetze für die Sklaven, welche gegenwärtig die spanische Monarchie vor der americanischen Republik voraus hat.*)

---

*) Man hat als Grund für die Unmöglichkeit der Emancipation der Negersklaven in den Vereinigten Staaten oft angeführt, daß man sie unmöglich des americanischen Bürgerrechts theilhaftig machen könne, und die

Keine Staaten scheinen mir näher daran sich bei einer solchen freisinnigen Bewegung an die Spitze zu stellen, als unter den südlichen das junge freimüthige Georgien und unter den mittleren Virginien, einer der ältesten unter den Staaten Americas, einer der ersten in bürgerlicher Freiheit und im Krieg für die Freiheit; Virginien, dieses Mutterland Washingtons, Jeffersons und anderer großen Männer, vor allen Washingtons, dieses ächten Typus für den Mann und Bürger der neuen Welt, einer jener seltenen Größen, die wachsen, je näher man zu ihnen kommt, und die sich gleich

---

Vorschläge, die in einigen der freien Staaten gemacht wurden, die Neger an den Abstimmungen im Staate theilnehmen zu lassen, haben immer eine starke öffentliche Meinung gegen sich gehabt. Ich glaube, diese hat Recht. Aber was hindert wohl, daß die Neger in den Vereinigten Staaten kleine freie, christliche Gesellschaften für sich selbst bilden könnten, gleich den Shäkern, den Dunkern u. s. w., so daß sie innerhalb der großen Staatsgesellschaft ein selbstständiges Leben führen würden, ohne an den Angelegenheiten derselben theilzunehmen oder sie zu stören? Aus dem Character der Neger ist leicht abzusehen, daß sie sich um die Regierung der Vereinigten Staaten wenig bekümmern werden, wenn sie nur ihre Kirchen, ihre Feste, Gesänge und Tänze, ihre eigenen Priester und Häuptlinge haben. Der Negerpräsident wird immer ein Unding bleiben. Laßt sie ihre Häuptlinge oder Fürsten haben und laßt die Negergesellschaft das pittoreske, heitere Bild bleiben, wozu Gott bei der Schöpfung sie bestimmt hat, und das er deutlich in den Naturanlagen anzeigte, die er ihnen verliehen. Das große Reich der Vereinigten Staaten wird dann eine natürliche Familie und ein pittoreskes Schauspiel mehr vorweisen, und zwar nicht das mindest interessante unter denjenigen, die man auf seinem Boden erblickt.

jedem wahrhaft freien Mann nicht von der Zeit und den Menschen beherrschen lassen, sondern sie selbst beherrschen.

Ich habe mich an Washingtons herrlichem Bild auf dem Capitol Virginiens erfreut; ich erfreue mich an demjenigen, das ich jetzt auf der letzten Seite des dritten Bandes von Bancrofts Geschichte der Vereinigten Staaten vor mir sehe:

„Zur selben Zeit, wo der Aachener Congreß Verträge festgestellt hatte, welche darauf ausgingen den Frieden der Welt zu stiften, und wo die Mächte, die sich hier als die Beherrscher des Menschengeschlechts betrachteten, dieselben mit allen Formen monarchischer Magnificenz feststellten, just zu dieser Zeit wuchs, in Virginiens Wäldern verborgen, der junge Washington, einer Wittwe Sohn, heran. Geboren am Ufer des Potomac, unter dem Dache eines Westmoreländerfarmers, hatte er das Schicksal beinahe von seinen Kinderjahren an vaterlos zu sein. Keine Akademie hatte ihn in ihrem Schooße empfangen, kein College hatte ihn mit Auszeichnungen gekrönt: Lesen, Schreiben und Rechnen, das war seine ganze Wissenschaft. Und jetzt, im Alter von sechzehn Jahren, wo er ein ehrliches Auskommen suchte unter unglaublichen Mühen, aufgemuntert dadurch, daß er sich im Stande fühlte einem Freund aus den Schuljahren zu schreiben: „„Lieber Richard, eine Dublone ist mein Verdienst täglich und mitunter sechs Pistolen,““ sein eigener Koch, selten im Bette schlafend, ein Bärenfell für ein stattliches Bett haltend, froh, wenn er bei Nacht ein wenig Heu oder Stroh als Ruheplatz bekam, oft in den Wäldern gelagert, wo der Platz zunächst dem Feuer ein großer Luxus war; über die Höhen der Alleghanyberge, oder an den Ufern des Shenandoah entlang streifend, mit offenem Sinn für die Schönheit der Natur begabt und zuweilen den besten Theil des Tages in Bewunderung der Bäume

und Reichthümer des Landes zubringend; mitten unter thierfellbedeckten, wilden oder rohen Emigranten, „die niemals englisch reden wollten" — so bildete dieser Jüngling, der Durchforscher der Wälder ohne andre Gesellschaft als seine ungelehrten Kameraden, ohne wissenschaftliche Hülfsmittel außer seinem Compaß und seiner Feldmesserkette, einen seltsamen Contrast gegen die kaiserliche Pracht des Congresses in Aachen. Und gleichwohl hatte Gott nicht Kaunitz oder Newcastle, nicht einen Monarchen aus dem Hause Habsburg oder Hannover, sondern den virginischen Jüngling ausersehen, um den menschlichen Angelegenheiten einen neuen Impuls zu geben. Er hatte die Rechte und Schicksale von unzähligen Millionen Wesen unter die Obhut des Sohnes einer Wittwe gestellt."

Als dieser seine große Aufgabe vollbracht und seinem Vaterland Selbständigkeit erworben hatte, krönte er sein ehrenreiches Leben dadurch, daß er seinen Sklaven die Freiheit schenkte, nachdem er getreulich für ihre Zukunft gesorgt hatte.

Wie lange noch wird Virginien hinter seinem edelsten Sohne zurückstehen!

Aber während wir für die Abschaffung der Sklaverei und für Americas Ehre eifern, wollen wir nicht vergessen, wie es noch jetzt in Europa und auch in unserem Lande mit den geringeren unter unsern Arbeitern steht. Gleicht nicht ihr Arbeitsleben oft genug einer harten Sklaverei, besonders was die Weiber betrifft? Ist nicht der Taglohn einer Arbeiterin auf dem Lande so erbärmlich, daß sie, selbst wenn sie Jahr aus Jahr ein täglich arbeitet, kaum sich selbst und ein paar Kinder ernähren und kleiden kann? Kommt das dritte Kind, so kommt auch die Noth. Ist es nicht etwas Gewöhnliches, daß man Bauernweiber auf dem Lande wie über eine Strafe Gottes klagen hört, wenn sie von Neuem ein armes Kind zur Welt bringen sollen, daß

man Mütter Gott als für eine Gnade danken hört, wenn er ihnen von einem Kinde geholfen hat, d. h. wenn es gestorben ist? Es ist wahr, daß unsere Arbeiter sich ihr geistiges und leibliches Gedeihen schaffen können, daß Jedermann bei uns der Schmid seines Glückes werden kann; und dieß ist schon ein großer Vorzug. Aber oft sind die Umstände so bindend, daß diese Freiheit nicht viel hilft.

Ich verlasse Virginien, dankbar für das Gute, was es mir an schönen Naturscenen und liebenswürdigen Freunden gegeben, dankbar für dieses Leben in einer Familie voll von Herzensgüte und für die Erinnerung an einen Jüngling, aus dessen reiner Seele ich neue Hoffnung für Americas Zukunft geschöpft habe, mit frohem Glauben an die Jugend, deren Repräsentanten ich in ihm erblicken will.

Einundvierzigster Brief.

Philadelphia, den 14. Juni 1851.

Seit meinem letzten Schreiben habe ich folgende kleine Ausflüge und Abenteuer gehabt. Von meinen seelenguten Gastfreunden in Richmond verabschiedete ich mich letzten Montag und fuhr den St. Jamesfluß hinab zwischen Virginiens Hügeln und Wäldern hin nach Baltimore in Maryland. Der Tag war gleichsam luftlos und drückend heiß und wurde mir noch drückender durch einen gewissen pedantischen Rector, der sich zu meinem geistigen Cicerone machte, und jede seiner Unterweisungen mit Ausstreckungen und Bewegungen der Arme

begleitete, gleich als wollte er sich zum Boxen in Bereitschaft setzen oder irgend eine wichtige Operation vornehmen, wobei mir jedesmal ein Angstschweiß ausbrach, welcher den Eindruck seiner Lehren und die Erinnerung daran gänzlich vernichtete. Ein artiger warmherziger junger Student aus Charlotteville war meine Erfrischung. Er hatte Vorurtheile des Sklavenstaates in seinem Kopf; aber sein Herz war gut und gesund und ich zweifle nicht, daß ich mich auf seines Vaters Plantage an dem schönen Fluß wohl befinden würde. Wie liebenswürdig und erfrischend ist nicht die Jugend, wenn sie es nur sein will! Die Ufer des Flusses waren romantisch schön und prangten in üppigem Grün — kein Wunder, wenn sie die ersten weißen Entdecker entzückten, so daß sie das Land als ein irdisches Paradies beschrieben.

Die Ruine der ersten Kirche in Jamestown stand noch, wenigstens eine Mauer davon, und glänzte ziegelroth aus einem hellgrünen Walde an dem Fluß.

Bei Nacht auf dem Meer war es wiederum erstickend heiß. Eine gute freundliche Negerin bediente mich und wir hatten verschiedene Besprechungen. Sie war Sklavin in Baltimore gewesen und ihre Herrschaft daselbst hatte ihr zur Freiheit verholfen. Ich fragte sie, ob sie sich als frei eben so gut befinde, wie als Sklavin bei ihrer guten Herrschaft.

„Besser, Maam, besser," war ihre energische Antwort. Und sie fügte hinzu: „Ich glaube nicht, daß der Herr irgend einen Menschen dazu bestimmt hat der Sklave eines andern zu sein."

Das gute Weib war ausnehmend vergnügt und zufrieden mit ihrem gegenwärtigen Leben.

Im Damensalon waren nicht viele Passagiere. Ein paar schöne matronenartige ältere Frauen saßen da in halblautem Gespräch über das Leben und seine Ereignisse; sie sprachen von den Schicksalen von Freunden

und Bekannten; sie sprachen von einem Todtenbett, wo ein gottloser Mann neulich sein Leben beschlossen, ohne einen Rückblick der Reue auf die Vergangenheit, ohne einen Blick der Hoffnung auf die Zukunft. Sie stellten Betrachtungen darüber an; ihre Gesichter waren sanft und ernst. Drei junge Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren sprangen dabei im Zimmer aus und ein, wie wilde Füllen oder Kälber, die man zum ersten Mal auf die Weide gelassen hat; ich hütete mich wohl ihnen in den Weg zu kommen. Die Frauen sahen ihnen zu.

„Wilde junge Mädchen!“ sagte die eine mit sanfter Mißbilligung.

„Laß sie ihre Freiheit genießen,“ versetzte die andere noch milder und mit einem halben Seufzer; „es ist ihre Zeit; das Leben wird sie bald genug zähmen.“

Aber dennoch wäre es besser, wenn das junge Mädchen so erzogen würde, daß sie sich der Hand des Zähmers in einem andern Sinn unterwärfe, als das Füllen dem Gebiß. Der Kampf würde dann milder und würdiger als nach dieser Füllenfreiheit.

Am Morgen befand ich mich in Baltimore, und reiste von da noch an demselben Vormittag mit der Eisenbahn nach Harpers ferry. Man hatte mir so viel von der Schönheit der Landschaft in dieser Gegend Virginiens erzählt, daß ich dahin zu fahren beschloß, um recht in Ruhe den Eindruck von Virginiens erhabenster Scenerie zu betrachten.

Der Bahnzug flog in Krümmungen und unzähligen Verschlingungen an den waldbewachsenen Ufern eines kleinen Flusses hin, mit einer Heftigkeit und Unregelmäßigkeit, die an eine scheugewordene Kuh erinnerte und mich jeden Augenblick fürchten ließ, ich möchte in den Strom geworfen werden. Dennoch kamen wir glücklich in den kleinen Flecken bei Harpers ferry. Ich blieb hier drei Tage lang allein und unbekannt und

erfreute mich an einsamen Wanderungen über die Berge hin und in der romantischen Gegend. Sie erinnert an gewisse Berggegenden in Dalekarlien und noch mehr an das Mindener Thal in Deutschland, wo die Flüsse Fulda und Werra zusammenstoßen, denn die Gebirgsformation und die Vegetation da und dort haben verwandtschaftliche Aehnlichkeit. Hier sind es der muntere spielende Shenandoah und der ernste Potomac, die zusammentreffen, sich vereinigen und zusammen den großen Potomacfluß bilden. Der Shenandoah ist ein heiteres, gutes junges Mädchen, das sorglos, lachend und hüpfend in unschuldiger Lebenslust zwischen grünenden Ufern hintanzt. Der Potomac ist ein älterer Herr, der ernst und still aus den Wäldern herab mit trägem Schritt und geringem Leben einhergegangen kommt. Er trifft mit der heitern Shenandoah zusammen und zieht sie still an sich. Sie fällt besinnungslos in seine Arme und wird darin verschlungen. Man hört und sieht nichts mehr von der brausenden und tanzenden Shenandoah, es ist vorbei mit ihrem heitern Humor, vorbei mit ihr selbst, sie ist Frau Potomac geworden und hat keine Existenz mehr, die von Herrn Potomac getrennt wäre. Aber Herr Potomac breitet sich mit steigenden schwellenden Wassern, eben so ruhig, aber majestätischer als vorher aus und setzt seinen Lauf fort nach Washington und von da ins Meer. Arme kleine Shenandoah! Ich liebte sie und hege Sympathie mit ihr, und obschon ich gerne von den Höhen herab sah, wie der Potomac in ruhigen, tiefen Biegungen durch die westlichen Hochlande hergegangen kam, so ging ich doch noch lieber im Thale südlich vom Berge, wo Shenandoah, noch ein junges Mägdelein, an den Klippen hin tanzte, die ihre bacchantischen Häupter mit den schönsten Kränzen und Kronen von Laub schmückten, oder unter hohen Bäumen, auf welchen Schaaren von gelben Vögelein, Kanarienvögeln ähn-

lich, umherhüpften und fröhlich zwitscherten. Die Gegend war hier unendlich hübsch und romantisch. Und Shenandoahs Wogen sind trotz ihrer Seichtigkeit krystallhell.

Weiter unten im Thal auf dieser Seite ist eine große Gewehrfabrik, wo eine gewaltige Thätigkeit herrscht. Auf dem Hochland lagen die Wohnungen der Arbeiter, kleine steinerne Häuser, gut gebaut, alle einander gleich und schöne Aussichten darbietend.

„Wir sind hier alle gleich," sagte ein junges Weib in einer dieser Wohnungen, wo ich ausruhte, zu mir. Wir haben alle dieselben Bedingungen." Diese waren ganz gut. Wir saßen in einem Wohnzimmer, wo Alles comfortabel und sogar zierlich aussah. Die junge Frau hatte ein Knäbchen auf dem Arm. Gleichwohl war sie nicht glücklich; das war mir sogleich klar. Etwas in ihrem sanften, melancholischen Ausdruck sagte mir, daß sie nicht glücklich verheirathet war. In einem andern Hause machte ich die Bekanntschaft einer ältern Frau, welche das Gepräge des tiefsten Kummers trug. Sie hatte ihren Gatten verloren und er war die Freude ihres Lebens gewesen. Sie sprach davon auf eine Art, welche mich veranlaßte meine Thränen mit den ihrigen zu vermischen.

Während der schönen Abende waren die Hausthüren gewöhnlich offen, und die Weiber standen davor mit ihren kleinen Kindern, oder saßen sie außen und nähten. Ich machte zuerst mit den Kindern, dann mit den Müttern Bekanntschaft.

Alle gleich in Glücksloosen und dennoch diese Ungleichheit des innern Glückes! So ist es immer. Aber diese innere Ungleichheit erträgt sich leichter, als diejenige, die durch Kastenvorurtheile verschuldet wird. Sie erregt weniger Murren und weniger Bitterkeit.

Eines Abends war eine Hochzeit unten im Flecken, und von den Gebirgswohnungen her wandelten festlich

gekleidete Hochzeitgäste auf Fußwegen ans Ufer hinab. Sie waren einfach, aber geschmackvoll gekleidet, ungefähr so wie man sich in den Städten zur Gesellschaft anzieht, obschon sie schlichtere Zeuge trugen.

Eines Abends als ich etwas spät über die Berge nach Hause ging, sah ich auf dem Fußweg, in dem ich dahinwandelte, einen Mann in blauer Arbeiterblouse sitzen, die Stirne an die Hand gelehnt, in welcher er ein Nastuch hielt. Als ich näher kam, nahm er die Hand weg und sah mich an, und ich sah eine irländische Nase in einem gutmüthigen, freundlichen Gesicht, das mir ein Mann von etwa dreißig Jahren zeigte. Er sagte auf englisch:

„Es ist sehr warm."

„Ja," sagte ich, indem ich stehen blieb; „und Sie haben schwer gearbeitet?"

„Ja, meine Hände sind ganz verderbt!" Und er zeigte blaue und geschwollene Hände.

Ich fragte ein wenig nach seinen Umständen. Er war ein Irländer, hieß Jim und war hieher gekommen, um Arbeitsverdienst zu suchen. Diesen hatte er hier auch gefunden und er konnte in der Fabrik 20 Dollars monatlich verdienen. Aber dennoch liebte er das alte Land mehr und beabsichtigte dahin zurückzukehren, sobald er 1000 Dollars beisammen hätte.

Ich fragte ihn, ob er verheirathet sei.

„Nein;" er hielte es fürs Beste unverheirathet zu bleiben. Er fragte hierauf, ob ich verheirathet sei.

Ich antwortete „nein," ich denke wie er, daß es am besten sei ledig zu bleiben, und dann sagte ich ihm ein freundliches Lebewohl.

Aber er stand auf und folgte mir mit den Worten:

„Und Sie wandern hier so allein herum, Miß! Finden Sie es nicht langweilig, so allein herumzugehen?"

„Nein, Jim, ich liebe es allein zu gehen."

„Ei, Sie würden sich doch weit besser fühlen, Sie würden sich viel, viel glücklicher befinden, wenn Sie einen jungen Mann hätten, der mit Ihnen herum ginge und für Sie sorgte."

„Ei, ich befinde mich ganz wohl, Jim."

„Sie würden sich aber noch weit, weit besser befinden, wenn Sie einen jungen Mann hätten, das versichere ich Sie, einen jungen Mann, der Sie lieben würde und überall mit Ihnen hinginge. Für ein Frauenzimmer ist dieses Leben das größte Unglück in der Welt, das versichere ich Sie."

„Aber, Jim, ich bin jetzt ein altes Frauenzimmer, und ein junger Mann würde sich nicht viel um mich bekümmern."

„Sie sind nicht zu alt, um zu heirathen, Miß, und dann sehen Sie gut aus, Miß (you are good looking); Sie sehen sehr gut aus, Maam, und ein hübscher junger Mann würde Sie gerne haben wollen und überall mit Ihnen hingehen."

„Aber, Jim, vielleicht möchte er nicht dahin gehen, wohin ich gehen will, und wie sollte es dann mit uns werden?"

„O, er würde schon wollen, Maam, ich versichere Sie, daß er wollen würde und .... vielleicht haben Sie tausend Dollars, womit Sie ihn unterhalten könnten, Maam."

„Aber, Jim, ich würde einen Mann nicht lieben der bloß um meiner Dollars willen mit mir gehen wollte."

„Darin haben Sie Recht, Miß, vollkommen Recht; aber Sie würden weit glücklicher sein mit einem hübschen jungen Mann, der für Sie sorgte u. s. w. u. s. w."

„Da sehen Sie her, Jim," sagte ich endlich, „da droben über den Wolken ist ein großer Gentleman, der für mich sorgt, und wenn ich ihn habe, so bedarf ich keines andern."

Dieser Gedanke fand Anklang bei meinem warmherzigen Irländer und er rief:

„Darin haben Sie Recht, Miß, ja er ist der Mann, das ist wahr. Und wenn Sie ihn haben, so brauchen Sie um nichts bange zu sein.“

„Ich bin auch nicht bange, Jim; aber jetzt gehen Sie voraus, denn der Fußweg ist zu schmal für uns beide.“ Und so trennten wir uns. Wie gefiele Dir der beabsichtigte Schwager?

Am dritten Tag meines Aufenthalts verlautete Etwas über die einsame Wandererin in der Gegend und es kamen freundliche Einladungen und Besuche, die ich zu meinem großen Leidwesen wegen Zahnwehs nicht annehmen konnte. Die Hitze war jetzt wieder drückend und preßte auf Seele und Leib.

Von Harpers ferry reiste ich nach Philadelphia. Der Tag war einer der schönsten; aber die Reise war beschwerlich wegen mehrfachen Wechsels zwischen Dampfbooten und Eisenbahnen, und weil ich ganz allein für mein Gepäck zu sorgen hatte, weil kein befreundeter Herr bei mir war und ich keinen Fremden belästigen wollte. Ich war jedoch gesund und stark; aber sehr leid that es mir um eine Dame, die wie ich ganz allein, aber schwach und kränklich war und mit dem Nachtsack, den sie zu tragen hatte, gar nicht fertig werden konnte. Und als ich große kräftige Männer ohne Etwas in ihren Händen an dem offenbar hülfsbedürftigen Frauenzimmer, das ganz das Aussehen einer Lady hatte, vorübergehen sah, ohne sich ihrer anzunehmen, da dachte ich mit einiger Verwunderung: Wo ist jetzt die gepriesene americanische Artigkeit? Gar zu gern hätte ich selbst ihr geholfen, wenn ich nicht von meinen eigenen Sachen beinahe niedergedrückt und sehr pressirt gewesen wäre, denn diese Wechsel hier gehen mit ungeheurer Eilfertigkeit vor sich.

Ich verabscheue es, wenn die Frauenzimmer auf

die Artigkeit und Dienstfertigkeit der Männer pochen, und glaube, daß Frauen, die Achtung vor sich selbst haben, just diejenigen sind, die am wenigsten Ansprüche darauf machen wollen. Aber es sollte doch nicht vergessen werden, daß die Frauen innerhalb des Hauses den Männern dienen, daß sie es gewöhnlich gerne und liebevoll thun, und es gibt wohl wenige Männer, die nicht manchmal die Annehmlichkeit solcher Dienste erfahren dürften, noch wenigere, die nicht die Pflege ihrer Kindheit und Jugend der sorgsamen Dienstfertigkeit von Frauen zu verdanken hatten *). Es ist also nicht zu viel, wenn sie auf den Landstraßen des Lebens im Vorbeigehen ihnen eine hülfreiche Hand reichen, zumal wenn dieß wenig Zeit und gar keine Selbstaufopferung kostet. Und gewöhnlich sind es nicht die americanischen Männer, denen man Artigkeit predigen muß. Wenn ich hier und sonst noch einige Male in den Vereinigten Staaten Etwas gesehen habe, was den Gesetzen der gewöhnlichen Artigkeit und sogar der Menschlichkeit widerstritt, so beweist dieß bloß die Wahrheit des alten Spruches: Keine Regel ohne Ausnahme.

Es ist übrigens in America, wo doch so Vieles

---

*) So dachte und so handelte auch ein älterer Farmer im Westen vor einiger Zeit bei einem Eisenbahnzug. Die Wagen waren gedrängt voll und der alte Herr stand auf, um einigen Frauenzimmern seinen Platz zu überlassen. Er wollte sich später nicht setzen, bevor er alle Frauenzimmer im Wagen mit Plätzen versehen sah. Da er ein großer stattlicher Mann war, so fiel sein Benehmen sehr in die Augen. „Sie sind ungemein artig gegen die Ladies, Sir,“ bemerkte ein Herr, indem er sich bequem streckte. „Sir,“ antwortete er, meine Mutter war eine Lady!“ Und er blieb stehen, so lange noch ein Frauenzimmer Platz im Wagen suchte.

für die Bequemlichkeit der Reisenden wohl bestellt ist, noch ein großer Fehler, daß da nicht wie in England und in andern Ländern Europas an den Eisenbahnstationen dienstthuende Leute aufgestellt sind, welche dafür bezahlt werden, daß sie den Passagieren bei allen ihren Bedürfnissen an die Hand gehen. Und in America, wo die Frauenzimmer oft allein reisen, wäre dieß noch nöthiger als anderwärts und würde ihnen zur größten Beruhigung gereichen. Denn welches Frauenzimmer von einigem Zartgefühl will einen Dienst in Anspruch nehmen, der für beschwerlich gehalten werden kann?

Ich genoß den schönen Tag später sehr gut in stiller Gesellschaft mit meiner neuen und einzigen Bekannten auf der Reise, der bereits erwähnten freundlichen Dame; ich sah die Sonne herrlich untergehen und den Mond herrlich aufsteigen. Abends war ich in Philadelphia aufs Angenehmste eingewohnt in dem schönen und bequemen Haus des freundlichen Quäckerpaares Townsend.

Das engelgleiche Mädchen, Mary Townsend, die Schwester meines Wirths, die ich im vorigen Jahr in weißen Kleidern auf ihrem Bette liegen sah, war jetzt seit einigen Tagen in die Erde unter grünen Bäumen gebettet. Ihr Tod war heiter wie ihre Lebensflamme, und im Grab wurde ihr Gesicht der aufgehenden Sonne zugekehrt. Sie, die über die Metamorphosen der Insecten schrieb und so gerne den Augenblick schilderte, wo sie ihre Flügel aus der Puppe lösten, sie ist jetzt erlöst und frei wie diese. Mit ihrem guten Bruder besuchte ich gestern Abend ihre letzte Ruhestätte auf Erden, ein schönes, friedliches Plätzchen unter laubigen Bäumen.

Den 15. Juni.

Ach, mein Kind, wie freue ich mich über die Zeichnungsakademie für junge Mädchen, die ich gestern besuchte! Das ist eine vortreffliche Anstalt, die unendlich viel Gutes wirken wird. Hier können Talent und Bildungstrieb bei jungen Mädchen Nahrung und Entwicklung erhalten, und geduldiger Fleiß und Arbeitskraft können auf die angenehmste Art Beschäftigung und Verdienst finden. Junge Mädchen können in dieser Akademie (die armen unentgeltlich, die vermöglicheren gegen eine unbedeutende Bezahlung) zeichnen, malen, Muster für Zeuge, Tapeten und Teppiche componiren, Holzschnitte machen, lithographiren und dergleichen lernen; und die Anstalt hat bereits einen solchen Erfolg und so groß sind die Fortschritte der Schülerinnen, so zahlreich die Bestellung von Mustern, Holzschnitten und dergleichen, auch die Bezahlungen so gut, daß die jungen Mädchen bereits etwas Ansehnliches verdienen können und man mit Gewißheit voraussehen darf, daß die Anstalt binnen wenigen Jahren vollkommen sich selbst erhalten kann.

Es ist dieselbe Schule, die ich im vorigen Jahr bei der warmherzigen Mrs. Peter (Gemahlin des britischen Consuls dahier) in ihrer Kindheit sah, wo sie noch gänzlich vom Schutze dieser Dame abhing. Seither hat sie sich sehr rasch entwickelt, ist ins Leben hinausgezogen, mit dem vortrefflichen Franklinschen Institut dahier einverleibt worden, hat einen jährlichen Beitrag von dessen Capitalien erhalten und wächst jetzt aus eigener Kraft. Mehrere der jüngern Schülerinnen verdienen bereits 10 bis 15 Dollars in der Woche. Der Herausgeber von Sartaines Magazin sagte mir, das Bedürfniß und die Nachfrage nach solcher Arbeit in den Vereinigten Staaten für Zeitungen, li=

terarische Magazine, Manufakturen u. s. w. sei so groß, daß alle Frauenzimmer im Land, welche die Zeit hätten sich der Sache zu widmen, Arbeit im vollauf bekommen könnten. Und niemals habe ich in irgend einer Schule so viele fröhliche lebensvolle Gesichter gesehen. Eines der heitersten war das von einem jungen Mädchen, das sich bisher mit Kleidernähen durchgebracht hatte; sie entwickelte jetzt ein so entschiedenes Talent zum Zeichnen, daß sie darauf rechnen konnte durch diese Kunst ihr ganzes Leben lang ein anständiges Auskommen zu gewinnen.

Die heitere, gefällige Vorsteherin, Mrs. Hill, sagte mir, die jungen Mädchen hätten eine solche Freude an ihrer Arbeit, daß sie zuweilen den ganzen Tag in der Schule bleiben statt der fünf Stunden, welche die eigentliche Schulzeit ausmachen. Ich bin entzückt über diese Anstalt, die so manchem mittellosen Kinde eine helle Zukunft eröffnet und den Schönheitssinn bei armen jungen Mädchen weckt, während sie ihnen die Möglichkeit bereitet, in verschiedene Industrien einzutreten. Ich bin besonders darum so erfreut darüber, weil sie sich auch in Schweden einführen läßt und dort manchem Mädchen Aussicht auf geistiges und körperliches Gedeihen eröffnen kann. Ich habe von dieser Anstalt eine Menge Proben und Muster, die mir wohlwollend geschenkt wurden, sowie alle Aufschlüsse, die ich bekommen konnte, mitgenommen.

Ach laßt uns wo möglich Pensionen und Asyle für die Armen, Schwachen oder Kranken schaffen; aber den Jungen laßt uns Arbeit, freie Concurrenz, offene Bahnen zur Entwicklung und edle Lebenszwecke geben. Das ist die einzige wahrhaft gute Hülfe für mittellose Mädchen, denn sie schließt Emporhebung in sich, sie bereitet Glück durch selbsterworbenen Werth. Mehr davon, wenn wir uns wieder treffen. Die Zeit dazu

scheint mir so nahe zu sein, daß ich es kaum der Mühe werth finde, noch lange Briefe zu schreiben.

Den 17. Juni.

Derselbe freundliche, gefällige Herr (Dr. Elder), der mich in die Zeichnungsakademie begleitete, führte mich heute in das medicinische Collegium für Frauenzimmer, das vor einem Jahr hier gestiftet worden ist und den Mädchen Gelegenheit geben soll sich wissenschaftlich zum ärztlichen Beruf vorzubereiten. Diese Anstalt ist nicht ohne starken Widerspruch in Gang gekommen, aber sie ist doch in Gang gekommen, dem Geist und der Billigkeit der neuen Welt zu Ehren! Uebrigens dürfte auch die Festigkeit und das Talent einer jungen Americanerin, sowie der Ruf, den sie außer Lands gewonnen, dazu beigetragen haben. Elisabeth Blackwell widmete sich, nachdem sie durch mehrjährige angestrengte Arbeit mehrere jüngere Geschwister erziehen und unterhalten geholfen, dem ärztlichen Beruf, mit dem festen Entschluß auf diesem Weg für sich und andere Weiber eine Bahn zu brechen. Sie stieß auf zahllose Widerwärtigkeiten; Vorurtheile und Widerwille belästigten alle ihre Tritte. Aber sie überwand alle Schwierigkeiten und durfte endlich in der Stadt Genf im westlichen New-York studiren und als Arzt promoviren. Darauf reiste sie ins Ausland und erlangte in Paris Zutritt in die medicinische Schule daselbst. Der Vorsteher der Schule erschrack. „Sie müssen sich als Mann verkleiden, sagte er, es geht sonst unmöglich an.“ — „Ich werde kein Band an meinem Hut verändern, antwortete sie. Thun Sie, was Sie wollen, aber Ihr Benehmen wird bekannt gemacht werden. Sie haben meine Zeugnisse gesehen, Sie haben kein Recht mir den Eintritt zu verweigern.“ Hr. L. mußte sich fügen. Elisabeths weibliche Würde und Haltung, verbunden

mit ihren ausgezeichneten Kenntnissen, imponirten dem Lehrer und den Studirenden an der Anstalt. Man ließ das junge Weib in Ruhe, unter dem Schutze ihres Ernstes und ihrer Wissenschaft. Mit ausgezeichnetem Lob verließ sie die Lehrsäle in Paris und reiste nach London, wo sie sowohl in der medicinischen als in der chirurgischen Wissenschaft neue Lorbeeren erntete. Gegenwärtig wird sie in America zurückerwartet, wo sie als Aerztin zu practiciren beabsichtigt. Dr. Elder wünscht, daß ich die Bekanntschaft dieser jungen Dame machen soll, die er innig bewundert, an der er sich väterlich erfreut und die eine so kräftige Seele in einem zarten und feinen Leibe erhalten hat. Er sagte von ihr: „Sie ist nicht größer als Sie; aber sie wird Sie unter den einen, meine Tochter unter den andern Arm nehmen und so mit Ihnen beiden die Treppe hinaufspringen.“ Das möchte ich doch sehen.

Es waren jetzt Ferien im Institut, das bereits etliche und siebenzig Studentinnen zählt; aber der Curs sollte bald wieder beginnen, und der Professor der Anatomie, ein schöner, freundlicher Mann, war mit der Aufstellung eines menschlichen Skeletts beschäftigt. Sehr wünschenswerth scheint es mir, daß diese Anstalt die Aufmerksamkeit der Studentinnen vorzugsweise auf denjenigen Theil der medicinischen Wissenschaft, welchem sie vorzugsweise angehören sollten, richtet oder daß sie selbst diesen Theil besonders ins Auge fassen. Denn gibt es hier nicht wie in allen Sphären, Wissenschaften, Künsten und Gewerben des Lebens ein Gebiet, das vorzugsweise dem Weibe angehört auf den Grund ihrer Naturanlagen? In der Medicin ist dieß offenbar theils das Präventive oder das was durch Gesundheitspflege und Diät der Krankheit zuvorkommen soll, besonders bei Weibern und Kindern; theils das vorzugsweise heilende und curirende Element. Die

Weiber haben zu allen Zeiten ausgezeichnete Gaben für diese Heilkunst gezeigt; sie haben das Talent bewiesen durch Wurzeln und sogenannte Hauskuren Schmerzen zu heilen oder zu lindern. Ihre medicinische Kunst wird vor allen Dingen die schmerzlindernde, tröstende Partie sein. In dieser können sie es weit bringen. Der Instinct des Herzens wird sich bei ihnen mit dem Wissen des Kopfes vereinigen. Die botanische Medicin wird ihnen also näher stehen als die Chirurgie. Und die schönen, wohlthätigen Pflanzen, die auf Hügeln und Feldern gleich heilenden Engeln im Sommerwinde winken, werden von den Händen des weiblichen Arztes in die Wohnungen der Leidenden gebracht werden und durch milde wunderthätige Kräfte, hervorgerufen durch Liebe und Kunst, das Evangelium der Gesundheit immer mehr auf Erden sich ausbreiten und selbst die oft fürchterliche Arbeit des Todes so sehr als möglich in einen friedlichen Uebergang sich verwandeln lassen. O, wer noch jung wäre und sein Leben dieser herrlichen Wissenschaft widmen könnte!

In allen Ländern und zu allen Zeiten haben die Frauen den ärztlichen Beruf in dieser Richtung, die ihre Natur ihnen anweist, ausgeübt. Die wissenschaftliche Anstalt muß das bereits begonnene Werk vervollkommnen. Die Arbeit, die ein beharrliches Studium, eine raschere Entschlossenheit, eine stärkere kühnere Hand fordert, wird hier, wie bei allen Berufsthätigkeiten, Männern zufallen, weil sie von ihnen am besten vollbracht wird.

Den 2. Juli.

Ich bin noch hier zurückgehalten durch die Ereignisse in der Familie, deren Gast ich jetzt bin. Denn eine Woche nach dem Tod Mary Townsends folgte ihre geliebteste Schwester ihr nach, und Mr. E. Townsend, der mich nach New-York begleiten sollte, muß

über die Beerdigung seiner zweiten Schwester hier bleiben. Diese zwei jungen Schwestern, die beide kränklich waren, besaßen frische wohlbegabte Seelen und hatten immer in innigem Freundschaftsverhältniß gelebt, während sie zusammen literarische Gegenstände zum Besten der Jugend bearbeiteten. Im Leben zärtlich verbunden, war es gut, daß sie einander auch im Tode folgen durften. Aber sie lassen eine große Leere in dem Hause zurück, wo jetzt nur noch eine Tochter da ist. Die zuletzt gestorbene lebte den ganzen letzten Tag ihres Lebens in den schönsten Visionen von der dahingegangenen Schwester und von ihrem gemeinschaftlichen Emporschweben in eine verklärte Welt.

Die Beerdigung, der ich gestern beiwohnte, ging nach Quäkersitte ohne allen unnöthigen Pomp, ohne alle Ceremonien vor sich. Sie ging vor sich unter abwechselnden kurzen Reden von Männern und Frauenzimmern, sowie Pausen, je nach den Eingebungen des Geistes. Wahrhaft rührend und ergreifend war es, als im Todtenhause, nachdem alle Verwandte und Freunde still in einem Zimmer versammelt dagesessen, die tiefbetrübte alte Mutter ihre zitternde Stimme mit folgenden Worten erhob:

„Mein Herz ist hart geprüft worden; aber Gott hat in Gnaden auf mich gesehen."

Alles was sie sagte, kam so rein aus der Tiefe eines christlichen Mutterherzens und war zu gleicher Zeit so zart von Gefühl und so stark in Glauben und Ergebung, daß es gar nicht besser sein konnte. Das Schönste war ihr Trost in dem Bewußtsein von der Reinheit der dahingeschiedenen Töchter in Bezug auf Absicht und Lebenszweck, und die Erinnerung an die letzten Worte der jüngsten kurz vor ihrer Todesstunde. Nachdem die Mutter unter den Thränen der Anwesenden verstummt war, ergriff eine andere ältere Dame das Wort auf eine Art, welche dazu beitrug sie zu trocknen;

denn ihre Rede war bloß ein kalter, dünner Absud der ersten. Sodann kam ein älterer Herr, welcher die dritte aber nicht verbesserte Auflage gab. Eine verbesserte Auflage wäre aber auch nicht möglich gewesen. Wir fuhren unter Gewitter und Sturzregen nach dem Begräbnißplatze hinaus. Aber just als wir aus dem Wagen stiegen und der Sarg auf die Erde unter den buschigen Bäumen gestellt war, brach die Sonne im Westen mächtig hervor aus den Wolken und beleuchtete aufs Herrlichste die stille Scene, die noch fallenden Tropfen (es sah aus wie ein Goldregen), die hohen blätterreichen Bäume, und so strahlte sie die ganze Zeit fort, so lange die Rede eines der Aeltesten währte, die eben so trocken und prosaisch war, als der Sonnenschein warm und poetisch, und bis der Sarg in die Erde versenkt war. Seltsam genug soll bei Marys Begräbniß genau derselbe Auftritt stattgefunden haben, dieselbe Hinausfahrt beim Regen, dieselbe hübsche Sonnenbeleuchtung am Grabe. Ist so Etwas bloß Zufall? . . . . Die beiden jungen Schwestern theilen dasselbe Grab unter demselben beschattenden Baum, wie sie dasselbe Leben, dieselben Freuden und Kümmernisse getheilt hatten; ihre Gesichter sind dem Sonnenaufgang zugekehrt, und die poetische Schwägerin kann über sie singen:

Laß sie Seit' an Seite liegen
Und ganz heiter schlummern u. s. w.

Mrs. E. Townsend besitzt ein ausgezeichnetes poetisches Talent, besonders für die Ballade und Romanze. Einige ihrer kleinen Balladen gehören zum Allerhübschesten, was ich in diesem Genre gehört habe. Ihr Gatte ist ein angenehmer und gebildeter Mann und hat den starken Sinn für das allgemeine Beste, der den Americaner auszeichnet. Selbst ein vortrefflicher Zahnarzt und Mitglied eines zahnärztlichen Vereins,

suchte er da nach besten Kräften auf liberale Maßregeln hinzuwirken, die allen Anfängern und Pfuschern im Geschäft freien Zutritt zu den Vorlesungen, den Instrumenten und Experimenten des Vereins verschaffen sollen, damit eine schlechtere und oberflächlichere Kunst durch den Einfluß und die freie Aneignung einer höheren berichtigt und gehoben werde. Mr. Townsend selbst gibt jede Woche einigen jungen Anfängern im Geschäft unentgeltliche Lectionen. „Levelling upwards,“ (Gleichmachung nach Oben) ist auch für ihn der leitende Grundsatz, und er hat über diese Grundidee des Vereins einen vortrefflichen Aufsatz geschrieben. Der Verein ist die natürlich aufwärts steigende Lebensbewegung der freien Staaten.

Den 21. Juli.

Es ist mir in diesen letzten Tagen in Philadelphia begegnet, daß ich mich — verliebt, ja wahrhaft verliebt und vernarrt habe in ein junges Mädchen, das just nicht außerordentlich schön, aber eine herrliche junge Weibernatur ist, an Körper und Seele reichbegabt, mit jenem Funken von inspirirtem Leben ausgestattet, der so bezaubernd und so unaussprechlich belebend ist; ein Mädchen, frisch wie der Morgenthau, und sie singt, wie ich nie Jemand singen gehört habe seit ihr, die schon lange aufgehört auf der Erde zu singen, jedoch nicht in meiner Seele. Aber es ist wahr, daß sie der Liebling Fanny Kembles gewesen ist und in ihr eine unvergleichliche Lehrerin der Declamation gehabt hat. Und dieses Mädchen, dieses herrliche Mädchen, dieses Mädchen der neuen Welt, das ich hier zum ersten Mal so gesehen habe, wie ich es geahnt, sie heißt . . . nein, ich will ihren Namen nicht schreiben, es ist mir, als ob ich ihn dadurch entweihte, und sie ist mir heilig. Ich kann weinen, wenn ich daran

denke, daß ein solches Mädchen kein anderes Schicksal haben soll, als ganz gewöhnliche Mädchen. Ein solches junges Weib sollte Priesterin in einem heiligen Tempel werden und Orakel für die Welt verkünden. Mündlich mehr von ihr. Sie hat in meiner Phantasie eine Gestalt ins Leben gerufen, die mehr als fünfzehn Jahre lang darin gebunden gelegen.

Heute werde ich nach New-York abreisen. Es war diese Zeit über in Philadelphia so erdrückend heiß, daß ich nicht viel auszurichten vermochte. Heute, nach dem gestrigen Regen, ist es schön und frisch. NB. es war der erste ordentliche Regenguß, den ich seit fünf Monaten gesehen habe, und in dieser ganzen Zeit habe ich nicht einen einzigen ganz trüben Tag gesehen. Jetzt freue ich mich herzlich, bald die guten, vortrefflichen Freunde in Rosenhütte wiedersehen zu dürfen.

Rosenhütte, den 24. Juli.

Und da bin ich jetzt, so glücklich als möglich in so weiter Ferne von meinen Lieben, mit der geliebten rosenfarbigen Familie, die immer gleich gut, gleich couleur de rose ist, und alle Freunde aus New-York kommen und küssen mich, schütteln mir die Hand und sagen: „how do you do?“ Es sind lebhafte, herzliche, mit frischem Impuls begabte Menschen, diese Menschen der neuen Welt, das kann man nicht läugnen. Und Deine Briefe (unter Dutzend andern), die mich hier willkommen heißen! Aber ach, daß Du es so kalt und kühl haben mußt! Es ist doch garstig von der Frau Svea im Juli solches Wetter zu bringen. Aber

jetzt, jetzt mußt Du doch Sonnenbad genug haben, auch in Schweden. Ich bereite mich zur Heimreise vor, aber der Athem vergeht mir, wenn ich an all die Geschäfte denke, die ich vorher noch zu besorgen habe. Ich mache mich jetzt auf den Weg nach Boston und von da nach den weißen Bergen, nach Maine, New-Hampshire und Vermont u. s. w. Ich reise morgen von Freunden und zu Freunden auf dem ganzen Weg. Vor den ersten Tagen des Septembers kann ich nicht fertig sein, America zu verlassen. Aber dann will ich reisen. Ach, ich darf kaum daran denken, so schwer fällt es mir. Aber wenn der Brigittensommer in Schweden kommt, dann werde auch ich zu meinen Theuren kommen. Mama bittet gewiß die h. Brigitta für mich, daß sie meine Heimfahrt über das große Weltmeer begünstigt.

Um Rosenhütte und ihren friedlichen Umkreis her sind seit meinem letzten Aufenthalt große Veränderungen vorgegangen. Gewiß über hundert Häuser sind rings herum in allen Richtungen entstanden und eine ordentliche Straße geht vor dem kleinen Park. Als ich zum ersten Mal nach Rosenhütte kam, lag sie auf dem Lande; jetzt liegt sie bald mitten in der Stadt. Nur gut, daß sie noch leeren Raum und Bäume genug um das Haus her hat, um sich den freien Athem zu erhalten.

Zweiundvierzigster Brief.

Nahant (Massachusets), den 1. Aug. 1851.

Gruß Dir und Kuß, mein Agathchen, an diesem kühlen, schönen Sonntagsmorgen, den ich auf einer Klippe mitten im Meer, umgeben von glitzenden, tanzenden Wogen feire. Ich bin bei Mrs. Bryant in ihrem Landhäuschen bei Nahant, einem kleinen Badort, etliche Meilen von Boston. Bostons Aristokratie hat da ihre Villen und Hütten, wo sie ein paar Monate im Jahr die Seeluft genießt oder badet, und hier in diesen niedlichen, von grünen, duftenden Pflanzen umschlungenen Wohnungen auf den kahlen Klippen ist ein ausgesuchter kleiner Gesellschaftskreis versammelt. Da ist die alte prächtige Mrs. Lee (Mutter der Mrs. Bryant) in ihrer Hütte; da ist Mr. Prescott, der treffliche Geschichtschreiber, mit seiner Familie, ferner der Prediger Bellows von New-York, Longfellows, Mrs. Skeyler, und mehrere andere interessante Personen, und man vergnügt sich heiter und gemüthlich bei kleinen Mittagessen oder bei Theesoupers an den Abenden. Die Americaner sind ein in hohem Grad gesellschaftliches Volk und lieben es nicht, sich ein- oder ihre Freunde auszuschließen.

Ich kam hieher, um Mrs. Bryant noch einmal zu sehen, die so freundlich gegen mich gewesen war; ich kam von Boston her, wo ich eine Woche bei meinem vortrefflichen Doctor Osgood zugebracht hatte, der, nachdem er mich als seine Patientin gesund gemacht, mich jetzt als Gast in seinem Haus glücklich machte, wo ich bloß einen stehenden Hader mit ihm hatte, nemlich daß er mich nicht schon früher seine Frau kennen

gelehrt, eine jener glücklichen lieblichen Naturen, die für Alles, was sie umgibt, eine Quelle der Freude und des Friedens sind. Wiederum ein glückliches, liebereiches Ehepaar, wie es ihrer wenige gibt.

Von Boston aus machte ich einige kleine Ausflüge; einer von ihnen war nach Concord gerichtet, denn ich wollte Emerson und Elisabeth H. noch einmal sehen, ehe ich America auf immer verließ. Ich kann nicht recht sagen, warum ich es wollte; aber es war eine innere Nothwendigkeit für mich. Ich mußte Emerson noch einmal sehen.

Ich kam Nachmittags nach Concord und stieg bei Elisabeth H. ab. Wir gingen zusammen zu Emersons. Sie waren beide ausgegangen. Ich begab mich eine Weile in Emersons Arbeitszimmer, ein großes Zimmer, wo Alles einfach, geordnet, ungesucht, comfortabel ist. Kein feiner Schönheitssinn hat wie bei Downing das Zimmer in einen Tempel verwandelt, wo die Heroen der Wissenschaft und Literatur ihre Bilder haben. Im Heiligthum des stoischen Philosophen sind Zierrathen verbannt; comfortabel, aber ernsthaft stehen die Möbel bloß als dienende Werkzeuge da; ein einziges großes Gemälde ist im Zimmer sichtbar; aber dieses steht mit beherrschender Macht da; es ist ein großes Oelgemälde, Michel Angelos herrliche Parzen darstellend. Die drei Schicksalsgöttinnen sind nicht abschreckend; dafür sind sie trotz ihrer Unerweichbarkeit zu edel und zu schön. Schön ist besonders diejenige, welche den Lebensfaden in ihrer Hand hält. Diejenige, welche die Scheere hält, um ihn abzuschneiden, sieht die erstere mit einem fragenden mitleidigen Ausdruck an, und die Antwort dieser ist ein Lächeln der schönsten Gewißheit und Zuversicht. Der Blick des Sterblichen kann nicht darauf sehen, ohne sich mit Vertrauen in die Hände der unsterblichen mütterlichen Mächte hinzugeben.

Auf dem großen Tisch mitten in dem Zimmer, wo

Emerson sitzt und schreibt, diesem Gemälde gegenüber, lagen einige sehr wohl geordnete Papiere. Still und schweigsam stand ich eine Weile im Zimmer. Emersons Geist schien mir in seiner ruhigen, reinen Luft zu walten.

Am Abend sah ich Emerson bei Elisabeth H. Er war freundlich und heiter, sich selbst gleich, wenn er in seiner liebenswürdigsten Laune ist. Ich wollte am folgenden Morgen abreisen. Diesem Plan widersetzte er sich mit aller Bestimmtheit. „O, nein, nein, daran dürfen Sie nicht denken," sagte er; „ich habe mir vorgenommen, Sie an einen unserer schönen, kleinen Waldseeen in der Nachbarschaft zu führen, und dann müssen Sie meine Mutter sehen und ihren Segen empfangen."

Ich weiß nicht, ob ich Dir gesagt habe, daß Emerson seine Mutter bei sich hat, eine edle alte Dame, in deren Gesicht man manchen Zug entdeckt, der an den Sohn erinnert. Die alte Mutter war jetzt bettlägerig in Folge eines Falles, bei dem sie ihr Bein gebrochen hatte.

Emersons Freundlichkeit und diesen Worten konnte ich nicht widerstehen. Ich blieb. Tags darauf holte er mich im Cabriolet ab, das er selbst kutschirte, und führte mich auf den hübschesten Waldwegen zu einem kleinen See, der wie ein klarer Spiegel in dunkelgrünem, Rahmen mitten im Walde lag. Der Platz sah aus wie ein Heiligthum zur Zusammenkunft freundlicher Naturgottheiten. Ich betrachtete die stille Scene, aber ich betrachtete auch Emerson, der mir, als er mit seinem gedankenvollen Lächeln am Ufer des Sees stand, als der menschgewordene Genius desselben erschien. Unauslöschlich bleibt dieses Gemälde meiner Seele eingeprägt.

Wir sprachen viel unterwegs, denn bei Emerson fühle ich mich immer auf eine ruhige und angenehme

Art zum Gespräch angeregt. Aus der Unterhaltung dießmal ist mir hauptsächlich das im Gedächtniß geblieben, daß ich Emerson fragte, ob er nicht die Bildung der Staaten Neuenglands als abgeschlossen betrachte, und ob man in ihnen nicht einen Typus der fertigen americanischen Staatsgesellschaft erblicken könne.

„Ganz und gar nicht (by no means)", antwortete er. „Hier sind derzeit eine Menge von Germanismen und andern Ideen aus Europa und auch aus Asien, die jetzt erst ins Gedankenleben einzudringen anfangen und neue Entwicklungen hervorbringen werden."

Emerson glaubt offenbar, daß America die Bestimmung habe, in einer höhern Metamorphose die Ideen darzustellen, die im Verlauf der Geschichte in andern Welttheilen vorgebildet worden sind. Ueber die neuesten politischen Zugeständnisse, welche die nördlichen Staaten in Betreff des Asylrechts an die Sklavenstaaten machten, sprach er sich mit starker Mißbilligung, aber in seiner ruhigen Weise aus. Er hat sich auch öffentlich mit edlem Unmuth darüber ausgesprochen.

„Hier ist eine durch ihr gutes Wasser berühmte Quelle," sagte E., indem er bei einigen hohen Bäumen an der Landstraße stehen blieb. „Darf ich Ihnen ein Glas geben?" Ich sagte dankend ja und nun stieg er ab, band die Zügel um einen Baum und kam bald mit einem Glas krystallhellen Wassers aus dem Brunnen zurück.

Ein Glas Wasser! Wie viel kann nicht in dieser Gabe liegen! Warum dieses hier für mich bedeutend wurde, kann ich nicht sagen. Aber es war so. Ich habe still in mir selbst mit Emerson gekämpft, seit ich ihn zum ersten Mal kennen lernte; ich habe mich gefragt, worin die Macht dieses Geistes über mich liege, da ich doch in so manchen Dingen seine Denkungsart

mißbilligen mußte, da er mir in so vielen Stücken nicht genügte; worin seine geheime Zauberkraft liege, diese erfrischende, stärkende Wirkung, die ich in seinem Umgang und bei der Lectüre seiner Schriften stets empfinde. Nach diesem Labetrank von hellem Quellwasser aus seiner Hand verstand ich es. Just dieses reine krystallhelle Quellwasser in seiner Persönlichkeit und in seinen Schriften ist es, was mich erfrischt und immer aufs Neue erfrischen wird.

Ich habe in mir und außer mir, im Gespräch mit Andern, seinen blinden Bewunderern, gegen Emerson gekämpft. Ich werde ihm auch öffentlich entgegenstehen, in der Ueberzeugung meines Geistes von dem höchsten Recht und von dem Einen, was Noth thut.

Aber noch in später Zeit, fern von da, in meinem eigenen Lande und wenn ich einmal alt und grau bin, ja immer, immer werden Augenblicke kommen, wo ich mich nach Waldo Emerson sehnen werde, um von seiner Hand diesen Trank frischen Wassers zu empfangen. Um Wein, erwärmenden, lebenerneuenden Wein zu empfangen, gehe ich zu einem Andern.

Emerson tauft mit Wasser; es gibt einen Andern, der mit Geist und Feuer tauft.

Emerson verlasse ich mit einem ungetheilten Gefühl der Dankbarkeit für das, was er mir gewesen. Ich kann andere vielleicht schönere, vollkommnere Gestalten zu sehen bekommen, aber nie werde ich Seinesgleichen wieder sehen.

Während meines Besuchs in Concord erfreute ich mich wieder an dem Umgang mit der seelenvollen tief fühlenden und denkenden Elisabeth H. Ich sah auch Margareth Fullers junge Schwester, Mrs. Channing, wieder, aber um zehn Jahre älter geworden; so sehr hatte der Kummer über das tragische Ende der reichbegabten Schwester auf die junge Gattin und Mutter ngewirkt.

Einen andern Ausflug aus Boston machte ich in Gesellschaft der guten Miß P., um das von Horace Mann gestiftete Seminar für Lehrerinnen in West-Newton zu besuchen, ihn selbst zu begrüßen und Maria Child zu sehen, die jetzt in seiner Nachbarschaft wohnt. Ich blieb bei einer Lection in der Anstalt, wo 50 bis 60 junge Mädchen sich zu Lehrerinnen vorbereiteten. Eine von ihnen bestieg den Catheder, während die andern auf den Bänken in dem großen, hellen, luftigen Saale saßen. Sie gab eine Lection über die Regierungsform der Vereinigten Staaten und examinirte die Andern darin. Das junge Mädchen war schön, ladygleich und höchst einnehmend in Wesen und Benehmen. Als sie von der Tribüne herabstieg, wurden die andern aufgefordert, sie zu kritisiren oder zu sagen, worin sie nach ihrem Dafürhalten gefehlt habe. Es erhoben sich einige Stimmen zu Bemerkungen. Eine von ihnen bemerkte, daß sie den Gruß beim Herabsteigen vom Catheder vergessen habe. Das Mädchen, das nach ihr auftrat, hatte ein ganz verschiedenes Wesen. Weniger schön und weniger ladygleich, war sie feuriger, bestimmter und hatte offenbar ein ungewöhnliches Talent. Sie lehrte und examinirte in geographischer Statistik und that dieß mit einer Lebendigkeit, die ihre Zuhörerschaft zu vollkommener Wachsamkeit und Aufmerksamkeit anregte. Auch sie wurde, als sie herabgestiegen war, wie ihre Vorgängerin kritisirt. So werden die jungen Frauenzimmer frühzeitig an die gewöhnlichen Folgen der Oeffentlichkeit und an Aufmerksamkeit auf sich selbst gewöhnt, die besonders für Schullehrerinnen so wichtig ist. Auch ihre äußere Haltung, ihre Bewegungen, ihr Gang u. s. w. werden hier Gegenstand der Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit.

Bei einer Lehrerin darf sich Nichts vorfinden, was bei den Schülern Widerwillen oder Spott erregen kann. Große Schaaren junger Lehrerinnen werden von hier

aus nach dem Westen oder Süden des großen Landes ausgesandt, wo sie bald von Schulen oder — Freiern in Anspruch genommen werden.

Horace Mann, diesen hoffnungsreichen, verdienstvollen Erzieher des jungen Geschlechtes, sah ich nebst seiner anmuthsvollen jungen Frau später in ihrer Wohnung. Ich wünschte ein gründliches Gespräch mit ihm über die Unzulänglichkeit der Schule als Erziehungsanstalt führen zu können, aber in Maria Childs Gesellschaft und Wohnung vergaß ich mich, bis die Eisenbahn abfuhr und ich nach Boston zurückkehren mußte. Diese edle feinfühlende Frau, diese begabte Schriftstellerin lebte hier auf einer kleinen Farm, beinahe wie eine schwedische Bäurin, und nicht in ihrem rechten Element. Eine kleine schöne Spanierin, eine von den Vielen, welche Mrs. Child aus der Noth gerettet hat, lebte hier bei ihr und war ihr in inniger Liebe zugethan. Freunde umgeben sie mit ihrer Sorgsamkeit. In America findet man es weniger als überall anderswo, daß eine Person einsam und verlassen dasteht, wenn sie es nicht verdient. Und wer viele Freunde verdient, der bekommt sie auch.

Während meines Aufenthalts in Boston interessirte ich mich lebhaft für die neue Zeichnungsschule für Frauenzimmer, die nach dem Vorbild der Schule in Philadelphia von Mr. Whiteacker aus London, aus dessen Augen die ganze Philanthropie Englands strahlt, daselbst angelegt wurde. Mehrere ehrenwerthe und vermögliche Herren sind bereit, mit Rath und That dazu beizutragen, weil sie sich für die Zukunft der jungen Mädchen interessiren. Ich wohnte einer Lection in der Schule bei und freute mich herzlich über die Aussichten, welche diese Schulen für Tausende von jungen Frauenzimmern und überhaupt für die Verschönerung des Lebens eröffnen. Ich denke an Schweden und an die schwedischen Mädchen, schwedischen Zeichen-

schulen, schwedische Kunst und Industrie, und ich werde warm von vielen Zukunftsgedanken.

In Boston war es übrigens jetzt so kalt und regnerisch, daß ich den ganzen Sommer nichts Aehnliches gesehen hatte. Seit der Sonnenfinsterniß im Juni ist es hier trübe und kalt gewesen, wie bei uns im October. Dieses americanische Klima springt beständig von einem Extrem zum andern über. Ich fror wie im Winter. Im Uebrigen bin ich gesunder als je, seit ich das Heimathland verließ, und das war auch sehr nöthig, um all die Mühseligkeiten auszuhalten, die ich jetzt durchmachen mußte. So z. B. war ich dieser Tage von sieben Uhr Morgens bis Abends halb zwölf in Thätigkeit und Gespräch, und zwar an fünf verschiedenen Orten, theils in, theils außerhalb Boston, und zwar immer mit verschiedenen Personen, mit denen ich mich auf interessante Gespräche, über Theologie, Kunst, Politik u. s. w. einlassen mußte, mit lauter Herren, die in diesen Gegenständen daheim waren; aber dieß macht mir eher Vergnügen, als daß es mich ermüdet. Unter meinen nähern Bekannten, die ich im vorigen Winter in Boston hatte, sah ich jetzt ein interessantes Frauenzimmer wieder, eine Miß Parsens, die zwar körperlich schwach ist, aber eine ungewöhnlich aufgeweckte Seele besitzt; sie ist nämlich Hellseherin ohne zu schlafen, und sie sagt den Inhalt der Briefe oder den Character und die Verhältnisse der Verfasser, wenn sie nur die Briefe verschlossen in ihrer Hand hat oder gegen ihre Stirne hält. Ich wollte an diese Art von Hellseherei nicht glauben; aber ich mußte daran glauben, als ich ihr einen schwedischen Brief von Dir in die Hand gab, ohne daß sie vorher erfuhr, wer den Brief geschrieben hatte, und ohne daß sie sonst Etwas von Dir wußte. Ueberdieß ist ihr Character über alle Charlatanerie erhaben. Aber diese klar sehende Seele lebt auf Kosten des Körpers, der nun gleichsam durch-

sichtiger und geistartiger wird. Im Hause meines guten Doctors sah ich mehrere theure Freunde aus Boston wieder und machte einige neue Bekanntschaften, z. B. mit dem unitarischen Prediger Doctor Gannet.

Montag.

In der Kirche von Nahant hörte ich gestern eine vortreffliche Predigt von Mr. Bellows — eine jener schönen Reden aus dem Mittelpunkt des Christenthums, wie sie am Meer gepredigt werden sollten, an dem großen Weltmeer, in welchem alle vereinzelten Wogen sich erheben und wie in einem gemeinschaftlichen Mutterschooß versinken, wie alle verschiedenen christlichen Secten und Confessionen im Ocean des christlichen Liebelebens.

Am Abend hatte ich das große Vergnügen, mit einigen gebildeten und denkenden Freundinnen über die Frauenzimmer Americas zu sprechen, über ihren Mangel an allseitiger Entwicklung; über ihre Theilnahmslosigkeit bei den höheren menschlichen Interessen und über den Mangel an Unterhaltungstalent, den man bei einer großen Menge vorfindet. Diese liebenswürdigen Frauenzimmer, die selbst in jeder Beziehung ausgezeichnet sind, kamen mir in meinen Bemerkungen entgegen und sahen wie ich keine andre Hilfe außer in einer tiefer gehenden Bildung und bürgerlichen Entwicklung. Es kommen allzuviele Zeichen zusammen, die dazu zwingen, wenn die Weiber sich die Achtung ihres eigenen Geschlechtes wie auch der Männer erhalten wollen. Die Männer haben im Allgemeinen jetzt mehr Galanterie gegen Frauenzimmer, als wahre Achtung für sie. Sie sind artig und nachgiebig gegen sie, aber sie betrachten sie offenbar mehr als hübsche Kinder, denn als vernünftige ihnen gleichgestellte Personen und sie machen sie nicht zu ihren Gesellschafterinnen,

wenn sie Nahrung für Seele und Gedanken suchen. Die wenigen schönen Beispiele, die man von einem entgegengesetzten, einem vollkommenen Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern findet, können nicht als Regel betrachtet werden. Das Weib ist zwar die Beherrscherin im Hause und im Gesellschaftsleben, aber oft herrscht sie ebenso stark durch ihre Schwachheiten wie durch ihre Tugenden.

Wir sprachen von den Zeichen, welche das Herannahen besserer Verhältnisse andeuten. Wir sahen sie allmälig sich vorbereiten in dem öffentlichen Bewußtsein, und als einen Vorläufer betrachteten wir auch die Conventions of rights of women (Vereine für Frauenrechte), die seit einigen Jahren in den nördlichen Staaten gehalten zu werden anfangen. Das Trotzbieten darin ist ein vorübergehendes Moment, das von selbst zerfallen wird, wenn die Vollendung kommt. Viele tiefgehende und wahre Gedanken wurden in dem letzten großen Verein ausgesprochen, der im vorigen Jahr in Massachusets gehalten und von Tausenden von Frauenzimmern und Männern besucht wurde. Mehrere ausgezeichnete Sprecherinnen hielten da würdevoll und schön vortreffliche Reden.

Unter diesen Gedanken erinnere ich mich besonders einer Ausführung des Verhältnisses zwischen dem Leben und der Bildung der Vorzeit und der Neuzeit. Beschäftigungen und Lebenszwecke trennen die Gemüther jetzt nicht mehr wie früher. Der Mann lebt nicht vorzugsweise für den kriegerischen Beruf. Er übt nicht vor allen Dingen seine Körperkräfte und pocht nicht auf Waffenthaten. Sein Leben und seine Heldenthaten sind Thaten der Intelligenz geworden; beide Geschlechter sind in einer geistigen Lebenssphäre im Hause und im Gesellschaftsleben einander näher gekommen. Immer mehr wird die Frau die Gesell-

schaft und Hälfte des Mannes; seine Intelligenz, seine Seelenkräfte werden erlahmen oder zunehmen, je nachdem er bei ihr das trifft, was sie abstumpft oder belebt. Und wenn die Entwicklung der Frau gehemmt wird, so wird dieß auch auf ihn zurückwirken.

Dieß wurde weit besser, als ich es sage, von Mrs. Paulina Davis, der schönen Präsidentin des Vereins gesagt; ich sah die blasse Frau mit den edlen Gesichtszügen und dem reichen goldnen Haar in Boston bei meiner lieben Doctorin Miß Hunt.

Hier habe ich während eines stillen Gesellschaftslebens mit guten und gebildeten Menschen, in Verhältnissen, welche den Genuß aller Annehmlichkeiten und Comforts des Lebens gestatten, die reine frische Seeluft genossen. Das Landhaus der neuen Welt ist ein Typus des Schönen und Bequemen. Natur und Kunst vereinigen sich da, um den Menschen zu umfassen. Die Veranda, welche das Haus mit Blumen und Laubwerk reich an Schatten und Düften umgibt, bietet den schönsten Platz für stillen Genuß sowohl des Naturlebens als der Gesellschaft während der schönen Tage.

Den Geschichtschreiber Prescott hatte ich mir als einen alten Mann, niedergedrückt von Gedanken und Arbeiten, unter denen er beinahe sein Augenlicht verloren hatte, gedacht. Ich wollte meinen Augen kaum glauben, als ich in ihm einen großen lebhaften Gentleman erblickte, dessen Aussehen und Wesen weit mehr von einem Jüngling als von einem alternden Denker hatte. Sein Wesen und sein Gespräch regt den Geist sehr an, er ist voll von Leben.

Wir haben jetzt Mondschein, und die abendlichen Spazierfahrten an der Rhede entlang, während die Wogen schäumen und tosen, sind ein großes Vergnügen. Mrs. Bryant ist die angenehmste Wirthin von der Welt und die kleine Julia — — ach wer ein solches kleines Mädchen hätte!

Weiße Berge (New Hampshire) den 10. August.

Wiederum ein Stück wahren Lebens durchlebt, seit ich Dir zum letzten Mal in Nahant geschrieben. Zuerst die Reise von Salem am 3. August und daselbst im Hause des ehemaligen Maires Silsbee Gesellschaft und Händeschütteln mit 50 bis 60 Salemiten, unter welchen einige recht schöne junge Hexlein und einige ganz gute Freunde. Hierauf am nächsten Morgen rutsch fort nach Boston, mit meiner lebhaften und anmuthsvollen Wirthin Mrs. Silsbee, um daselbst mehrere Personen zu treffen und einer Lection in Mr. Whiteackers Zeichenschule anzuwohnen; ebenso einer andern in Mr. Bernards phonographischer Schule für kleine Mädchen, die sich dabei wie kleine Wunder benehmen, und dann ein Besuch bei Mrs. Holbrook, um sie noch einmal, ach das letzte Mal zu sehen. — Dann heim zu Osgoods, um Billete zu schreiben, Besuche zu empfangen, Zusammenkünfte auszumachen, Abschied zu nehmen u. s. w. Sodann rutsch auf der Eisenbahn nach Salem zurück zum Mittagessen und zur Abendgesellschaft. Dann einen Tag, um zu schreiben und (vergleichungsweise) auszuruhen unter stillen Promenaden, Spaziergängen und Gesprächen über Salems Hexenprozesse im Jahre 1692, bei welchen Prozessen dieselben Arten von Erscheinungen zu Tage kamen, wie bei uns in Dalekarlien einige Jahre früher. Und die Puritaner von Massachussets zeigten sich hier nicht weiser oder verträglicher als die weisen Männer bei uns. Auch im Freistaate der Pilger wurden eine Menge unschuldiger Personen, besonders Weiber, die man im Verdacht hatte, als besitzen sie die Kräfte und Künste von Hexen, eingesperrt, gefoltert und mehrere von ihnen hingerichtet.

Wir stehen jetzt, Gott sei Dank, solchen garstigen

Scenen mehr noch durch den Geist als durch die Zeit so fern, daß wir davon sprechen, wie wir von Tollhausscenen sprechen, und uns darüber lustig machen, wenn wir bei gutem Humor sind.

Das war im vorigen Jahre in der Stadt Salem am großen Tag des 4. Juli; man feierte ihn daher mit einer großen historisch-humoristischen Prozession, worin auch die Hexenprozesse und ihre Personen, die Hexen sowohl als die Richter, in grotesken altmodischen Trachten karikirt figurirten.

Unter den historischen Bildern in der Prozession waren auch einige, welche die Entwicklung der Communikationen seit 50 Jahren in ihren wesentlichen Momenten darstellten. Zuerst erschien ein Reiter, der langsam einherritt, mit folgender Inschrift: „Von Salem nach Boston in 48 Stunden Zeit." Dann kam eine alte schwerfällige Diligence mit der Inschrift: „Von Salem nach Boston in 12 Stunden Zeit"; hierauf ein Eisenbahnzug mit der Inschrift: „Von Salem nach Boston in einer halben Stunde Zeit"; endlich ein electrotelegraphischer Eisendraht mit der Inschrift: „Von Salem nach Boston in gar keiner Zeit" (in no time at all). Die ganze historische Prozession schien mir eines der sinnreichsten heitersten Volksfeste zu sein, wovon ich je gehört, und soll das größte Vergnügen verursacht haben. Die neue Welt, der es gänzlich an traditionellen Volksfesten mangelt (mit Ausnahme des großen Dankfestes), scheint eine neue Reihe von solchen mit vernünftigerem Inhalte, mit mehr Stoff für gesunde Gedanken und Gefühle, als die oft gedankenleeren Volksfeste Europas bieten, beginnen zu können. Unter den americanischen Festen habe ich von einigen schönen, sogenannten Blumenfesten in den Monaten Mai und Juni erzählen gehört, und diese Feste scheinen mir schöne Kinder des Geistes der neuen Welt zu sein. Aber noch ist der Arbeitstag hier

im Lande so übermächtig, daß man sich mit Festen, wenigstens als Erzeugnissen eines bewußten, eigenthümlichen Volkslebens, nur wenig beschäftigen kann.

Am 7. August reiste ich von Salem nach den weißen Bergen und zwar in Begleitung von Mrs. Silsbee und ihrem jungen Sohne. Ihr freiwilliges Anerbieten, mir bei diesem Ausflug Gesellschaft zu leisten, war mir äußerst angenehm, weil ich ihr ganzes Wesen und ihren Umgang sehr liebe, und weil ich, indem ich die Reise mit ihr mache, großen Parthien und großen Gesellschaften ausweiche, freien Umgang mit den Bergen, den Wasserfällen und den Wäldern pflegen und Alles, was ich sehen will, auf die ruhigste und angenehmste Art von der Welt sehen kann.

Die erste Tagreise war dem Schäkerstaat in Canterbury am Merrimacfluß in New Hampshire gewidmet, denn ich wünschte die botanischen Gärten dieser sonderbaren Secte zu sehen und von ihr selbst etwas mehr kennen zu lernen. Ich hatte von meiner kleinen Aerztin in Boston, Miß Hunt, die sich zuweilen in Berufsgeschäften dort aufhält, einen Brief an die geistliche Familie dieser Schäkergesellschaft. Wir fuhren auf der Eisenbahn nach New Hampshire und hielten in einem Walde an, von wo wir einen besondern Wagen nehmen wollten, um nach dem einige Meilen entfernten Schäkerdorf zu fahren. Nach verschiedenen kleinen Schwierigkeiten bekamen wir einen Karren mit einem Sitz darauf, wo Mrs. Silsbee und ich neben einander Platz hatten; unser Kutscher saß vor uns halb auf einem kleinen Brett, halb uns auf den Knieen. So zogen wir sanftmüthig mit einem sanftmüthigen Pferd auf schmalen sandigen Wegen durch den Wald dahin. Es begann zu regnen, zuerst ganz fein, dann immer dichter und stärker. Wir spannten unsere Schirme auf und saßen geduldig zwei bis drei Stunden lang da. Aber recht froh wurden wir, als wir endlich quer durch

den Regenschleier hindurch in der Entfernung auf grünen Höhen die heitern, gelben, zweistockigen Häuser des Schäkerdorfes erblickten.

Ungefähr wie nasse Hühner kamen wir aus unserm Karren hervor, aber bald öffnete sich uns gastlich eine Thüre, und zwei junge Schwestern mit sanften, blassen Gesichtern führten uns ins Gastzimmer. Hier war Alles so fein, so sauber und geputzt wie in einer Dockenstube. Ich übergab meinen Brief und sah seine gute Wirkung sogleich in einer größern Freundlichkeit und in den herzlichen Ausdrücken, womit man nach Harriet Hunt fragte.

Es war spät, als wir kamen. Die guten Schwestern regalirten uns mit Thee, mit gutem Butterbrod, Sülzen u. s. w., und auf meine Bitten sangen sie dabei einige geistliche Lieder. Ihr Wesen war still und nicht heiter, aber innig mild und friedlich. Nach dem Abendessen führten sie uns auf unsre Schlafzimmer, zwei große helle Zimmer, ohne alle unnöthige Zierrathen, aber durchaus sauber und bequem. Schwester Lavinia sorgte ganz besonders für uns.

Einige Lichtscheine im Westen hatten mich beim Sonnenuntergang auf einen hellen morgigen Tag hoffen lassen, und ich täuschte mich nicht. Die klarste Sonne leuchtete am Morgen über den Schäkerwohnungen und der idyllisch freundlichen Gegend, welche sie umgab und zum großen Theil ihrer Gesellschaft gehörte. Keine Wohnungen außer den ihrigen waren in der einsamen Gegend zu sehen. Zunächst um diese her war Alles so still, so geordnet, als ob es gar kein Arbeitsleben an Ort und Stelle gäbe. Dieses fand sich jedoch vor, aber so still und schweigsam, daß es uns beinahe geisterhaft erschien.

Nach dem Frühstück, welches die Schwestern reichlich und gut servirten, fragte man uns, ob wir die Schule sehen wollten, und als wir es bejahten, wurden

wir in einen geräumigen Saal geführt, wo ungefähr 20 gut gekleidete junge Mädchen von einer Lehrerin unterrichtet wurden. Diese Lehrerin, die ich Dora nennen will, war noch ganz jung und von seltener Schönheit. Auch hatte ihre Gesichtsfarbe nicht die Blässe, die bei den Frauen in diesen Gesellschaften gewöhnlich ist; ihre Wange war frisch wie die Morgenröthe, und ein schöneres Augenpaar als das ihrige habe ich nicht gesehen; sie ließ die kleinen Mädchen eines von ihren symbolischen Spielen aufführen.

Man stellte sie in einen weiten Kreis, jede drei bis vier Schritte von der andern entfernt. So begannen sie melodisch Verse zu singen, die ich nicht wortgetreu wiedergeben kann, deren Inhalt aber folgender war:

Soll ich hier alleine stehen,
Niemand haben, der mich liebet,
Niemand haben, der mein Freund ist,
den ich wieder lieben könnte?

Hierauf näherte sich ein Mädchen einem andern, sie nahmen sich bei den Händen, legten sie an ihre Herzen und sangen:

Nein, o komm, Du liebe Schwester,
komm, ich will Dir nahe sein,
will Dir treue Freundin sein,
Deine Sorgen sind die meinen,
meine Freuden sind die Deinen,
hier wird Niemand ausgeschlossen,
aus dem trauten Schwesternkreise.

Alle Kinder reichten einander die Hände und bewegten sich in langsamem Kreistanz, indem sie die letzten oder ähnliche Worte wiederholten. Hierauf rückten sie immer näher zusammen und umflochten einander mit ihren Armen, bis sie wie ein Blumenkranz

dastanden. Sodann sanken sie auf die Kniee und stimmten eine Hymne an, die also begann:

> Himmlischer Vater, blick in Gnaden
> auf die kleine Schaar herab,
> die Dein Name hat versammelt.
> Gib uns Deinen Geist u. s. w.

Nach dem Gesang und noch knieend küßten die Kinder alle einander. Der schöne symbolische Sinn, welchen das ganze Spiel enthielt, die Einfachheit und innige Lieblichkeit, womit es ausgeführt wurde, der Gedanke an den Unterschied zwischen dem Sinn dieses Spiels und der bittern Wirklichkeit für manche einsame Geschöpfe in der großen Gesellschaft auf Erden rührte mich tief. Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten. Auch Mrs. Silsbee war innig gerührt. Von diesem Augenblick an waren die Schäkerschwestern unsere Freundinnen und Schwestern und umfaßten uns mit der größten Herzlichkeit. Noch ein schönes, denkwürdiges Lied: „Sprich freundlich" wurde von den Kindern sehr gut gesungen und entwickelte in mehreren Versen die wohlthätige Wirkung des „sanften Wortes;" es ist dieß ein Lied, das alle Kinder lernen und alle Erwachsenen sich wohl ins Gedächtniß einprägen sollten. Es war mir unerwartet, die Kinder hier auch in der Grammatik, im Schreiben, Rechnen, Geographie und mehreren andern weltlichen Zweigen des Wissens wohl geübt zu sehen. Zur Aufmunterung und Belohnung für Fleiß und Wohlverhalten erhielten sie farbige Kärtchen mit gedruckten Denksprüchen oder Ermahnungen, worin es auch an dem einen und andern Sporn zu erlaubtem Ehrgeiz nicht fehlte.

Aus der Schule gingen wir in die Zimmer, wo die feinen Wollegewebe verfertigt wurden, wofür diese Schäkergesellschaft berühmt ist. In einem Zimmer sahen wir eine Nähmaschine, die von selbst wollene

Jacken nähte und in weit kürzerer Zeit drei Stücke verfertigte, als zwei Menschenhände brauchen, um ein einziges zu Stande zu bringen. Diese Maschine, die beinahe ganz selbst für sich zu sorgen schien, sah äußerst curios und etwas zauberhaft aus. Von da machten wir einen Besuch in der Milchkammer und in den Zimmern, wo der Käse bereitet wird, und wo eine Menge frischer colossaler Käse von dem guten Zustand des Viehhofs zeugte. Die schöne, tüchtige Schwester, die diesem Departement vorstand, liebte es so sehr, daß sie, obschon es ihr freistand, es gegen ein anderes zu vertauschen, seit mehreren Jahren dabei geblieben war. Hierauf gingen wir in die Küche, wo ich sechs blühende, schöne junge Mädchen als Küchenmägde fungiren sah. Man war gerade beschäftigt, große Torten zu backen. Die jungen Schwestern blühten wie Rosen und waren geneigt, ins heiterste Lachen auszubrechen, sobald man ihnen Gelegenheit dazu gab. „Sehen Sie ihnen wohl auf die Finger, Schwester," sagte ich scherzend zu der Präsidentin. Und die sechs schönen Schwestern lächelten so hübsch und gutmüthig, daß es eine wahre Lust war, es anzusehen.

Aus den medicinischen Gärten, wo Sassaparille und mehrere wohlthätige Kräuter gepflanzt wurden, gingen wir in das Haus, wo man sie reinigte und einlegte, und wo man auch Rosenwasser destillirte.

Endlich wurden wir in den Nähsaal geführt, welcher zugleich der Saal ist, wo die Alten beisammen sitzen. Hier in dem großen, hellen, reinlichen Saal saßen sie in hellen, meist weißen Kleidern und auch mit hellem, freundlichem Gesichte. Man konnte kein freundlicheres Bild des Alters und seiner Pflege sehen. Hier versammelten sich jetzt viele von den Schwestern um uns, und wir hatten Gespräche und Gesänge, und ich sagte den Schwestern auf ihren Wunsch einen schwedischen Psalm vor. Ich wählte den: „Ich hebe

meine Hände zu Gottes Berg und Haus empor." Sie fanden, daß es hübsch klinge und ich sang mit ihnen verschiedene von ihren Liedern, die recht schön waren, während der Tact auf gewöhnliche Art durch Bewegungen der Hände angezeigt wurde.

Eine Schäkerin von mittlerem Alter kam auf mich zu und sagte in einem gewissen heftigen und herausfordernden Ton zu mir: „Die Schäker sind die besten und gottesfürchtigsten von allen Menschen in der Welt." — „O, Schwester, sagen Sie das nicht," erwiederte ich, „denn das ist eine hochmüthige Rede, und Hochmuth ist nicht gut oder gottesfürchtig." Die Schwester sah etwas verblüfft aus, und da mehrere andere sich um uns sammelten und mir durch Nicken und Lächeln ihren Beifall zu erkennen gaben, so zog sich die erste zurück. Die andern lauschten bereitwillig und gaben sogar zu, was ich noch weiter von der Versuchung zu geistlichem Hochmuth sagte, der ich ihre Secte ausgesetzt glaube. Eine der Frauen erkor mich hierauf ganz besonders als Freundin; eine andere umfaßte Mrs. Silsbee mit derselben Zuneigung, und sie begleiteten uns dann überall hin. Später zeichnete ich Schwester Dora ab, die ihre Einwilligung unter der Bedingung gab, daß ich ihren Namen nicht veröffentlichen dürfe, „denn," sagten die Schwestern mild, „wir sind an solche Dinge nicht gewöhnt." Dora gehörte der geistlichen Familie in der Gesellschaft an, und hatte, sagte man, Eingebungen. Gewiß ist, daß ich einen gedankenvolleren, inspirirteren Blick als den ihrigen nie gesehen habe, und ihre reine Schönheit zog mich immer mehr an, während ich das edle, feine Profil abzeichnete. Ich zeichnete auch Lavinia. Sie hatte nicht Dora's strenge Schönheit, dagegen aber die mildeste Anmuth.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr mir Alles gefiel, was ich den ganzen Tag über von dieser kleinen

Gesellschaft sah, und wie bewunderswürdig ich die Ordnung und Nettigkeit in Allem fand, von den Schwestern selbst an bis zu Allem, was sie unter ihren Händen hatten. Die männliche Bevölkerung der Gesellschaft war mit der Ernte beschäftigt und ich sah von ihr nur einige wenige Repräsentanten. Diese schienen mir entweder einen düstern, beinahe fanatischen Ausdruck, oder auch sehr wohl genährte Körper ohne allen geistigen Ausdruck zu haben. Die guten Schwestern, die uns jetzt als ihre Freundinnen betrachteten, schenkten uns eine Menge Sachen aus ihrer Verkaufsbude, Werkzeuge, Riechwasser, Kuchen von Ahornzucker u. s. w. Und als wir am folgenden Tag abreisten und für unsern Aufenthalt bezahlen wollten, gab man uns zur Antwort: „Wir nehmen von unsern Freunden keine Bezahlung an,“ und sie nahmen auch nicht das Geringste. Ein geräumiger, mehrsitziger Reisewagen wurde für uns mit zwei muntern Pferden bespannt, und unser Kutscher war ein untersetzter Schäkerbruder, den kein Schäkertanz weniger fett und blühend zu machen vermocht hatte.

Einige der Schwestern bedurften, sagte man, einer kleinen Bewegung in freier Luft und sollten bis an die Eisenbahnstation mit uns fahren. Zartfühlender und schöner konnte unmöglich eine Artigkeit erwiesen werden. Und da saßen wir jetzt auf Büffelhäuten, Mrs. Silsbee zwischen zwei Schäkerinnen und ich zwischen zweien, wovon die eine die sanfte Lavinia war, zwei andere noch auf dem Sitz hinter uns, und so zogen wir durch den Wald, während der Schäkerbruder, ein heiterer, lustiger Gesell, nebst den Schwestern geistliche Lieder anstimmte, worunter einige recht charakteristische waren, wie z. B.

Ihr Bäume und Büsche tanzet,
ihr Ströme steiget hoch,
der Friedensfürst kommt u. s. w.

So fuhren wir sieben englische Meilen, bis wir endlich an die Eisenbahnstation kamen. Und hier blieben die Schwestern bei uns, bis der Zug kam, und erfreuten sich an den Portraits und Zeichnungen in meinen Skizzenbüchern. Etwas für die Fahrt zu bezahlen, davon war gar keine Rede. Die Schwestern bedurften einer Motion und hatten sich ein Vergnügen daraus gemacht, bei uns zu sein u. s. w. Es ist nicht möglich, sich mit einer natürlicheren und vollkommeneren Feinheit zu benehmen, als die Schäkerinnen gegen uns. Mit herzlichen Händedrücken verabschiedeten wir uns. Viele von diesen Schwestern genossen offenbar keiner guten Gesundheit. Ich schreibe dieß weniger ihrer sitzenden Lebensweise zu, als ihrer Diät, die ich nicht für gesund halte. Viel Buttergebäck zu essen, das müßte den Gesundesten in diesem Lande krank machen.

Die Schäkergesellschaft von Canterbury besteht aus ungefähr 4—500 Personen. Unter den jungen Frauen waren da unendlich mehr schöne Gesichter als unter der Gesellschaft von Neulibanon. Die Trachten waren die gleichen und die Gebräuche ebenfalls. Und zu diesen gehört, daß man wie die Quäker zu Jedermann „Du" sagt und yea und nay statt yes und no. Sie legen großes Gewicht auf wohlwollende und freundliche Behandlung von einander in Worten und Handlungen. In ihren großen Familien suchen sie das Liebesleben zu schaffen, welches die schönste Blume der kleinen Familie ist. Arbeit und Gebet und gegenseitige Liebesdienste sind ihr tägliches Leben. Von der Regierung dieser kleinen Gesellschaften habe ich Dir schon früher geschrieben. Die in Canterbury bezieht ihre Haupteinkünfte aus Erzeugnissen des Viehstandes, aus der Zubereitung medicinischer Kräuter für pharmaceutische Bedürfnisse und aus Wollegeweben.

Diese Schäkerstaaten sind die vernünftigsten und wahrscheinlich beglückendsten von allen Klostereinrich-

tungen. Ich wäre froh, wenn sich in allen Ländern ähnliche vorfänden. Man mag sagen was man will und es im großen Staat so gut einrichten, als man will, man wird doch immer Orte bedürfen, wohin die Schiffbrüchigen im Leben, die Lebensmüden oder die Einsamen und Schwachen fliehen können, um eine Freistätte zu erhalten, und wo ihr guter Wille und ihre Arbeitskräfte bei einer klugen, liebevollen Verwaltung nützlich gemacht werden können, wo die Kinder des Unglücks oder des Elends in Reinheit und Liebe erzogen werden können, wo Mann und Weib in geschwisterlichem Wohlwollen und Freundschaft unter gemeinschaftlicher Thätigkeit zu gegenseitigem Nutzen und Frommen zusammentreffen und mit einander umgehen können. Das können sie hier. Der Schäkerstaat ist, abgesehen von einigen kleinen, bornirten Eigenheiten, einer der besten kleinen Staaten in der Welt, und einer der nützlichsten innerhalb des großen Staates.

Diese Secte wird im Allgemeinen gar nicht verstanden. Man meint, ihr tanzender Gottesdienst sei die Hauptsache, und dieser könnte ebensogut auch wegbleiben, obschon ich für meinen Theil ihn gerne in seiner symbolischen Bedeutung beibehalten will, wie auch die himmlischen Kinderspiele, die ich diesen Morgen sah.

Es gibt 17 oder 18 Schäkergesellschaften in den Vereinigten Staaten (in den freien); aber die in Neu-Libanon ist die Muttergesellschaft und die andern stehen zu ihr im Verhältniß des Gehorsams. Die Secte scheint in den letzten Jahren nicht zuzunehmen, aber auch nicht abzunehmen. Jedes Jahr kommen vereinzelte Männer oder Weiber und auch ganze Familien, um die Lücken auszufüllen, die durch Todesfälle oder den Austritt von Mitgliedern aus der Gesellschaft entstanden sind.

Gegen Abend hatten wir eine schöne Dampfschifffahrt über den großen Binnensee Winnepaseogee (das Lächeln des großen Geistes), der mit kleinen Inseln

überstreut, von steilen Berghöhen umschlossen ist und großartige Aussichten nach den weißen Bergen zu hat. Mount Washington, Mount Jefferson, Adams, Lafayette und andre republikanische Heroen winkten uns in olympischer Majestät im Glanze der hellsten Augustsonne. Es war der schönste Sonnenuntergang über dem stillen lächelnden See. Als die Sonne hinter den Bergen hinabgesunken war, kamen wir am Ufer an und erhielten im Wirthshaus allda ziemlich gute Zimmer. Der Abend war kühl und klar, es war mir ein Hochgenuß, mich in der Bergregion zu befinden, und ich freute mich sehr den Riesen näher zu kommen. Alles war ruhig und still um uns her. Aber spät am Abend kam eine Mammuthparthie von 40 oder 50 Personen, Herrn und Frauenzimmer, die gleich uns nach den weißen Bergen gehen wollten und das Hotel im Sturm einnahmen. Mrs. S. und ich waren etwas böse auf die Gesellschaft, theils wegen des Lärms, den sie machten, theils weil sie uns überall, wo wir ihnen in den Weg kamen, so starr ansahen. Aber am Morgen versöhnten wir uns gründlich mit ihnen, als sie mir einen Gruß schickten und sagen ließen, daß sie mir bei meiner Abreise Etwas singen wollen. Mrs. S. und ich saßen auf Büffelhäuten in dem offenen Reisewagen, als die Gesellschaft sich vor dem Hause versammelte und im Quartett das rührende schöne Lied: „Holde Heimath!" anstimmte. Die Sänger standen auf der Piazza; um sie herum und um unsern Wagen her waren gewiß hundert Personen versammelt, alle mit freundlichen, aber ernsten Gesichtern. Es war Sonntag Morgen; der Himmel war klar und dunkelblau nach dem gestrigen Gewitterregen, die Luft war frisch und rein wie in Schweden.

Ich sah den klaren Himmel an und dachte an meine Heimath und die Meinigen; ich lauschte dem melodischen Gesang: „Holde Heimath! holde Heimath!" Das

Herz schwoll und die Augen wollten sich nicht trocken halten. Einen schöneren Morgengruß habe ich nie bekommen. Mit ihm in der Tiefe des Herzens und winkend, grüßend, Kußhändchen werfend, fuhren wir in unserem offenen Wagen fort und in die grüne Gebirgsgegend ein.

Ein riesenstarker New Hampshirer Farmer kutschirte uns mit seinen raschen und doch frommen Pferden; der Wagen glich einem unserer gewöhnlichen Reisewagen, ruhte aber diesen ungleich auf weichen Federn, und man saß sehr bequem. Wir fuhren und waren vergnügt, denn die Luft war krystallrein, die Hitze nicht stark, Staub fand sich nicht vor, der ganze Weg war mit schönem, jetzt nach dem Regen frischgrünem Walde belaubt, und vor uns hatten wir die großen Berge, denen wir immer näher kamen. Diese hatten jetzt keinen Schnee auf ihren Scheiteln, sie zeigten sich mehr grün als weiß, und Mount Washington umgab sich da und dort mit einem Kranz von leichten Wolken. Die Natur um uns her erinnerte an die nördlichen Gebirgsgegenden im mittleren Schweden. Die Fichte und die Tanne sind hier zu Hause, und unter ihnen wachsen Heidelbeeren, Himbeeren, Schlangengras u. s. w. Doch wächst hier auch Mais, Zuckerahorn, der Wallnußbaum, die Kastanie nebst andern Pflanzen und Bäumen, die einer südlicheren Natur angehören. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich an dieser ruhigen, frischen Fahrt im offenen Wagen in der stillen, sommerheitern Gebirgsgegend erfreute; wie frisch und angenehm ich sie fand im Vergleich mit Fahrten in verdecktem Wagen oder auf der Eisenbahn, welche letztere schon nach ein paar Stunden für Seele und Leib qualvoll ermüdend wird. Aber hier saßen wir den ganzen Tag wach und munter. Mount Washington stand die ganze Zeit als unser Ziel vor uns. Dieser Berg, der größte und höchste unter den weißen Bergen, ist bloß 3000 Fuß hoch über der

Erdoberfläche, hat aber einen höchst markirten Charakter. Er ist massiv pyramidalisch, ohne Spitze. Der Gipfel ist ein Plateau, in der Ferne denjenigen nicht unähnlich, welche die Vulcane darbieten. Aber darin unterscheidet sich der Gipfel des Washingtonbergs von den Vulcanen, daß er keinen Krater hat, sondern eine Quelle süßen Wassers. Tiefe Furchen, wilde Bergströme durchziehen die Seiten des Berges. Die andern Berge, welche sich in langen Ketten an diesen anschließen, gleichen ihm, sind aber minder bedeutend. Alle steigen in langen abhängigen Pyramiden hinan und haben abgerundete Gipfel oder Rücken.

Als wir den Bergen näher kamen und der Tag sich zu Ende neigte, wurde es kühl. Die Riesen hüllten sich in graue Nebelmäntel und hüllten uns mit ihnen ein; sie empfingen uns nicht freundlich. Dennoch fühlte ich mich freundlich gegen sie gestimmt und ließ mich mit einem gewissen Vergnügen von ihrem kalten Athem umwehen. Mein Freund, der Mond, stieg auf, kämpfte eine Weile mit den Nebelgeistern und sah aus ihnen mit klaren freundlichen Blicken auf uns herab. Mein Freund wollte mir wohl, das fühlte ich ganz deutlich. Aber er vermochte die grauen Mäntel nicht vollständig zu durchdringen. Tiefer und tiefer kamen wir in den Schooß des Berges auf den einsamen Wegen, wo wir den ganzen Tag nicht einem einzigen Menschen begegneten. Schon ist die Nacht da. Ist es der Einfluß der Riesen, aber ich empfinde keine Müdigkeit im Verhältniß zur langen Tagreise und ich könnte gerne die ganze Nacht durch fahren. Erst gegen Mitternacht kommen wir an den Gasthof, wo wir alle Mühe haben, durch Poltern an die Thüre den Wirth wach zu bekommen. Endlich gelingt es, und der Wirth, schläfrig aber freundlich und gefällig, schafft uns Feuer und Alles, was wir zur Erfrischung und Nachtruhe ürfen.

Den 11. August.

Ein schöner, klarer Morgen, ein bezaubernder Morgenspaziergang! Morgenthau auf dem Gras, in der Seele, im Leibe. Erinnerungen an den Walagesang, an seine Prophezeiung von Erneuung, von Menschen, die aus Morgenthau geboren werden. Dem Himmel sei's gedankt, ich habe in der neuen Welt einige von dieser Art kennen gelernt. Sie leben in meiner Seele, sie verweben sich mit den Bildern der Phantasie, und sie waren lange geahnt und gehegt in der stillen Werkstatt der Seele. Sonderbar! Unter dem milden Himmel Südcarolinas und des Wendekreises wollte ich bloß ruhen, genießen und genießend lobpreisen. Hier genieße ich auch, aber anders. Die Seele ist kräftiger, lebhafter. Sie empfängt bloß um wiederzugeben. Sie will produciren und wirken. Das dramatische Leben in den Bergen und Bergströmen, in den Wäldern, Wolken und Sonnenstrahlen weckt das dramatische Leben in mir und ruft Bilder und Scenen ins Leben, die seit 15 bis 20 Jahren in mir brach gelegen hatten. Sie und ich feiern diesen Morgen ein Auferstehungsfest. Die Haine sind voll von Vogelsang. Heute Nachmittag fahren wir weiter.

Franconia Notch (Frankenkarte) Lafayette Haus, den 15. August.

Im Schooße der weißen Berge habe ich seit meinem letzten Schreiben gelebt, herzlich erfreut von der

Gesellschaft der Riesen und dem phantastischen Spiel der Wolken mit ihnen, von den Gesängen und Tänzen der Bäche in den tiefen Thälern, von dieser ganzen kühnen und starken Natur, worin ich mich heimisch fühlte, wie in Schweden, in den herrlichen Flußthälern Dalekarliens oder Nordlands. Doch ist die Natur hier pittoresker, spielender und phantastischer, sie hat mehr heitere Aufzüge, und der Reichthum an Baumarten und schönem Laubwald in den Thälern ist außerordentlich; man geht oder fährt unaufhörlich zwischen den zierlichsten Hecken von Hasel- und Erlenstauden, von Sumach (einer sehr schönen, in America allgemeinen Buschpflanze), Zuckerahorn, gelben Birken, Fichten, Tannen und einer Menge anderer Bäume und Büsche, und überall singen und brausen silberhelle Bergströme durch die Thäler.

In gewissen Theilen dieser Gebirgsregion war es so kalt, daß ich manchmal ganz steife Finger bekam und nur mit Mühe die Feder führen konnte. Aber meine Seele und mein Leib befanden sich wohl, und Mrs. Silsbee ist eine ebenso frische und erfrischende Natur, wie die Natur hier mit ihren Höhen, ihren singenden Strömen, ihren wogenden Blumen und Gebüschen.

Eine Eigenheit in diesen sogenannten weißen Bergen sind die vielen riesigen Menschengesichterprofile, die an manchen Orten aus den Bergen hervorschauen, und zwar mit einer Bestimmtheit und Regelmäßigkeit, die wirklich in Erstaunen setzt. Sie haben mir viel Freude gemacht und ich habe mehrere von ihnen auf meinen Wanderungen abgezeichnet. Wir wohnen hier ganz nahe bei einem dieser Gesichter, das längst unter dem Namen „der Alte vom Berge" bekannt ist. Es hat nichts Edles in seinen Zügen, sondern gleicht einem alten Gesellen, der in schlechtem Humor nnd mit der Nachtmütze auf dem Kopf halb neugierig aus dem Berge auf die Welt herunterschaut. Tief unter dem

Gesicht des Riesen ist ein allerliebster kleiner See, der einem klaren, ovalen Toilettenspiegel in grünem Laubrahmen gleicht. Der Alte vom Berge sieht düster aus über dem stillen See, und die Wolken gehen tief unter seinem Kinn. Ein anderes Gesicht zeigt einen Krieger mit Helm und starkem Backenbart von prächtigem Moos, offenbar einen von Thors Burschen. Einige Gesichter schmeichle ich mir selbst entdeckt zu haben. Das eine, das man fern gegen den blauen Himmel hin sieht, ist ein schönes Frauengesicht, das mit unaussprechlicher Wehmuth emporschaut. Eine alte Fichte steht wie ein Kreuzeszeichen über ihrem Kopf; die Stirne ist von einem Diadem umgeben, das wallendem Haare gleicht. Es ist ein höchst merkwürdiges Profil, merkwürdig besonders durch die weiche Schönheit von Lippen und Kinn. Unter diesem edlen Gesichte sieht man, wenn man sich ein paar Schritte zurückzieht, ein anderes häßliches und grimmiges, mit einer großen Warze auf der Stirne. Offenbar ein garstiger Riese, der hier eine schöne Prinzessin gefangen hält! Ich sehe noch eine Menge anderer Gesichter hervorschimmern und würde sie sicherlich klar ausmitteln, wenn ich Zeit hätte, noch länger in der Gesellschaft der Riesen zu verweilen. Man sagt, daß die Indianer diese Gesichter verehrt, ihnen als Gottheiten geopfert und mancherlei Legenden von ihnen gehabt haben. Dieß ist wahrscheinlich. Die Besieger und Nachfolger der Indianer haben hier keine andere Spuren, als von einigen tragischen Ereignissen hinterlassen. Eine Stelle heißt Nanceybrücke, nach einem jungen Mädchen, das hier im Schnee erfroren gefunden wurde. Sie war die Tochter eines Farmers in der Gegend und hatte eines Abends einen Streit mit ihrem Geliebten gehabt, der sie in Folge desselben im Zorn verließ. Sie folgte ihm verzweiflungsvoll, aber die Nacht und der Schnee

überraschten sie. Sie erfror und ihr Liebhaber wurde wahnsinnig.

Nicht weit steht im Thale das sogenannte Wiley-haus, das jetzt verlassen ist. Vor einigen Jahren wohnte eine große Familie da. Eines Nachts wurde sie durch ein entsetzliches Gekrache und Getöse aus dem Schlafe geweckt, — es war offenbar eine große Lawine, die vom Berge herab gegen das Haus stürzte und es begraben mußte. In der finstern Nacht stürzte die Familie aus dem Haus, um einen Platz zu erreichen, wo sie sich außer aller Gefahr glaubte. Aber die Lawine nahm ihre Richtung jetzt nach diesem Platze und begrub die ganze geflüchtete Familie von neun Personen. Das Haus, aus welchem sie geflohen waren, blieb vollkommen unbeschädigt. Hawthorne hat dieses tragische Ereigniß zum Gegenstand einer seiner hübschesten Erzählungen gemacht, welche den Titel führt: „Der ehrgeizige Gast.“

Man pflegt jetzt den Berg hinaufzufahren, von welchem die Lawine kam, um von da aus das Thal zu betrachten. Und just so eben ist ein sechsspänniger Reisewagen mit 20 bis 30 Personen rasch und munter vom Hotel weg und den Berg hinan gefahren. Mrs. Silsbee und ich haben den Vorschlag hinaufzufahren abgelehnt, ebenso habe ich dem Plan entsagt, Mount Washington und andere Berge zu ersteigen, die man zu Pferd und mit unglaublichen Mühseligkeiten erklettert, um meistens gar Nichts zu sehen und im besten Fall, nämlich wenn keine Wolken hervorkommen, eine unermeßliche, aber unklare Aussicht auf Erde und Wasser zu haben.

Diese ganze Gebirgsgegend ist sehr wild, und man sieht beinahe keine Wohnung außer den Hotels für Reisende. Aber diese sind auch übervoll von lärmender und tobender Gesellschaft, die es nicht zu verstehen ...nt, die Natur anders als unter Schwatzen, Lachen,

Essen, Trinken und geräuschvollen Vergnügungen aller Art zu genießen. Man fährt lachend und in größter Geschwindigkeit den Berg hinauf, man kommt in der größten Schnelligkeit wieder herabgefahren. Im Hotel springen die Champagnerpfröpfe; die Herren sitzen und spielen Karten mitten am Tag; die Frauenzimmer sprechen von Nähterinnen und Moden.

Wie verschieden ist nicht dieses gedankenlose wilde Leben von dem Leben in der Natur, wo die Wolken herabkommen, gleichsam um stille Zwiesprache mit den Bergen zu halten, zuweilen wie luftige Drachen auf ihnen zu reiten, zuweilen sie umschwebend und mit leuchtend sylphidischen Gestalten umkosend, die ihre Wälder mit weichen Thauschleiern befeuchten, während unten im Thale die Ströme wachsen und singen, und Bäume und Blumen ihnen Segnungen auf den Weg zufächeln, und überall dieses Spiel von Schatten und Licht, das Spiel von Sonnenstrahlen in den Wasserfällen, wenn sie von den Klippen herabhüpfen; die großen Gesichter in den Bergen, die zwitschernden Vögelein — das ist Leben. Der Menschen gedankenloses Geplauder da oben in dieser Naturherrlichkeit könnte mich mit Wehmuth um mein Geschlecht erfüllen. Doch, als ich noch jung war, verstand ich es auch nicht, das Leben und die Natur auf andere Art zu genießen. An der Anlage fehlte es nicht, aber es fehlte an der Erziehung, und unter der ausgelassenen Munterkeit barg sich die Empfindung der Leere.

Der Mensch sucht den geistigen Champagner, aber er täuscht sich darin. Der ächte verhält sich zu dem gemeinen, wie Bacchus Dithyrambus zu Silen.

Doch waren auch hier einige wahre Verehrer der großen Göttin. Eines Tages trafen wir einen Vater mit seinem Töchterlein. Sie hatten in den Wäldern botanisirt und zeigten uns einige schöne Vaccinien nebst einer Monotrope, die bloß eine einzige Blume hat und

hier die indianische Pfeife genannt wird. Der Vater und die Tochter sahen sanft und glücklich aus. Es war ein schönes und vollkommenes kleines Bild.

Auch Mrs. Silsbee und ich gehörten zu denjenigen, welche die großen Naturschauspiele still in dankbaren Gemüthern aufnahmen, indem wir bald ganze Stunden lang bei der Silbercascade saßen, bald auf einsamen Entdeckungsreisen zwischen den romantischen Bergpässen hinwanderten.

Heute Nachmittag sind wir am „Flume" hinaufgegangen. Dieß ist ein schmaler Spalt zwischen zwei hohen Granitfelsen, durch welchen ein Strom in beinahe gerader Linie mehr als 800 Fuß lang herabstürzt, bis er in einer Cascade von 660 Fuß Länge hinabkommt. An der einen Bergwand entlang hatte der Wirth unseres Hotels nach Yankee-Manier einen Weg von Brettern, Steinen und Zweigen ausgeführt, der — gar Nichts glich, auf dem man aber zu seiner eigenen Ueberraschung ganz sicher und ohne die mindeste Schwierigkeit gehen konnte, wenn man sich zugleich mit der einen Hand an die Bergwand stützte. Just vor einigen Tagen hatte er den Weg über den Strom etwa 50 Fuß weiter hinaufgeführt. Da wo er jetzt aufhörte, waren wir nahe bei einem ungeheuern runden Steinblock, der in den Riß herabgefallen war und sich so festgesetzt hatte, daß er eine Art von Umhang über demselben bildete; jenseits dieses dunkeln Passes, der beinahe schwarz war, sah man weiter oben den Strom sich von der linken Seite her in einem starken krystallhellen Strahl in den Bergriß stürzen. Woher, das konnte man nicht sehen, aber die Sonne leuchtete klar in dem Wasserstrahl, und über ihm wiegte eine kleine Birke ihre hellen, grünen, weichen Zweige. Der Ursprung der dunkeln Fluth lag im Licht. Das freute mich und auf dem ganzen Weg über den singenden Wasserfall hin sang und spielte ich in meinem In-

nern Scenen und Gespräche, welche ich Dir daheim zum Besten geben will.

Diese ganze Scene und die Gegend umher war erfrischend wild und pittoresk. Es finden sich mehrere Merkwürdigkeiten in diesen Bergen, und eine gedruckte Karte, die ich von meinem Wirth in Lafayettehaus bekommen hatte, verspricht jeden Abend ein Kanonenecho auf dem See.

Aber — Du kannst an dem bereits Geschriebenen genug haben.

Wir werden uns jetzt von den weißen Bergen in New-Hampshire nach den grünen Bergen in Vermont begeben.

Burlington am Champlainsee
(Vermont), den 19. August.

Ich schreibe Dir jetzt aus einem schönen Hause am Ufer des Champlainsees mit einer der herrlichsten Aussichten über das Wasser und die Gebirgsgegenden, so wie ich sie seit dem Genfersee in der Schweiz nicht gesehen habe. Die Natur ist da grandioser, und zu den Scheiteln der Alpen können die Aderondacksberge im westlichen New-York oder die grünen Berge in Vermont nicht hinanreichen, aber sie haben pittoreske Formen und etwas Großes und Muthiges darin, und über der heitern großen Gegend leuchtet jetzt eine schöne Augustsonne im Untergang und färbt die Wolken in unbeschreiblich goldner Pracht. Der Berg, welcher der schlafende Löwe heißt, scheint in der herrlichen Beleuchtung Leben zu bekommen und, eine prächtige Riesengestalt, sich emporzurichten. Man sieht von da aus manche Berge mit markirten symbolischen Gestalten.

Wir (Mrs. Silsbee und ich) sind hier im Hause des Exakademiepräsidenten Wheeler, wohin ich von Vater und Töchtern freundlich eingeladen worden bin.

Es ist eine edle und schöne Familie, in welcher häusliche Andacht gehalten wird und nur eine Mutter fehlt. Diese ist vor einigen Jahren gestorben und wird noch immer zärtlich betrauert von den Kindern, drei Söhnen und drei Töchtern, angenehmen und auch begabten Leutchen.

. Der Familienvater, ein stattlicher, älterer Herr und strenger Puritaner, vier Ellen hoch, glaube ich, an dessen Arm ich bei den Spaziergängen wie eine Schaukel an einem Baum hänge, hat ein characterstarkes Gesicht, scharfe, aber warme Augen, ist ein entschiedener Whig und nicht gut auf die Democraten zu sprechen, im Uebrigen ein sehr gefälliger und angenehmer Gentleman, dessen Unterhaltung mich sehr anzieht wegen seiner vollkommenen Kenntniß der kirchlichen Zustände des Landes, wegen des Systematischen in seinen Ansichten, die ich jedoch nicht in allen Stücken theilen kann, und wegen seiner angenehmen Art sich mitzutheilen. Das Haus ist eine Villa in der Nähe der Stadt und hat alle Annehmlichkeiten und Comforts der angloamericanischen Wohnungen.

Gestern machten wir eine Vergnügungspartie auf dem schönen Binnensee nach dem Aderondacksberg am Ufer New-Yorks. Der Tag war schön, die Fahrt gleichfalls, die Naturschauspiele an dem reißenden, aber seichten Flüßchen „Au Sable“ entlang, wo die Natur aus Bergen regelmäßige, unübersteigliche Festungswälle erbaut hat, höchst merkwürdig, und ich würde mich noch mehr daran erfreut haben, wenn ich nicht so viele gedankenlose Fragen zu beantworten gehabt hätte. Da war besonders ein Frauenzimmer mit scharfer, zischender Stimme, das mich beständig mit einem Examen von folgender Art quälte: „Wohin gedenken Sie von hier aus zu reisen? — Von wo kommen Sie hieher? — Von wo kamen Sie dorthin? — Bei wem wohnten Sie da? — Wen sahen Sie im

Hause dieser Leute?" u. s. w. Ach daß die Menschen doch etwas mehr den Naturgegenständen glichen, daß sie sich mit einem positiven Inhalt einander näherten und ihre Freude daran fänden, durch stille Mittheilung desselben auf einander zu wirken, wie unendlich mehr würden sie uns entlocken, wie unendlich mehr würden sie von uns zu wissen bekommen, als durch solche gedankenlose, oberflächliche Fragen, welche übrigens auch die Denkenden hier im Lande mißbilligen und worüber sie sich eben so lustig machen, wie nur je Ausländer. Uebrigens fehlte es bei diesem Picknick auch nicht an solchen Personen, wie ich sie so eben wünschte. Da war besonders eine liebenswürdige junge Frau, seelenvoll und frisch, wie der singende Strom, wie der wehende Baum. Bei ihr zu sitzen, sie anzusehen, ihren seelenvollen Mittheilungen zu lauschen, war mir eine liebliche Erquickung. Aber kaum waren wir recht in unserem tête-à-tête, als die fragende Dame mit der scharfen Stimme wieder kam, sich vor uns setzte und ihr Examen neu begann.

Wenn ein Frauenzimmer mir gefällt und wir uns zu einander hingezogen fühlen, so ergibt es sich gewöhnlich von selbst, daß ich bald irgend ein Stück von ihrer Biographie bekomme. In der Lebensgeschichte dieser jungen Frau frappirte mich folgender Zug: von einem großen und zermalmenden Kummer getroffen, fühlte sie, daß sie unter demselben erliegen, oder aber ihm, ihren Gedanken, sich selbst durch eine Reise sich entziehen müßte. Ohne einen andern Plan oder Zweck, als nur zu reisen, setzte sie sich auf einen Eisenbahnwagen und ließ sich vom Zug in die weite Welt hinausführen. Die Bäume wehten und winkten ihr zu draußen in der Welt, die Wolken segelten vor ihr her, und je mehr sie ihnen folgte, je mehr die Gegenstände wechselten und immer neuen Platz machten, um so leichter und besser wurde es ihr zu Muth. Sie konnte freier

denken, das Leben und alle Dinge erschienen ihr in einem helleren Licht. Nach einem Ausflug von bloß etlichen Tagen konnte sie mit wieder gewonnener Fassung und Seelenruhe nach Hause zu ihren Eltern zurückkehren. Und jetzt, ein paar Jahre später, war sie erstaunt über die Fülle des Glückes, das sie genießen konnte.

„Die Zeit der stillen Seufzer ist vorbei," sagte Geijer einmal. Ach, dazu fehlt noch viel Aber gewiß ist, daß die Leichtigkeit, womit man sich von einem Ort an den andern versetzen und neue Eindrücke bekommen kann, so wie die raschen Communicationsmittel aller Art, welche es gestatten, diese Zeit näher rücken. In einem Land, das nach allen Richtungen von Eisenbahnen und Dampfschiffen durchkreuzt wird, die dem Menschen gestatten, durch die Welt zu fliegen, braucht er nicht durch Stillesitzen zu verschimmeln oder zu versauern.

Den 20. August.

Schade, daß diese Ruhetage in diesem schönen Hause, unter seinen freundlichen Einwohnern, sich ihrem Ende nähern. Ich habe mich herzlich erlabt an den herrlichen Aussichten und der Pracht beim Sonnenuntergang, den ich von meinen Fenstern aus sehe. Diese Binnenseegegenden sind bekannt durch ihre prächtigen Sonnenuntergänge. Und ich habe nirgends so malerische Wolken und so hübsche Farbenbrechungen gesehen; es ist eine Gluth und ein Farbenspiel, wogegen das Weiche und Milde am südlichen Himmel sehr absticht. Auch die besonderen Formationen der Berge fesseln mich und der schlafende Löwe wird mit jedem Tag lebendiger für mich. Der Champlainsee hat seinen Namen von dem tapfern und klugen Franzosen Champlain, der diese Gegend zuerst entdeckte und an=

baute. Maine, New-Hampshire und Vermont wurden im Anfang von Frankreich bevölkert und haben ihren ersten Anbau französischen Missionären und Colonisten zu verdanken. Von diesem geschichtlichen Verlauf sind nicht mehr viele Spuren vorhanden außer den Namen von Orten und Flüssen, so wie einigen katholischen Kirchen und Seminaren. Große Wälder, Binnenseen und Berge sind die Hauptzüge dieser Staaten; Landbau, Viehzucht und Zimmerwerk sind ihre vornehmste Nahrung. Ein schönes Nebengewerbe ist die Fabrication von Ahornzucker, die hier auf ziemlich großem Fuß betrieben wird. Man zapft den Saft der Bäume ab, wie wir es mit der Birke machen, wenn wir Birkensaft bekommen wollen. Der Zucker wird in kleinen Kuchen formirt; er ist braun von Farbe und ganz süß.

Gestern Abend sah ich einen Theil von Burlingtons Gesellschaftskreis hier im Hause versammelt. Unter den jungen Leuten waren viele heitere und hübsche Gesichter zu schauen. In der Gesellschaft befand sich eine allgemein geachtete und beliebte Schullehrerin, die schon von ihrer Jugend an allein für sich und ihre Familie hatte arbeiten müssen. Sie hatte dieß mit dem Erfolg gethan, daß sie mehrere junge Geschwister auferzog, die Schulden der Familie bezahlte, ihre alte Mutter versorgte und ihr zuletzt noch ein Haus baute. Nachdem sie alles Das ausgeführt, stand sie jetzt mit dreißig Jahren im Begriff, einen Mann zu heirathen, an den sie sich schon lange gebunden hatte. Sie konnte jetzt an ein eigenes Glück, an eine eigene Heimath, an einen eigenen Herd denken. Die allgemeine Theilnahme und die Freude, womit ich mehrere Leute darüber sprechen hörte, ist ein gutes Zeugniß für den Geist in einer Gesellschaft, wo das schöne Leben eines einzelnen geringen Geschöpfes so hoch geschätzt wird.

Saratoga, den 22. August.

Aus dem Schooße der weißen und der grünen Berge, aus der weltverachtenden Gesellschaft der Schäker bin ich jetzt an den fashionabelsten und am meisten (und schlimmsten) weltlichen Ort in den Vereinigten Staaten gekommen, um einen Blick darauf zu werfen und einen Eindruck seines Lebens in mein Panorama von der neuen Welt aufzunehmen.

Wir verließen Burlington gestern. Mehrere unserer neuen Freunde begleiteten uns auf das Dampfboot über den See, und unser galanter Wirth, der Expräsident und seine eine Tochter (ein liebenswürdiges, aber schwaches junges Mädchen) bis hieher, um einige Tage bei uns zu verweilen. Das Bild dieses romantischen Sees und des colossalen, ruhenden Granitlöwen, der in der sinkenden Sonne zu wachsen schien, während er sich immer mehr in die dunkle Ferne zurückzog; dieses Bild habe ich unter denen von Americas schönsten Naturscenen bei mir.

Wir kamen Abends in Saratoga (im westlichen Theile von New-York) an und veranstalteten noch an demselben Tag unsern Eintritt in den Gesellschaftssalon.

Es waren fünfzig bis sechzig Personen da versammelt. Einige Paare, Herren und Damen, spazirten mitten im Saale unter starkglänzenden Kronleuchtern umher. Ein Paar besonders zog unsere Aufmerksamkeit an. Es war ein ganz schönes junges Mädchen, mit ganz schönen (und ganz bloßen) Schultern, und ein junger Mann, ebenfalls schön und elegant. Sie waren, sagte man, das liebende Paar dieser Saison. Unter den Aelteren in der Versammlung war eine schöne alte Frau, von der man sagte, daß sie große Aehnlichkeit mit Mrs. Martha Washington habe und sich auf die-

selbe altmodische Art kleide, wie sie, nemlich mit hohen Absätzen und einer Frisur, die ihr sehr wohl anstand. Sie sah in dieser Tracht sowohl originell als auch gut aus, und dieses kleine Costüm, wie auch der Umstand, daß jede Person sich nach der Individualität ihrer eigenen Figur und Laune kleidet, gefällt mir so wohl, daß ich große Freude an der Versammlung hatte. Heute Abend ist großer Ball der Saison; ich bin dazu eingeladen und werde da den ganzen Putz zu Gesicht bekommen. Diese Saison soll nicht sehr brillant gewesen sein; das Wetter war kühl und regnerisch. Es regnet gegenwärtig stark.

Den 23. August.

Jetzt habe ich den Putz gesehen, nemlich den großen Ball, und es ist nicht viel davon zu sagen. Es waren nicht viele Leute da und unter ihnen nichts Ausgezeichnetes, außer bei den tanzenden Damen ein halb Dutzend geschmackvolle und schöne Toiletten. Man kann sich diese unmöglich harmonischer und eleganter denken, und zwar ohne alles Großthun und ohne alle Uebertreibung. Die Damen, welche sie trugen, waren ebenfalls schön und anmuthsvoll und hatten in ihren Costümen den Character getroffen, der für sie paßte. Am wenigsten gefiel mir die vornehmste Belle und Tänzerin des Balles, denn sie hatte so viele Ecken und Winkel in Gestalt und Façon; sie machte solche Quersprünge und der rothe Rosenkranz saß so anmuthslos auf ihrem Kopf, daß ich mich nur über sie wundern konnte. Die Herren tanzten nicht gut und die Polka war ganz ungraziös. Es that mir leid, einige kleine blasse Mädchen so ausstaffirt zu sehen, wie in frühern Zeiten große und alte Leute. Wenn man die Kinder aus der Kindheit herausreißt, so verderbt man ihnen ihre ganze Zukunft. Einer der Herren, die mir vor-

gestellt wurden, hatte sichs in den Kopf gesetzt, daß ich das Girardcollege in Philadelphia nicht richtig würdigen könnte, und hatte sich daher vorgenommen, mich hier förmlich über diese Anstalt zu belehren, die in der ganzen Welt einzig in ihrer Art sei. Ich bemerkte, daß es in der Schweiz und in Deutschland mehrere ähnliche Anstalten gebe. Ganz und gar nicht! Unter allen europäischen Gewerbeschulen gab es ihm zufolge durchaus keine, welche dieser ganz glich. Und worin die Originalität des philadelphischen Instituts bestand, das wollte mir mein Lehrmeister mit aller Gewalt einprägen. Ich fühlte mich unbeschreiblich ungelehrig und dachte an Salomos Ausspruch: „Alles hat seine Zeit.“ Hier in diesem Ballsaal schien es mir weder Ort noch Zeit zu einer solchen Lection zu sein. Glücklicher Weise wurde sie von einigen Herren unterbrochen, die verständigere und angenehmere Gesellschafter waren, und ich muß sagen, daß ich, wenn ich einmal eine Person traf, die sich jener Art von eigenliebigem Geprahle schuldig machte, das man den Americanern vorgeworfen hat, meistens unmittelbar darauf oder schon im gleichen Augenblick auf einen Mann gestoßen bin, welcher das Gegengewicht und die Kritik dieser unlieblichen Erscheinung bildete.

Ein älterer Mann von Saratoga, von kränklichem, aber angenehmem Aussehen, fragte mich mit einem zweifelnden Ausdruck, ob ich wirklich glaube, daß die Einwohner America's glücklicher seien als die von Europa.

Ich bekomme so oft und so viele eigenliebige Fragen über America zu hören, daß diese Frage für mich eine wahre Erfrischung war, und ich freute mich antworten zu können: nach meinem Dafürhalten gebe es hier mehr Hoffnung als dort und darin liege bereits ein größeres Glück.

Ungeachtet der vielen Beispiele, die ich von ame-

ricanischer Kritik über Americanismen gehabt habe, kann ich nicht läugnen, daß ich zuweilen an folgende Aeußerung eines Engländers denken muß: „Ich will nicht sagen, daß die Americaner nicht mehr große Dinge ausführen, aber sie führen sie nicht heroisch (in a heroic way) aus," und es hat mir zuweilen geschienen, als ob das, was diesem Volk am meisten fehle, um recht groß zu werden, eine großsinnige Unzufriedenheit mit sich selbst wäre. Aber haben die Engländer, haben die Franzosen eine solche? Hat irgend eine Nation sie, außer in ihren edelsten Repräsentanten? Und an solchen fehlt es hier nicht, wie ich schon oft bewiesen habe.

Abends war die Illumination der Brunnengebäude in Saratoga prachtvoll; das Souper und die Veranstaltung des Balls zeugten ebenfalls von großer Sorgsamkeit und großem Geschmack. Unsere kleine Vermonter Blume, Miß W., konnte aber leider an diesem Abend nicht bei uns sein. Mit innigem Bedauern nahm ich Abschied von ihr und ihrem Vater, wie ich auch bedaure, seine Einladung, mit ihm einer großen Synode der presbyterianischen Kirche anzuwohnen, die im nächsten Monat in Maine gehalten werden soll, nicht annehmen zu können. Er ist ein vielseitig gebildeter Mann und besonders in theologischen Gegenständen wohl zu Hause, dabei ein sehr angenehmer Gesellschafter und vollkommener Gentleman.

New-York, den 4. September.

Ach, mein liebes Kind, welche Windmühle von wechselnden Scenen, Beschäftigungen und Verhältnissen ist nicht diese letzte Zeit gewesen! Ich habe kaum zur Besinnung und Sammlung, noch weit weniger zur Feder kommen können, und auch jetzt schreibe ich auf fliegendem Fuß, wie Mercurius, wenn ich so sagen

darf, bereit jeden Augenblick von den Anforderungen des neuen Augenblicks oder von guten Freunden entführt zu werden.

Aber einen kleinen Bericht mußt Du in Hast und Kürze über meine Unternehmungen erhalten.

Von Saratoga reisten wir nach Lennox in Massachussets, wo ich verabredetermaßen mit meinen vortrefflichen Freunden Osgoods von Boston zusammentraf. Hier verabschiedete ich mich von meiner angenehmen Gesellschafterin Mrs. Silsbee und ihrem Manne, welcher die Freundlichkeit gehabt hatte, uns entgegenzukommen.

Die Gegend um Lennox ist romantisch schön; sie bietet einen anmuthigen Wechsel von waldbewachsenen Höhen und den zierlichsten kleinen Binnenseen. In dieser Gegend haben Miß C. Sedgewick und N. Hawthorne ihre ländlichen Wohnungen. Ich war zu beiden eingeladen und wollte beide gerne sehen. Bei der vortrefflichen, liebenswürdigen Miß Sedgewick und ihrer Familie verbrachte ich einen Tag, und erfreute mich an ihrer Gesellschaft, sowie an dem Umgang mit mehreren andern angenehmen Frauenzimmern. Herren waren nicht zu sehen, und sie sollen im Allgemeinen in den Gesellschaftskreisen dieser Gegend selten sein. Aber sie werden hier im Umgangsleben weniger vermißt als gewöhnlich, denn die Frauenzimmer in diesem Kreis besitzen eine ungewöhnliche intellectuelle Bildung, einige sind mit Genie und Talenten begabt. Fanny Kemble hat hier ihre Wohnung, wenn sie sich in America aufhält, aber sie ist jetzt in England. Die Natur ist schön, die Frauenzimmer erfreuen sich an ihr und an einander, und die meisten genießen das Leben in vollen Zügen.

Im Allgemeinen fällt mir die Menge von Frauenzimmern und der Mangel an Herrn in den kleinen Städten der östlichen Staaten auf. Die Herren ziehen

nach den großen Städten oder nach dem großen Westen, um Handel zu treiben, Eisenbahnen zu bauen, Geld zu verdienen. In den östlichen Staaten finden sich viele einsame Frauenzimmer, denen es weder an Liebreiz, noch an Seelengaben fehlt, und die dennoch unverheirathet altern. Mehrere von ihnen habe ich den Wunsch nach einer freieren Thätigkeit, nach Gelegenheiten zu einem lebhafteren und allgemeiner nützlichen Leben aussprechen gehört. Alte Klagen über die Windstille und Schwere des Lebens, wie ich sie in Europa gehört habe, kehren hier wieder. Sie sollten hier in der jungen Welt nicht zum Vorschein kommen.

Mit Miß Sedgewick verbrachte ich einen unendlich angenehmen Tag und mit Hawthorne einen Abend unter allerlei Versuchen in ein Gespräch zu kommen. Aber war es nun seine oder meine Schuld, es wollte nicht gehen; ich mußte immer allein sprechen und es wurde mir zuletzt ganz unheimlich und wunderlich zu Muthe. Hawthorne war doch offenbar freundlich und wollte mir wohl, aber aus dem Gespräch wurde Nichts. Gleichwohl machte es mir Vergnügen, diesen schönen, bedeutenden, aber nicht vollkommen harmonischen Kopf zu sehen. Die Stirne ist groß und klar wie das Himmelsgewölbe, und schön kräuselt sich um sie her ein Wald von leichten, dunkelbraunen Locken; die schönen tiefen Augen blicken unter den feingewölbten Brauen hervor, wie die düstern, aber klaren Seen der Gegend aus dem dunkeln Schooße der Berge und Wälder. Die Nase ist fein und regelmäßig; das Lächeln des Mundes gleicht dem Lächeln der Sonne über den Sommerhain hinab; es kann auch einen bittern Zug haben. Der ganze obere Theil des Gesichtes ist classisch schön; der untere entspricht dagegen nicht recht und es fehlt ihm an einem bestimmten Character.

Unmittelbar vor Hawthorne's Haus liegt einer der

kleinen, klaren Binnenseeen in düsterem Waldrahmen, welche diese Gegend characterisiren, und Hawthorne schien an der Aussicht über ihn und das wilde Waldland Freude zu finden. Seine liebenswürdige Frau ist unaussprechlich glücklich darüber, daß sie ihn hier glücklich sieht. Sein Lächeln, ein Wort von ihm sagt ihr mehr als lange Reden von andern. Sie liest in seiner Seele und — „er ist der beste Gatte.“ Rose Hawthorne, ihr jüngstes Kind, lag noch an der Mutter Brust. Hawthornes Wohnung ist eine glückliche, stille, kleine Stätte, die ein schönes Familienleben umschließt. In dem ländlichen Wirthshause, wo ich mit Osgoods wohnte, hielten sich mehrere junge Mädchen als Gäste auf, um die Landluft und das Landleben zu genießen. Es war auch eine schöne, noch jugendliche Mutter mit fünf schönen Töchtern da. Ich fragte eines Morgens jede von ihnen nach dem Lebenszweck, den sie sich wünsche. Jede nannte mir als Antwort ziemlich gleichgiltige Beschäftigungen und Lebensverhältnisse. Ich warf ihnen vor, daß sie nicht aufrichtig seien, und fragte, ob sie mir auf ihr Gewissen nicht so antworten wollen, wie ein liebenswürdiges junges Mädchen, an das ich einmal die gleiche Frage gestellt habe: „Ich wünsche mir zu heirathen und alle meine Freunde glücklich um mich zu sehen.“ Die Mädchen lachten und einige von ihnen antworteten: „Wenn der Rechte kommt.“ Und diese Antwort characterisirt die Lebensstellung und Gemüthsart der jungen Americanerin. Das junge Mädchen, das sich in günstigen Verhältnissen befindet, sein Leben und seine Freiheit genießen kann, in Nichts gezwungen oder gebunden ist, fühlt kein großes Verlangen, seine Lebensstellung zu verändern. Doch sagt sie nicht nein, wenn der Rechte kommt. Und für manches junge Mädchen kommt er viel zu früh, so scheint es mir wenigstens bei vielen, die sich verheirathen, wenn sie kaum erst

die Kinderschuhe vertreten haben. Ich habe von einer gehört, die sich mit 14 Jahren verheirathete und dann von ihrem Mann in die Schule geschickt wurde.

Mit meinen Freunden Osgoods besuchte ich eines Sonntags den Schäkerstaat in Neu-Libanon, das bloß einige Meilen von Lennox liegt. Wir waren da wieder in großer Versammlung, sahen genau dieselben Tanzfiguren und hörten dieselbe Art von Reden und Gesängen, die ich im vorigen Jahr da gehört hatte. Dieselben freundlichen Schäkerschwestern stellten den Zuschauern Bänke hin, derselbe Elder Evans stand da und hielt dieselbe Art von Strafpredigt an die Versammlung. Alles hatte stillgestanden, Alles stand auf demselben Punkt oder bewegte sich in demselben Zug.

Während meines Aufenthalts in dieser Gegend war es ganz kalt; auf den Kartoffelfeldern war das Kraut erfroren. Der Wind war rauh und frostig. Niemals habe ich ihn in Schweden im Monat August so kalt empfunden.

Von Lennox reiste ich mit Osgoods nach New-York durch das schöne Housatoniathal, dessen unendlich pittoreske und zuweilen grandios düstere Scenerie das Eisenbahngerassel, der Staub und Rauch mir zwar zu sehen, aber nicht zu genießen gestattete, so betäubend wirkt das auf die Sinne. Bei New-York begaben wir uns in einen andern Bahnzug, der lang wie eine Straße war, und wo wir durch ganze Reihen von Leuten aus einem Wagen in den andern wanderten, um Plätze zu suchen. Diese bewegliche Straße war ein Zug von gewiß tausend Personen. Mit ihm kamen wir nach New-York, und es that mir nicht leid, daß ich damit den americanischen Eisenbahnen Lebewohl gesagt hatte. Vortrefflich in mehreren Beziehungen, namentlich durch die Bequemlichkeit, die sie Allen bieten, und durch ihre billigen, für Jedermann gleichen Preise, sind sie gleichwohl in hohem Grad ermüdend.

Nach den paar ersten Stunden ist es mit allem Vergnügen der Reise vorbei und man versinkt in einen leidenden, so zu sagen duseligen Zustand; man fühlt sich nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Nachtsack, und ich kann mir im Ganzen eine weniger nützliche und vergnügliche Art zu reisen gar nicht denken. Man kann da nicht einmal eine Nase voll frischer und reiner Luft bekommen. Könnte die Menge von Rauch und Staub vermindert werden, so wäre dieß eine große Wohlthat für die Passagiere. Die europäischen Eisenbahnen, mit denen ich gereist bin, sind in dieser Beziehung den americanischen weit überlegen.

In New-York mußte ich mich von Osgoods trennen. Ach es wurde mir schwer, von diesen Freunden zu scheiden mit dem Gedanken, daß ich sie wahrscheinlich nie wieder sehen werde — von meinem guten Doctor und meiner liebenswürdigen Marianne, seiner Frau! Noch im letzten Augenblick überhäuften sie mich mit Liebesbeweisen — ich kann es nicht anders nennen. Zu oberst unter ihnen zähle ich die medicinische Verordnung, die mein guter Doctor auf meine Beschreibung Deines Zustandes oder Deiner Zustände hier für Dich abgefaßt, wie er mich denn auch reichlich mit homöopathischen Medicamenten sowohl für Dich als für mich versehen hat. So er; und sie — ach Agathe! es gibt kleine liebevolle mütterliche oder schwesterliche Vorsorgen, die für einen Reisenden in fremden Landen unschätzbar sind, und die mich mehr rühren als große Geschenke, und solche Dienste habe ich ihr wie noch mehreren mütterlichen Frauen sowohl in America als auf Cuba zu danken. Wenn ich bedenke, wie ihre Hände für mich gearbeitet, wie sie sich bis in die kleinsten Details meiner angenommen haben, dann empfinde ich das Bedürfniß, diese Hände an mein Herz und an meine Lippen zu drücken.

Ihr freundliches schönes Gesicht, ihre ernsten Augen

mit ihrem so gefühlvollen Blick werde ich stets in der Erinnerung und dereinst ganz gewiß auch in der Auferstehung wieder sehen. Es kann nicht anders sein. Der Ausdruck solcher Geister kann nicht sterben. Man hat einen natürlichen Leib; man hat auch einen geistigen Leib, sagt Paulus.

Unter Freunden, die mir in New-York begegneten, war Professor de Vere von Charlotteville, aber nicht mehr in Freude. Sein schönes Haus war jetzt eine Wohnung der Trauer. Seine junge Frau, meine liebenswürdige Wirthin, war gestorben, indem sie ihrem letzten Kinde das Leben gab. Es that mir herzlich leid um ihn und um das mutterlose Kind.

In New-York verbrachte ich meine Tage damit, daß ich nähere Bekanntschaft mit demjenigen Theil des Lebens der großen Stadt schloß, der zur nächtlichen Partie, zu dem düstern Reich der Schatten und Hels gehört, sowie es auf der Erde noch zu finden ist. Aber ich durchwanderte es in Begleitung von einem Engel des Lichtes. Ich kann die Quäckerin, die mich führte, nicht anders nennen, denn ihr Gesicht war hell und schön, wie die reinste Güte, und über den milden, blauen Augen wölbten sich Brauen, licht, wie die von Gott Balder gewesen sein mögen. Sie waren bloß von einem hellen goldenen Rand bezeichnet. Mrs. Gibbons ist eine Tochter des berühmten alten Quäckers Isaak Hopper. Vom Vater hat die Tochter den werkthätigen menschenfreundlichen Sinn und den festen Character geerbt, der auf dem Wege, welchen sie zu wandern beschlossen, vor nichts zurückweicht. Ein großer Theil ihrer Zeit wird durch die Pflege der Unglücklichen, der Verbrecher und der Gefangenen in Anspruch genommen, und ihre Thätigkeit darin ist so allgemein bekannt und geschätzt, daß alle Gefängnisse, alle öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten ihr offen stehen, und daß man sich an ihrer Seite selbst in den verdorbensten Winkeln New-Yorks

sicher fühlen kann. Ihr freundliches, mildes Gesicht ist auch in den düstersten Gegenden als das Gesicht eines Boten des Lichtes bekannt.

Mit ihr durchwanderte ich eines Tags die Gegend, welche the five points genannt wird, denn ich wollte dieses Nest sehen, wo der wildeste und versunkenste Theil von New-Yorks Bevölkerung sich zusammen gedrängt hat, vermuthlich in Folge der Anziehungskraft, welche gleich auf gleich ausübt. Noch vor kurzer Zeit waren fremde Besucher da ihres Lebens nicht sicher. Aber die Methodisten in New-York faßten den göttlich kühnen Gedanken, mitten in diesem Mittelpunct des Lasters und Elends Gott eine Kirche zu erbauen. Sie mietheten da ein Haus, schickten einen Priester hin, der es bewohnte, stifteten eine Schule, Arbeitssäle u. s. w., wodurch der zweite Herr veranlaßt werden sollte das Feld zu räumen. Der Kampf zwischen dem guten und bösen Herrn hatte neuerdings in den five points begonnen, und bereits ließen mehrere Zeichen auf den künftigen Sieg des guten schließen.

Die five points sind einer der ältesten Theile der Stadt und haben ihren Namen von den fünf Straßen, die hier zu einem großen Markt auslaufen. Diese Straßen und besonders dieser Markt sind der Aufenthalt von allem äußersten Elend, was die große Stadt in sich schließt. Weiter als bis zu den fünf Puncten können gefallene Menschen nicht herabsinken. Hier sind öffentliche Prostitutionshäuser, wo elende Weiber sogenannte Lustknaben und Lustdirnen halten. Händel und Schlägereien, Plünderung und auch Mord gehören zur Tages- und zur Nachtordnung. Hier ist gerade auf dem Markt ein großes, gelbes, verfallenes altes Haus, das alte Bräuhaus genannt, weil früher eine Brauerei da gewesen war. Dieses Haus ist die eigentliche Mutterheimath des Elends. Und der alte Brauer alles Elends in der Welt, der Satan, ist noch heute da mächtig.

Wir, Mrs. Gibbons und ich gingen allein durch dieses Haus, wo wir manche verborgene Höhle besuchten und mit ihren Bewohnern sprachen. Wir hielten es für besser und sicherer allein hinzugehen, als einen Herrn mitzunehmen. Wir stießen auch nirgends auf Unhöflichkeit oder auch nur Unfreundlichkeit. Wir sahen junge Knaben mit alten Schelmen am Spieltisch sitzen, unglückliche Weibspersonen, die sich mit garstigen Krankheiten hinschleppten, bleiche Kinder, leichtsinnige Mädchen, boshafte Weiber, die mit aller Welt haderten, und auch einige Familien, deren Elend mir mehr in Armuth als in moralischer Versunkenheit zu liegen schien. Von dem frechen trotzigen Laster bis zu demjenigen, das erliegend unter den Folgen des Lasters sich dem Tod entgegenschleppt, ohne ein Ohr für seinen Jammer zu finden, ohne Theilnahme und ohne Hoffnung, waren hier alle Grade von moralischer Verfaultheit zu sehen und gährten und kochten in der alten Brauerei; Unsauberkeit, Lumpen, verpestete Luft — Alles war da, wie es in dieser alten Brauerei sein mußte, wo ich übrigens nichts Schlimmeres sah, als was ich bereits in Paris, in London und auch in Stockholm gesehen hatte. Ach in allen großen Städten, wo Menschenmassen sich anhäufen, findet sich diese alte Brauerei für Laster und Elend, und der alte Brauer destillirt da sein Gift. Der Abschaum der Gesellschaft fällt dahin, wird da noch weiter verderbt und verderbt von da aus die Luft der Gesellschaft, bis endlich das frische Leben derselben Macht bekommt über den alten Sauerteig, die neue Kirche über die alte Brauerei. Man macht gegenwärtig große Anstrengungen in dieser Richtung. Die Kirche Christi erstreckt sich nicht bloß auf die Seelen, sondern beginnt den ganzen Menschen zu umfassen, sie entwickelt sich in Lehrsälen, in Gesundheitspflege, in mancherlei Anstalten, welche Christi heilendes Liebeswerk auf Erden

fortsetzen und das Wort des Herrn an den Aussätzigen: „Ich will; sei rein!" wiederholen.

Von der alten Brauerei und ihren scheußlichen Gestalten gingen wir ins Missionshaus schief gegenüber vom Markt und hatten da eine lange Besprechung mit dem Missionär N., einem Mann von dunkeln, muthigen Augen und demjenigen Glauben an Gott, der Berge versetzen kann, aber auch mit einer Dosis von dem Glauben an sich selbst, der zur Selbsttäuschung führen kann und zu der Einbildung, daß man mehr wirke, als wirklich der Fall ist. Gewiß ist, daß plötzliche Bekehrungen von Sündern, die lange an gewisse Schooßsünden gewöhnt waren, selten sind und nicht sogleich Glauben verdienen. Die Heuchelei ist auch ein Kniff der alten Schlange.

Mitten auf dem Markt der five points ist, wie auf vielen Märkten in New-York, ein kleines grünes Gehege von Bäumen und Gebüschen. Aber es sah dürr und verwelkt aus. Keine pflegende Hand wässerte die Bäume, die zu grünen versuchten. An dem Holzwerk rings umher hingen Lumpen.

Es ist mir oft aufgefallen, wie der Zufall oder ein geheimer Verstand, der sich ohne Wissen des Menschen in den menschlichen Dingen regt, symbolische und gleichsam prophetische Namen für Sachen, Orte oder Personen erfindet, welche später das erfüllen, wozu ihr Name sie berufen zu haben scheint. Dieß fand ich auch hier wieder im Verhältniß zu den fünf Puncten, dem alten Brauhaus und dem Gefängniß, das sich nahe an diese Gegenden anschließt, dem großen Gefängniß der Stadt New-York, die Gräber (the tombs) genannt, von der massiven, monumentalen Bauart der Häuser und der Mauern. Dieses Gebäude ist im ägyptischen Styl, von Granit, schwerfällig, aber prächtig gebaut. Eine massive hohe Granitmauer umgibt wie eine Festungsmauer den Hof, innerhalb dessen die

Gefängnisse gleich großen regelmäßig behauenen Grausteinblöcken liegen. Wenn man zu den stattlichen Thoren dieser Mauer hineinkommt, glaubt man in einem gigantischen Grabmal zu stehen. Und so ist es auch. Der Abschaum und die Verbrecher der großen Stadt werden hieher gebracht. Ein Theil wird hier verurtheilt und hingerichtet; ein anderer Theil wird von hier nach der Blackwells-Insel gebracht, wo die eigentlichen Strafanstalten der Stadt New-York liegen. Unter Denen, die frei von hier ausgehen, gibt es nur Wenige, die nicht zurückkommen, um eine noch härtere Strafe oder den Tod zu erleiden. Die alte Brauerei bringt unaufhörlich Futter für die Gräber hervor.

Vor der Gefängnißthüre auf dem innern Burghof saß in einem bequemen Lehnstuhl als Wächter der Ordnungsmann, ein feiner Herr, mit Juwelenringen an den Händen und einer Juwelennadel auf der Brust. Ob diese Dinge ächt waren, weiß ich nicht, doch schloß ich es nach dem Glanze, aber daß der Mann nicht den ächten Menschenwerth hatte, das war nicht schwer zu sehen, und offenbar war dieß nicht der rechte Platz für ihn. Er war sehr hochnäsig und suffisant. Er lüpfte nicht einmal seinen Hut vor der edeln, schönen Frau, die ihn anredete, noch weniger erhob er sich selbst. Sie zeigte ihre Eintrittskarte und auf diese hin durften wir hineingehen — zuerst in ein Zimmer, wo ein Theil des Gefängnißbeamtenpersonals versammelt war. Der sichtbare Chef desselben, ein dicker Herr mit blondem Gesicht, saß mit dem Hut auf dem Kopf und den einen Fuß hoch an die Wand gestemmt, da; über seinem Bein hing ein Zeitungsblatt; ein anderes hielt er in der Hand und war mit seiner Lesung beschäftigt. Auf Mrs. G. milde und höfliche Anrede drehte er den Kopf ein wenig, sah uns schief an, lüpfte den Hut nicht, nahm auch seinen an die Mauer gestemmten Fuß nicht herunter, sondern stellte mit groß-

mäuliger Miene, wie er etwa mit Arrestanten hätte sprechen können, einige Fragen und ließ uns eine Weile warten; dann erst durften wir ins Gefängniß hineingehen, und vermuthlich hätte er uns den Eintritt am Liebsten ganz verweigert, wenn er es gewagt hätte. Mrs. G. und ich konnten nicht umhin, gegen einander zu bemerken, daß mehrere dieser Gefängnißaufseher so aussahen, als ob sie selbst unter den Gefangenen sein sollten, ja sogar noch schlimmer aussahen, als viele von ihnen.

Im großen Männergefängniß, das in einem elliptischen Rondell erbaut ist, mit einer Gallerie, die an den Zellen entlang geht, konnte ich mich bloß über die Unordnung verwundern, die da vorherrschte. Gefangene spazirten herum, schwatzten, rauchten Cigarren; Verkäufer von Cigarren und anderem Kram gingen frei unter ihnen umher. In mehreren Zellen wohnten zwei Gefangene zusammen. Hier waren mehrere Ausländer, unter ihnen einige zum Tod Verurtheilte. Ich fragte einen von ihnen, der bis auf einen gewissen Grad ein belesener und gebildeter Mann war, nach seinem Befinden im Gefängniß. Er antwortete mit bitterer Ironie: „Nun ja, es ist so gut als es bei einem Menschen sein kann, der alle Stunden des Tags sein Todesurtheil vor Augen hat.“ Dabei zeigte er mir einen an die Wand geklebten Papierstreif, auf welchem schlecht geschrieben Tag und Stunde, wo er gehenkt werden sollte, zu lesen war. Die Gefangenen waren weit höflicher und artiger gegen uns, als die Herren Aufseher es gewesen. Einige schienen sich über unsern Besuch zu freuen, dankten uns und sprachen herzliche Worte. Während wir da waren, wurde ein betrunkener alter Mann in die untere Abtheilung des Gefängnisses gebracht. Die Art, wie man ihn hereinbrachte und in eine Zelle stieß, verrieth einen hohen Grad von Rohheit. Ich war hier in einer unaufhörlichen Verwun-

derung darüber, daß ein Gefängniß in den Vereinigten Staaten, deren Gefängnisse man in Europa so hoch preisen hört, solche Zustände und Scenen darbieten sollte. Aber die Stadt New-York und die Gefängnisse New-Yorks sind keine Musterplätze, nach welchen man americanische Städte und Gefängnisse beurtheilen darf. Das Gefängniß von Philadelphia war von diesem sehr verschieden.

In der weiblichen Abtheilung der Gräber war der Zustand auch ganz anders. Hier war ein Weib Aufseherin, und sie gehörte zu den warmen, kräftigen Naturen, die überall um sich her eine neue Natur von Ordnung und frischen Einflüssen schaffen. Ihre Gestalt, die auf viel Herzlichkeit und große Körperkraft deutete, schien gleichsam bestimmt, die Kinder des Gefängnisses zu tragen, sie emporzuheben, ohne von ihnen niedergedrückt zu werden. Sie war heiter und offen, gutmüthig und dennoch so bestimmt gegen die Gefangenen, daß keine es wagte, sich ihr zu widersetzen. Viele schienen sie als eine Mutter zu betrachten und sie selbst schien Viele eher als arme Kranke, denn als Verbrecherinnen anzusehen; dieß war besonders bei denjenigen der Fall, die wegen Völlerei da waren. „O Miß Foster, Miß Foster!“ jammerte eine bloß halb bewußte Weibsperson, die in der Zelle aus ihrem Rausch erwachte; „ich bin jetzt wieder da!“ — „Ja, das bist Du, armes Kind!“ sagte Miß Foster und ging mitleidig hin, um ihren Kopf aus der äußerst unbequemen Stellung aufzurichten, welche er während des Rausches und Schlafes angenommen hatte. Ueberall wo sie in die Zellen trat, sprachen die Gefangenen zu ihr als zu einer Beschützerin und Freundin. Ein Weib, das mehrere Male wegen Trunkenheit verhaftet und hieher gebracht worden war, im Gefängniß aber sich immer exemplarisch benommen hatte, hatte eine solche Anhänglichkeit an Miß Foster gefaßt, daß sie

um Erlaubniß bat, im Gefängniß bleiben zu dürfen, wo sie Miß Foster an die Hand gehen wolle. Dieß war ihr auch bewilligt worden; sie war jetzt im Gefängniß für Miß Foster eine gute Hülfe. Hier war auch eine Stube, welche die Fünftagstube, oder auch die Stube der Unverbesserlichen genannt wurde, und wohin bekannte Trunkenboldinnen gebracht werden, wenn man sie immer von Neuem wieder berauscht aufgreift. Nach fünftägigem Arrest werden sie wieder hinausgelassen.

Aus den Gefängnißstuben gehen wir auf den Hof hinaus, wo die Fünftagsgefangenen den Tag über sitzen, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben. Hier waren vierzig bis fünfzig Weibspersonen beisammen, mehrere von ihnen noch ganz jung und einige mit schönen Gesichtern. Unter ihnen befanden sich auch Landstreicherinnen oder solche, die wegen nächtlichen Lärms und Schlägereien auf den Straßen verhaftet worden waren. Eine von ihnen, ein ganz junges und sehr schönes Mädchen, weinte sehr. Mrs. G. redete sie freundlich an und fragte sie, ob sie nicht ins Haus (sie meinte damit das Besserungshaus für gefallene Weiber in New-York) gehen wolle, wo sie gute Pflege und Unterricht erhalten werde und von da aus einen Dienst in einem anständigen Haus erhalten könne. Sie ging dankbar auf den Vorschlag ein und die Sache wurde abgemacht. Sobald ihre fünftägige Arrestzeit abgelaufen war, sollte sie ins Haus kommen.

So wird hier unter den Gräbern das verlorene Schaf aufgesucht und von seinen wahren Dienerinnen wieder unter die Obhut des guten Hirten gebracht.

Dieselbe Frage stellte Mrs. G. an ein anderes junges Mädchen, eine schöne, aber wilde Irländerin. Sie antwortete höhnisch: nein, sie wolle nicht an einen solchen Ort kommen. „Warum nicht?" sagte Mrs. G. mit gutmüthigem Lächeln; „ist das nicht ein guter

Ort?" — „Ach ja, Maam, ein sehr guter Ort, sehr gut, aber — ich will doch nicht dahin." Das wilde Gemüth bedurfte offenbar noch einer langen Prüfung, ob es sich dazu entschließen solle.

Auch ein paar junge Negerinnen saßen da. Ich fragte eine von ihnen, ob sie Christin sei. „Nein, Maam," antwortete sie. — „Hast Du nicht von Christo gehört?" — „Doch, Maam." — „Liebst Du ihn nicht?" — „O ja, ihn liebe ich schon, aber — ich habe manche Dinge gesehen, ich kann keine Christin werden." — „Warum nicht, wenn Du Christum lieb hast?" — „Ich habe bei mehreren Christen gedient, ich habe manche Dinge gesehen . . . . ich kann nicht Christin werden." Einen andern Bescheid wollte sie nicht geben.

Während unserer Unterredung mit diesen Weibern konnte ich nicht umhin zu bemerken, daß sie aufmerksam und von jedem vernünftigen Wort, das man auf eine herzliche Art zu ihnen sagte, gleichsam betroffen wurden. Die Widersetzlichkeit und Keckheit im Ausdruck ihrer Gesichter legte sich dabei immer und es zeigte sich dafür ein besserer nachdenklicher Ausdruck. Diese Seelen waren offenbar nicht verhärtet und konnten sich vor Lichtstrahlen, die immer und immer wieder kamen, noch öffnen.

Im großen Hof, der das Gefängnißgebäude umgab, war eine Menge von Gefangenen außen. Unter ihnen befand sich ein Junge von zehn Jahren. „Was hat der gethan?" — „Nichts," war die Antwort, „aber er war bei Nacht auf den Straßen, bald da, bald dort liegend aufgefunden worden; er konnte keinen Heimathsort angeben, und da man nicht wußte, was man aus ihm machen sollte, so hat man ihn hieher gebracht, wo er sich jetzt schon längere Zeit aufgehalten hat." Während wir mit dem kleinen Jungen sprachen, sammelten sich mehrere der Gefangenen um uns

und sprachen sich mit freundlichem Lob über ihn aus. Ich sah die Thränen der mütterlichen Frau fließen über den mutterlosen verwahrlosten Knaben, und ich hörte ihr leise gegebenes Versprechen, sich seiner anzunehmen, zu kommen und ihn abzuholen.

Während wir dastanden, entstand eine Bewegung im Hof. Man hörte Thüren sich öffnen und die Worte „Die schwarze Marie! Die schwarze Marie!“ wurden in der Versammlung geflüstert. Und herein kam durch die Thore des Gefängnißhofes eine große, lange, roth angestrichene, hölzerne Kiste, gezogen von zwei Pferden. Dieß war der Wagen, der täglich an verschiedenen Stationen in der Stadt die Personen abholte, welche die Polizei außen in der Nacht über Unfug oder in berauschtem Zustand angetroffen hat, und die dann vorläufig auf den Stationen aufgehoben wurden. Sie werden ins Gefängniß gebracht, um verhört und abgeurtheilt zu werden. Der rothe Wagen hat seinen Namen „schwarze Marie“ nach einer Schwarzen, welche die Erste war, die darin nach den Gräbern fuhr. Der rothe Omnibus blieb vor einem Gefängnißthore stehen; eine Thüre öffnete sich, wie an andern Omnibus, und heraus kamen Knaben, Weiber und Männer, die zum Theil dem Personal der alten Brauerei glichen. Sie verschwanden im Gefängniß und der Wagen wurde gleich darauf mit einem neuen Personal gefüllt, das aus den Gräbern nach dem Zuchthause auf der Blackwellsinsel gebracht werden sollte. Man zeigte uns im Hofe den Platz, wo die zum Tod Verurtheilten gehenkt werden.

Ehe ich die tombs verlasse, muß ich einen Abschiedsblick auf Miß Foster werfen, diese lebenswarme, lichte Gestalt unter den Gräbern; denn ihr ganzes Wesen, die Herzlichkeit, die Geduld und Gutmüthigkeit, die frische Kraft und Beharrlichkeit, welche dieses Weib seit mehreren Jahren in ihrem Leben unter der Be-

völkerung der Gräber entwickelt, ist eine herzstärkende Erscheinung.

Auf dem Hof im Weibergefängniß hatte sie ein kleines Gartenbeet angelegt und es mit Blumen bepflanzt. Geranien und Reseden dufteten hier, und Rosen standen in der schönsten Blüthe. Gefangene, die sich gut aufführten oder in großer Betrübniß waren, erhielten von diesen Blumen. Ich empfing aus ihrer Hand eine Rosenknospe, die ich zur Erinnerung an sie und an die Hoffnung der Gräber behalte. Denn in diesen Gräbern habe ich ja das Werk der Auferstehung gesehen.

Aber einen trüben Eindruck habe ich doch von ihnen bekommen. Und ich habe gehört, daß in dem großen Gefängniß, in Singsing, in der letzten Zeit betrübende Scenen und Mißbräuche der Gefängnißverwaltung gegen die Gefangenen vorgefallen seien. Die selbstconstituirte Gesellschaft zum Besuche der Gefängnisse, deren Mitglied der Quäker Isaak Hopper ist, hat neuerdings mehrere solche aufgedeckt. Diese Gesellschaft übt eine nützliche Controle über die Gefängnißpflege und Verwaltung. Aber sie führt ihr Werk nicht ohne Kampf und vielfachen Widerstand aus.

Den folgenden Tag brachte ich damit zu, daß ich in Mrs. Gibbons Gesellschaft die Anstalten für arme oder elternlose Kinder auf der Rondellsinsel, einem gesunden und trefflichen Local dazu, besuchte. Hier waren große Kinderhäuser und große Krankenhäuser für Kinder. Auch war Alles vollkommen ordentlich, sauber und in gutem Stand, so weit es die äußere Pflege betraf. Aber nicht so verhielt es sich mit der inneren. Unter den 12—1300 hier versammelten Kindern fehlte es an Müttern oder mütterlichen Frauen. Die Kinder waren wohl gehalten, aber wie Maschinen in einer Fabrik. Sie machten mir einen betrübenden Eindruck, obschon ihre Lebensgeister nicht eigentlich

erstickt wurden, und sie mitunter ausgelassen genug sein konnten. Die Vorsteherin, die ich von blank gescheuerten Kupferkesseln umgeben dasitzen sah, machte den Eindruck eines Kupfergeschirrs auf mich, so hart und finster sah sie aus; sie hatte nicht die geringste Aehnlichkeit mit Miß Foster. Und eine Miß Foster, und mehrere von ihrer Art wären so nöthig als mütterliche Pflegerinnen unter diesen Kindern. Hier befand sich zwar auch ein warmherziges, heiteres und wohlwollendes Weib; aber Jahre und zunehmende Kränklichkeit hatten sie außer Thätigkeit gesetzt. Die Kupfermadame war auch alt und ausgetrocknet genug, um ihren Abschied zu nehmen, aber sie wurde, sagte man, „aus Rücksicht" von der Direction beibehalten.

Einen noch betrübteren Eindruck machte das Kinderkrankenhaus auf mich, das übrigens wohl eingerichtet und in Bezug auf Reinlichkeit und Bequemlichkeit gut bestellt war. Eine Menge Kinder, die wegen Augenkrankheiten da waren, saßen in unbeweglichen Kreisen auf dem Boden, ohne daß sie etwas zu thun oder zu spielen hatten. Sie saßen still und leblos da. „Haben sie keine Spielsachen?" fragte ich. — „Sie haben solche von den Ladies bekommen, aber sie zerbrechen sie bloß." — „Aber läßt man sie denn nicht mit irgend Etwas sich beschäftigen?" — „Sie dürfen wegen ihrer Augen Nichts thun."

Wer weiß, wie leicht sich ein Kind aus Steinchen, Hölzchen, Tannenzapfen und dergleichen eine ganze kleine Welt von lebendigen Gegenständen schaffen und darin sein Glück finden kann, der muß sich wundern, wenn er diese Kleinen aller Mittel zu Vergnügen und Zeitvertreib gänzlich beraubt sieht, bloß weil sie ihre Spielsachen zerbrechen. Und wenn sie es auch thäten, was macht denn das im Vergleich mit dem seelentödtenden Leben, das sie jetzt führen müssen und das sie blödsinnig machen muß, wenn es noch lange anhält?

In der Diaconissinnen-Anstalt in Kaiserswerth waren auch Kinder mit schweren Augenkrankheiten, aber wie fröhlich und lebhaft waren sie nicht; jedes konnte sich mit Spielen oder Kleinigkeiten beschäftigen, die den Augen Nichts thaten; alle konnten fröhliche, schöne Lieder singen, und barmherzige Schwestern widmeten ihnen mütterliche Pflege.

Diese Anstalten auf der Rondellsinsel entsprachen ebenso wenig als das New-Yorker Gefängniß demjenigen, was man von dem christlichen Sinn und der christlichen Kraft der neuen Welt zu erwarten berechtigt ist. Verwahrlosung der Gefangenen muß den Männern zur Last gelegt werden, Verwahrlosung der Kinder den Frauen.

Die Strafanstalten auf der Blackwellsinsel werden als gut gehalten und zweckmäßig gerühmt, und ich hatte einen Besuch daselbst beabsichtigt, aber Marcus Spring hatte mich und Hrn. W. Channing zu einer Versammlung im nordamericanischen Phalanstère eingeladen, und diese wollte ich unter keinen Umständen versäumen. Am 29. reiste ich in Gesellschaft Channings dahin ab.

Es war ein unendlich schöner Tag. Die mildesten Winde umwehten uns von New-York an bis an die Küste von New-Jersey. Hier traf uns der Wagen des Phalanstère und hier schlossen sich noch einige Personen an uns an, die von andern Orten her gleichfalls einen Besuch daselbst vorhatten. Andere Scenen und Bilder als diejenigen, die ich in der letzten Zeit in New-York gesehen, traten uns hier entgegen.

Als wir an den kleinen dunkeln Waldpaß kamen, der gleichsam die Pforte zum Gebiet der „harmonischen Gesellschaft" bildet, wurden wir von Marcus Spring überrascht, der in seinem mit Dolly bespannten Buggy einhergefahren kam; Buggy, Dolly und Marcus selbst mit blühendem, wildem Immergrün bekränzt. Ich mußte

aus dem Wagen steigen und mich neben Marcus setzen, und so fuhren wir, wie in einer duftigen Laube sitzend, langsam dem Phalanstère zu. Im Park begegneten uns die Kinder und die Jugend, wie auch einige von den Alten, sämmtlich mit grünen Kränzen und Blumen. Es war der schönste, heiterste Zug. Unterwegs sahen wir Gruppen von Feldarbeitern im Schatten der Bäume stehen und eine ungeheure Wassermelone verzehren. Es war just Mittagsstunde.

Marcus Spring hatte sich im vorigen Jahr ein schönes Häuschen beim Phalanstère gebaut, um da mit seiner Familie die gute Luft und das Seebad im Sommer zu genießen. Die Familie lebte da für sich, aß aber am Tisch des Phalanstère. Ich hatte, wie früher in Rosenhütte, mein Zimmer im Hause meiner Freunde. Mit ihnen ging ich von da zum Mittagsmahl des Phalanstère.

In einem sehr großen, länglichten Saal mit Fenstern auf beiden Seiten, waren viele länglichte Tische, zwölf bis vierzehn an der Zahl, gedeckt. Durch die hohen Fenster strömte die frischeste Luft herein. Im Fond des Saales hing ein großes Gemälde, eine wohlgelungene, etwas phantastische Schilderung der Phalanstère-Gesellschaft auf Erden in ihrem vollendeten Zustande. Darüber las man in großen Buchstaben, die aus ewig grünem Laub gebildet waren, die Inschrift: Die große Freude (the great joy) Die Tische, an deren jedem zehn bis zwölf Gäste bequem Platz hatten, glänzten von weißem Tafelzeug und Porcellan. Die Aufwärtertruppe bestand aus schönen jungen Knaben und Mädchen, sämmtlich mit künstlich geflochtenen Kränzen von grünem Laub um ihre Köpfe. Zu ihnen gesellte sich jetzt auch der gute Marcus. Eine schönere Gruppe, eine fröhlichere Mahlzeitscene läßt sich nicht denken. Die Gerichte waren einfach, aber ausgezeichnet gut und aufs Beste zubereitet. Man hatte weder Wein,

noch Toaste, noch Gesänge; aber ein heiteres leises Gemurmel von freundlich sprechenden Stimmen wurde unaufhörlich während der ganzen Mahlzeit gehört und vermischte sich mit den frischen Hauchen der Luft, mit dem Anblick all' der fröhlichen und frischen Gesichter der schönen Jugend, die gleich wohlthätigen dienstthuenden Geistern die Tische umschwebten; Alles vereinigte sich, diese Mahlzeit festlicher zu machen, als irgend eine andere mit berauschendem Champagner und Musik.

Im Phalanstère waren seit meinem letzten Besuch vor beinahe zwei Jahren große Verbesserungen vorgenommen worden. Ein neues Haus war noch gebaut worden, und außer dem großen Saal war noch ein anderer Versammlungssaal, die „kleine Freude" genannt, dazu gekommen. Die Küche war mit einer Dampfmaschinerie versehen worden, welche viel Zeit, Arbeitskraft und Kosten sowohl beim Kochen als beim Waschen ersparte. Mr. Arnold, der frühere Priester und Farmer, war jetzt Präsident des Phalanstère, und sein sinniger Kopf machte sich in mehreren öconomisch vortrefflichen Einrichtungen geltend. Das Personal der Gesellschaft hatte sich jetzt bis auf hundert Personen vermehrt, und rund um die größern Gebäude hatten mehrere Familien sich kleine Häuser gebaut, wo sie ungefähr in demselben Verhältniß zum Phalanstère lebten, wie die Familie Spring, und mit Interesse die Entwicklung der Anstalt verfolgten.

Nach Tisch versammelte sich ein Theil der Gesellschaft im Park unter einigen großen schattigen Bäumen; man brachte große Körbe mit Melonen und jedermänniglich ließ sich dieselben wohl munden. Ich habe nie einen solchen Ueberfluß von Melonen gesehen; es waren ihrer gewiß hundert; auch habe ich sie niemals so gut und so schmackhaft gefunden. Die Canteloupe-Melonen waren besonders ausgezeichnet. Der Bode

in dieser Gegend und überhaupt in New-Jersey ist berühmt durch seine Ergiebigkeit an guten Früchten.

Im Phalanstère verbrachte ich drei Tage unter wechselnden Scenen und Auftritten, wovon mehrere ein großes Interesse für mich hatten. In erster Linie stand eine von Channing veranlaßte Versammlung zur Berathung über die sociale Stellung des Weibes, über die Mängel derselben, über die Uebelstände, die dadurch veranlaßt werden, und über die Mittel, ihnen abzuhelfen. Die Versammlung bestand aus ungefähr zwanzig Frauenzimmern und aus den Männern, welche sie einluden. Das war eine Versammlung von denkenden, milden Gesichtern. Das Präsidium wurde einstimmig Channing übertragen. Er eröffnete die Berathung mit einer Schilderung der Leiden, welche bei der gegenwärtigen Staatseinrichtung das Weib im Besten und Edelsten, was sie besitzt, treffen können. Ich lauschte ihm mit Gefühlen, die ich kaum zu beschreiben vermag.

Ists möglich, dachte ich, ist es wirklich wahr, daß ich einen Mann die Seufzer, die Qualen, die Sehnsucht, die ich einen großen Theil meines Lebens hindurch bis zur Verzweiflung empfunden habe, die so Viele gleich mir empfinden, und unter denen so Manche erliegen, so verstehen, so auffassen höre? Ist es ein Mann, den ich die Sprache der gefangenen Weiblichkeit führen und ihre Befreiung betreiben höre? Und höre ich, daß durch ihn wirklich eine bessere, gerechtere, aufgeklärtere und heiligere Zeit herannaht? Ist das nicht ein Traum? Soll wirklich „die Zeit der stillen Seufzer" auf Erden aufhören? Soll Licht, Bahn und Freiheit werden? Soll der Himmel Allen offen stehen?

Ich sah mich im Kreis der Versammelten um. Es waren einige schöne Frauen mit denkenden Stirnen da, deren merkwürdige Lebensschicksale mächtig für die Reform sprachen, welche der Redner forderte; es waren milde, mütterliche Frauen da, Frauen, wie Springs

Schwester, Mrs. Arnold, und wie Rebecca Spring, Frauen, die über ihrer eigenen häuslichen Glückseligkeit den Sinn für bürgerliches Leben, so wie für die Rechte ihrer minder glücklich bedachten Schwestern nicht verloren hatten. Da war Channing mit seinem edeln, von Begeisterung blühenden Gesichte, da war der ernste Arnold, der gute Marcus und mehrere Personen, in welchen ich Vertreter des höchsten Gewissens der Menschheit erblickte. Meine Blicke fielen im Umherschweifen auf ein Gemälde, das einzige im Zimmer; es war ein schöner Kupferstich, welcher den Tanz der Horen um den blumenüberstreuten Wagen der Zeit vorstellte. Ich dachte an Geijer, an die prophetischen Gesichte und Träume, worin dieser wahre Seher die neue Zeit kommen sah und sie in Jubel begrüßte, kurz bevor er die irdische Schaubühne verließ. O, daß er hier gewesen wäre, daß er hier gehört und gesehen hätte, wie die Zeiten gekommen sind, von denen er träumte und noch in seinen letzten Stunden mit Entzücken sprach, unverstanden von Vielen, aber nicht von mir. Die Erinnerung an ihn und an die Vergangenheit, so wie der Eindruck der Gegenwart und der Zukunft stürmten mit beinahe überwältigender Macht auf mich ein.

Außer der Rede Channings brachte die Versammlung Nichts zu Tage, was in meiner Erinnerung gehaftet hätte. Die Gegenstände, die hier berührt wurden, sollen weiter erörtert und entwickelt werden bei dem großen Convent der Weiberrechte, der sich zu Anfang Octobers in der Stadt Worcester in Massachussets versammeln soll, und zu welchem mehrere der anwesenden Mitglieder, Springs mit ihnen, sich begeben werden. Sie wünschen, daß ich mitkommen solle, und wie gerne möchte ich es thun! Aber am 13. dieß werde ich Amerika verlassen und nach Europa zurückreisen. Ich muß auf meiner Heimreise England sehen, und meine

Ankunft in der Heimath würde dadurch allzulange hinausgeschoben.

Da ich gerade am Capitel von der Stellung des Weibes in der Gesellschaft und an Conventen für Weiberrechte bin, so will ich auch ein paar Worte über dieses sagen. Ich freue mich sehr darüber, weil sie manche wichtige Facta und gute Gedanken an das Licht der Oeffentlichkeit bringen werden. Ich freue mich über die Edelsinnigkeit und Klugheit, womit mehrere Rednerinnen daselbst aufgetreten sind, über die tiefen denkwürdigen Wahrheiten, die mehrere von ihnen ausgesprochen haben, über die Tiefe der Lebenserfahrungen der Frau, über ihr Leiden und Sehnen, das dadurch ans Tageslicht kommt; ich bin freudig überrascht, so viele ausgezeichnete Männer an dieser Bewegung theilnehmen, und die Frauen in ihrem Auftreten unterstützen, ja mit noch stärkeren Worten als sie selbst ihre Sache führen zu sehen. Ich freue mich auch, daß die Gesellschaft mit angloamericanischer Organisationskraft so schnell vom Wort zur That geschritten ist und sich in verschiedene Comités für die Entwicklung der verschiedenen Departements eingetheilt hat, um die neue Gesellschaftsordnung vorzubereiten. Aber ich freue mich nicht über einige minder wohlbedachte Maßregeln, die vorgeschlagen wurden; ich freue mich nicht über den Ton der Anklage und des Trotzes, der sich da und dort im Convent Bahn gebrochen hat, sowie über mehrere Ausdrücke, die minder edel und schön waren.

Das muß man jedoch sagen, daß diese Schatten am Himmel des neuen Morgens selten und flüchtig sind im Vergleich mit den großen, reinen Lichtparthien. Die Convente sind gut, weil sie dem großen neuen Lebensmoment in der Gesellschaft Nachdruck verleihen; sie sind gut wie ein frischer Wind, welcher die Spreu von dem Waizen trennt. Sie werden, wenn man sie [illegible]t leitet, den kommenden Tag beschleunigen (im an-

dern Fall werden sie ihn zurückhalten). Sowohl in Europa als offenbar auch hier zu Lande finden sich Zeichen genug, welche die Annäherung der Zeit verkündigen, von der schon Moses prophezeit hat in den Worten: „Die Töchter treten in das Regiment ein."

Und würdest Du, wie früher einmal, als wir darüber sprachen, sagen: „Dann werden alle Narren regieren wollen, und dieß wird für das ganze Corps eine Schande sein," so würde ich antworten:

„Ich fürchte das nicht, und zwar jetzt weniger als je. Betrachte die Quäckergesellschaft, betrachte die kleinen socialistischen Gesellschaften hier. Alle Weiber darin haben das Recht in der Versammlung zu sprechen. Aber keine macht von diesem Rechte Gebrauch, wenn sie nicht ein entschiedenes Talent besitzt oder etwas ganz Gutes zu sagen hat. Alle haben Theil an der Verwaltung. Aber dieß geschieht in aller Stille und offenbar zum Besten der Gesellschaft. Auch hört man in diesen Gesellschaften nie von Streitigkeiten zwischen Männern und Weibern, von Uneinigkeit und Scheidung zwischen Eheleuten sprechen. Bei liebevoll zugestandenen Rechten verschwindet gewöhnlich der Oppositionsgeist und die Unruhe. Die Vernunft und die Ergebenheit bekommen größere Gewalt. Besonnenheit und Sanftmuth sind auszeichnende Züge bei diesen freien Weibern. Ganz neulich hat im Phalanstère das Resultat einer allgemeinen Abstimmung auf schlagende Art bewiesen, welch wohlthätigen Einfluß der moralische häusliche Verstand auf die Angelegenheiten der ganzen Gesellschaft ausübt durch den direkten Einfluß aus dem Herzen und Mittelpunkt der Familie."

Die Gallier, erzählt uns Tacitus, beriefen bei wichtigen Fällen eine ausgewählte Versammlung von Weibern zur Berathung und ließen ihre Stimme den Ausschlag geben.

Wenn das weibliche Bewußtsein vom Leben das

wird, was es in unsern Zeiten werden kann, wie wohlthätig muß dann nicht sein Einfluß in den Berathungen der Gesellschaft werden? Jetzt ist diese des befruchtenden Lebens, das der mütterlichen Sphäre angehört, beraubt, und das Haus erzieht nicht den Bürger und die Bürgerin.

Nicht als ob ich mir einbildete, eine neue und bessere Ordnung werde Vollkommenheiten bringen. Ach man kann es nicht bis auf fünfzig Jahre treiben und durch eigene und fremde Gebrechen über die Unvollkommenheiten des Menschen einigermaßen belehrt worden sein und dennoch glauben, daß Alles auf Erden einmal ganz gut werden müsse; aber etwas Besseres kommt doch gewiß zu Stande, wenn diejenigen, welche die Mütter und Pflegerinnen des Menschengeschlechts sind, so gut und so weise werden, wie das Licht einer erweiterten Lebenssphäre sie machen wird, wenn die Lichtquelle, welche der Schöpfer ihrer Natur geschenkt hat, ungehindert hervorsprudeln und ihre lebendigen Fluthen über die Heimath, das Gesellschaftsleben und den Staat ausbreiten wird.

Die Finsterniß der Mütter wirft ihren Schatten über die Kinder; die Klarheit der Mütter wirft ihr Licht über die Kinder von Geschlecht zu Geschlecht.

In dieser Ueberzeugung möchte ich mich dem Convent anschließen und mit ihm sagen:

„Singet dem Herrn ein neu Lied, singet es aller Welt!“

Und jetzt zum Phalanstère zurück.

Am Abend des zweiten Tages nach unserer Ankunft war Gesellschaftstheater und Ball. Ein kleines munteres Stück, aber ohne tieferen Gehalt, wurde lebhaft und gut von einigen der jungen Leute aufgeführt. Auf dem Ball erschien ein großer Theil der jungen Frauenzimmer in der sogenannten Bloomertracht, kur-

zen Röcken bis an den Hals reichend, und Hosen. Diese Tracht, die im Grund weit sittsamer ist, als das gewöhnliche Saloncostüm, und die sich bei jungen Frauenzimmern in ihren Alltagsbeschäftigungen recht gut ausnimmt, ist im Ballsaal nicht vortheilhaft und nimmt sich besonders beim Walzen nicht gut aus, zumal wenn die Röcke sehr kurz sind, wie dieß bei einigen im Uebrigen recht gut gekleideten und recht hübschen Tänzerinnen der Fall war. Einige hatten in ihrer Bloomertracht wirklich eine gewisse phantastische Grazie; aber wenn ich sie mit der ächt weiblichen Grazie verglich, die sich bei einigen jungen Mädchen mit langen Röcken und im Uebrigen ebenso sittsam gekleidet wie die Bloomerdamen ausdrückte, so mußte ich den langen Kleidern die Palme geben. Zu den anmuthsvollsten Tänzerinnen in diesen gehörte die schöne Abbie Arnold, die Tochter des Phalanstèrepräsidenten.

Der Ball war übrigens, wenn auch die Toiletten der Damen nicht vollkommen so elegant waren, weit schöner und der Tanz weit geschmackvoller, als ich ihn in Saratoga gesehen hatte.

Wenn ich an den Vormittagen auf meinem Zimmer Mitglieder der schönen Aufwärtergruppe bei der Mittagsmahlzeit des ersten Tages abzeichnete, fragte ich sie, eines ums andere ob sie sich in ihrem Leben dahier glücklich fühlen? Sie antworteten einstimmig, daß sie sich gar kein Glück unter andern Verhältnissen denken könnten. Das Leben erschien ihnen so voll und so schön.

Wie viele junge Leute in der Gesellschaft der alten Welt würden wohl diese Antwort geben?

Unter den Frauenzimmern, die jetzt Mitglieder der Gesellschaft sind, befand sich ein noch junges Mädchen ohne alle Schönheit, aber mit einer hohen, denkenden Stirne. In dieser Stirne hatten Gedanken über die ungerechte Vertheilung der menschlichen Loose, über das

Mißverhältniß zwischen dem Leben und dem Verlangen, das sie in sich verspürte, sowie über den Antheil, der ihr als einem armen und kränklichen Weibe zugefallen, gearbeitet, bis diese Gedanken und diese Lebensstellung sie beinahe zum Wahnsinn trieben. Ihre streng kirchlichen Verwandten hatten keinen andern Trost für sie, als die Ermahnung: „Trage dein Kreuz!" Sie kam hieher, Liebe und Freiheit empfingen sie hier, die frischeste Luft für Leib und Seele. Wie eine Blumenknospe öffnete und entwickelte sich ihr Wesen. Das Leben in gesellschaftlicher Liebe und bürgerlicher Vereinigung, das bei ihr gebunden gelegen hatte, machte sie frei, und bald wurde sie eines der thätigsten Mitglieder der kleinen Gesellschaft im Anbau des Gartens, in der Pflege und Mittheilung seiner Blumen und Früchte. Sie war jetzt der allgemeine Liebling in der kleinen Gesellschaft und wurde bloß mit einem Schmeichelnamen angeredet, welcher die allgemeine Liebe zu ihr ausdrückte.

Eines Abends lauschte ich auf ihrem Stübchen der einfachen rührenden Geschichte von ihrem inneren Kampf und ihrem gegenwärtigen Glück. Das Stübchen war nicht viel größer als eine gewöhnliche Gefangenenzelle, es hatte bloß kahle weißgetünchte Wände, aber ein großes Fenster gab ihm Licht und Luft; wir saßen auf einem sehr bequemen Sopha, und das Tafelwerk sowie die Ecken des Zimmers waren vom Dach bis auf den Boden mit reichen Ranken von schönen Grasarten geschmückt, die mit ausgesuchtem Geschmack gruppirt waren. Die Bewohnerin des Zimmers kannte ihre Namen nicht, sie hatte nie Etwas von der Natur und ihren Erzeugnissen kennen gelernt; aber jedes von diesen Gräsern hatte sie mit Liebe gepflückt, mit Bewunderung betrachtet und mit andern zusammengebunden, so daß ihre eigene Schönheit zur Geltung kam.

Der phantastische Rahmen der goldenen Graspflanzen war reicher als irgend einer von Gold.

Früher als ich wünschte, wurde ich von meinem Gespräch in dem Stübchen abberufen, um im Gesellschaftssaal ein allerliebstes junges Mädchen die schottische Hornpfeife tanzen zu sehen.

Am Sonntag hielt Channing einen öffentlichen Vortrag über das Verhältniß der Religion zum Staat und über das Verhältniß des inneren Gesetzes zu dem äußeren, — eine Rede, reich an christlichem Bewußtsein, worin ich bloß eine klare Darstellung des Schwerpunctes dieses Bewußtseins vermißte: das Bedürfniß der Gnade, der Mittheilung des göttlichen Geistes und des Gebets, dieses wundervollen Sprachrohrs zwischen Erde und Himmel. Am Abend, welcher schön war, bestieg ich bei Sonnenuntergang mit Marcus und Eddy eine grüne Höhe in einiger Entfernung vom Phalanstère, die wegen ihrer Bildung der Zuckerhut genannt wird Von da sieht man weit umher, und wir sahen in dem sinkenden goldenen Sonnenlicht die fruchtbare, angebaute Gegend voll von kleinen, ländlichen Höfen, die in Pärke von laubreichen Bäumen gebettet sind. Unter ihnen nahmen sich die hellgelben Häuser des Phalanstère wie ein größerer Herrenhof aus.

Ich betrachtete sie mit heitern Gefühlen, obschon ich mich von einem Zweifel an den Besten dieser Gesellschaft nicht freimachen kann. Und einige ihrer denkenden Mitglieder sind auch nicht ohne Bedenklichkeiten, wenn sie die öconomischen Schwierigkeiten ins Auge fassen.

Diese Gesellschaft und diejenigen, die ihr hier zu Lande gleichen, gehen darauf aus, die Mustergesellschaft auf Erden, die vollkommene Gesellschaft zu Stande zu bringen. Sie nennen diese Gesellschaft die harmonische und stellen sie über die alte, welche die civilisirte genannt wird. Die Civilianer vertreten den künst-

lichen Bildungsgrad, die Harmonianer den geistig natürlichen, der in seiner vollen Ausbildung zu einer vollkommenen und nach allen Richtungen reich entwickelten Gesellschaft führen soll. Es will mich jedoch bedünken, als ob all die verschiedenen Talente und Naturgaben, auf deren höchster Entwicklung die volle Entwicklung der Gesellschaft zumeist beruht, hier niemals die Vertiefung finden könnten, deren sie hiezu bedürfen. Eine kleine Gesellschaft kann den vielen verschiedenen Kräften kaum Spielraum genug geben und diese .... aber ich will Nichts mehr davon sagen. Ich fühle, daß ich den Gegenstand nicht klar besitze, und daß die Einwürfe, die ich zu machen wüßte, auf Antworten aus erweiterten Kreisen der Pflanzschule, die ich hier sehe, stoßen könnten. Ich will lieber bei dem stehen bleiben, was ich genau verstanden habe, was mir die Anstalt theuer macht und von dem ich überzeugt bin, daß es ein unvergängliches Moment ihres Lebens und ihrer Thätigkeit am neuen Lebenstage der Menschheit ist.

Sie ist ein Werk der christlichen Menschenliebe. Sie geht darauf aus, jedem Mann und jedem Weib Gelegenheit zu harmonischer Entwicklung ihres innersten Wesen gemäß zu geben, unter einem harmonischen Zusammenleben, wobei Alle die Früchte der Wirksamkeit Aller und Alle die Früchte von Gottes reicher und schöner Erde genießen werden. Sie legt in ihrer besondern Wirksamkeit Gewicht auf das Ziel, nach welchem die große Gesellschaft in America in ihrer allgemeinen Thätigkeit strebt. Sie ist ein Vorläufer und ein Prophet. Die Propheten der alten Zeit wurden gesteinigt und getödtet. Dennoch bekamen sie zuletzt Recht. Und ihre Stimmen ertönen noch heute auf der Erde.

Die Phanlanstèregesellschaft, so wie ich sie hier sehe, mit ihrem Kern von frommen und ernst arbeitenden Mitgliedern, mit ihrem Kranz von denkenden und hingebenden Zuschauern, ist ein Product der Liebeslehre

Jesu und geht darauf aus sie in der Gesellschaft lebendig zu machen. Sie ist ein redlicher und edler Versuch. Und durch solche wird das Reich Gottes erweitert. Möge jeder in seinem Theil treu bleiben. Und sollte das Phanlanstère in seiner beschränkten Form eines der enfans perdus der Erde bleiben, so wird es dieß doch in der Geschichte der neuen Gesellschaft und auch im Gotteshause nicht bleiben. Ich für meinen eigenen Theil fürchte, daß diese kleinen socialistischen Gesellschaften sich nicht länger halten werden, als sie von den edlen Geistern getragen werden, die ihnen jetzt ihr energisches Liebesleben eingießen. Sind diese einmal fort, so wird ihr Werk wahrscheinlich zerfallen. Aber wenn diese Gesellschaften in einer kurzen Blüthezeit geoffenbart haben, was die menschliche Gesellschaft sein kann, wenn alle ihre Mitglieder von einem edlen und wohlwollenden, einem wahrhaft christlichen Geist belebt werden, und wenn man die materiellen Vortheile festhält, welche das Associationsleben bietet, dann haben sie nicht umsonst geblüht, nicht vergebens gelebt.

Und das läßt sich nicht läugnen, daß das moralische Element, welches sie als Princip der Association aufstellen und das ihr characteristisches Kennzeichen ausmacht, auch in den großen commerziellen, industriellen und wissenschaftlichen Vereinen in Nordamerica sich geltend zu machen anfängt. Man erkennt immer mehr, daß der Mensch etwas Höheres ist und das Gleichmachen nach Oben ist die Losung, die immer allgemeiner im Associationsleben erschallt. Vereine in allen Gewerben und bei allen Unternehmungen wachsen als natürliche Erzeugnisse der Erde empor, und man sieht immer mehr ein, daß die Macht, die sie hauptsächlich verbindet, eine übernatürliche ist und zumeist auf dem beruht, was das Höchste und Beste im Menschen ist. Die Vereine werden Verbrüderungen.

Am letzten Abend meines Aufenthaltes im Phalan-

stère führte ich das ganze Personal desselben bei einer großen schwedischen Polka an, die wirklich Furore machte, und selten wird wohl die „große Freude" von einem allgemeineren und herzlicheren Jubel ertönen.

Am folgenden Morgen sollte Channing abreisen. Nach dem Frühstück giengen wir mit einander sprechend in den Park, und obschon wir mehreren Personen begegneten, die gerne einige Worte mit dem geliebten Lehrer gewechselt hätten, so störte doch Niemand unsere Unterredung, Niemand unterbrach unser Beisammensein. Ich sah ein Frauenzimmer, das allein unter den buschigen Bäumen saß und las. Sie saß so ruhig da, wie in ihrem eigenen Zimmer. So werden im Phalanstère die Einzelnen respectirt.

Zu den wechselnden Scenen an diesem Tage gehörte auch das Auftreten einer Somnambüle von der Art, die man ein Medium nennt, d. h. eine Person, die im magnetischen Zustande mit einem verstorbenen Freund oder Angehörigen, im Rapport steht oder zu stehen meint und Mittheilungen von diesem ausspricht. Dieses Medium war hier ein hübsches junges Mädchen, nicht den Mitgliedern des Phalanstère angehörig, und der Geist, von welchem man sagte, daß er durch sie spreche, war der Geist ihres Vaters. Wir setzten uns ungefähr zu zwanzig um einen Tisch und bildeten Alle durch Berührung der Hände eine Kette mit einander, dann wurden geistliche Lieder nach lebhaften Melodien angestimmt. Nach einer Weile erblaßte das junge Mädchen plötzlich, ihr Kopf sank herab, ihre Züge wurden bleich und starr, beinahe wie im Tode. Dieß währte ein paar Minuten und inzwischen dauerte der Gesang fort. Das junge Mädchen erwachte unter einigen krampfartigen Streckungen und begann darauf mit convulsivischer Heftigkeit mit dem Finger über ein großes Alphabet zu fahren, das vor ihr lag und worin sie gewisse Buchstaben bezeichnete. Andere Personen schrieben diese

auf und so kamen Worte und Sätze zusammen. Auf solche Art wurden die Fragen, die man an die Somnambüle richtete, beantwortet, und ich bin überzeugt, daß sie keinen Betrug ausüben wollte oder konnte; aber die Antworten, die sie abgab, bewiesen deutlich, daß der Geist, mit welchem sie in Rapport stand, nicht viel klüger war, als wir armen fragenden und forschenden Sterblichen. Sie hatte den entschlafenen Vater innig geliebt und war erst nach seinem Tod in diesen sonderbaren Zustand gerathen. Die Antworten zeugten zwar von einem reinen geistigen Leben, aber von keinem übernatürlichen Verstand. Die Scene interessirte mich, machte aber einen peinlichen Eindruck auf Channing, dessen reine geistige Natur sich an diesen künstlichen oder abnormen geistigen Verhältnissen stieß.

In den Vereinigten Staaten, besonders in den nördlichen gibt es seit einiger Zeit eine Menge von Hellseherinnen aller Grade, und Media, Geisterklopfen, und andere dunkle geistige Phänomene dieser Art gehören zur Tagesordnung Sie werden von Vielen lächerlich gemacht, aber von Vielen auch ernstlich genommen.

Ich selbst habe von dem Treiben der Hellseherei genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß es diesen Leuten keineswegs an einem Licht fehlt, welches das gewöhnliche und natürliche übertrifft, daß aber die hellsehende Person keineswegs unfehlbar ist. Sie sieht gewisse Sachen mit wunderbarer Klarheit, täuscht sich aber in andern. Der Hellseher oder die Hellseherin ist kein sicherer Führer. Unendlich kostbar ist jedoch der sichere Gewinn der Hellsehererscheinung, nämlich die Gewißheit, daß die Seele in den körperlichen Organen und Sinnen noch andere besitzt, die von ihnen unabhängig sind, daß der geistige Leib über dem natürlichen steht, und daß dieser letztere bloß das natürliche Medium des ersteren ist.

Unter den Personen, die im Phalanstère auf Besuch

waren, interessirte mich hauptsächlich eine ältere Dame von englischer Geburt, die ein ungewöhnliches practisches Talent und ein warmes, liebreiches Herz zeigte. Nachdem ihr Mann bankrott gemacht hatte und gestorben war, hat sie als Wittwe durch Ehrlichkeit und Talent im Handel seine Schulden bezahlt, ihre Kinder erzogen und ausgesteuert und ein bedeutendes Vermögen erworben, wovon sie den edelsten Gebrauch macht. Bei den Conventen der Frauenrechte ist sie Mitglied des Comités für die industrielle Entwicklung und spricht für das Recht der Frauen auf Unterweisung in den Gegenständen, welche dazu gehören.

Nach diesen lebhaften festlichen Tagen im Phalanstère reiste ich nach New-York zurück, wo ich mich für wiederum in meinem guten Quäckerhause befinde, beschäftigt allgemeine Anstalten zu sehen und Alles meine Reise in Ordnung zu bringen. Mein Begleiter und Gehülfe dabei ist der älteste Sohn des Hauses, ein liebenswürdiger Jüngling von 19 Jahren, schön von Seele und Leib, einer von denjenigen, die mich an den neuen, aus Morgenthau geborenen Menschen denken lassen, von welchem der Walagesang spricht.

Auf meinen Ausflügen, die ich in den letzten Zeiten in New-York da und dorthin machte, bin ich oft bedeutenden Abtheilungen von Militär begegnet und gestern einem großen Cavaleriecorps, das durch die Straßen paradirte; Reiter und Pferde sahen ganz martialisch und prächtig aus. Ich habe in keiner Hauptstadt Europas so viel Militär in Bewegung gesehen, wie in New-York. Aber dieses hier besteht aus selbstconstituirten Regimentern und exercirt sich zu seinem eigenen Vergnügen. Mehrere Male des Tages hört man in Broadway heitere Regimentsmusik und sieht kleinere Truppenabtheilungen in schönen Uniformen und guter Haltung oft mit Blumen in den Flintenläufen, marschiren. Diese Freicorps, junge Bürger-

miliz, haben sich dann außerhalb der Stadt im Schießen und Exerzieren geübt und kehren von da mit einer Musik zurück, die immer gut ist und muntere heitere Märsche oder sonst fröhliche Melodien spielt. Dieses friedenpredigende Volk ist seiner Natur nach kriegerisch und sein Eroberungsgeist hat zwei Gesichter wie der Gott Janus.

Die Kriegsakademie in Westpoint, die einzige Anstalt dieser Art in den Vereinigten Staaten, habe ich von europäischen Kennern als ausgezeichnet rühmen gehört, und die Offiziere, die aus ihr hervorgehen, sollen sich sowohl durch Kenntnisse als durch Tapferkeit hervorthun. Während des mexicanischen Krieges war die Anzahl der verwundeten und todten Offiziere verhältnißmäßig weit größer als die der Soldaten, und dieß zeugt von dem Heldenmuth, womit sie ihre Schaaren anführten.

Heute habe ich auf dem großen americanischen Dampfschiffe Atlantis, das am 13. d. von New-York nach Liverpool abfährt, meinen Platz genommen. Dampfschiff und Capitän (Mr. West) gehören der ersten Classe an und man kann sich ihnen getrost anvertrauen. Heute Mittag reise ich wieder zu Springs in Brooklyn, und morgen treffe ich Downing, der von Washington kommt und mich wieder in sein schönes Haus am Hudson führt. Dort wird mein letzter Besuch in America sein; dort war auch mein erster. Einige andere Besuche kann ich, so gern ich wollte, nicht mehr machen. Aber diesen gebieten mir sowohl Pflicht als Liebe.

Den gestrigen Abend, meinen letzten in New-York, brachte ich mit meiner liebenswürdigen Freundin Mrs. G. im Hause ihres Vaters, des alten berühmten Quäckers Isak Hopper, zu. Der prächtige Greis ist 84 Jahre alt, und noch beinahe so munter und feurig wie ein Jüngling. In dem charakterstarken,

schönen Gesicht sieht man das Feuer des Kriegsgeistes vereint mit der Festigkeit und Klugheit des Friedensprincips, unterstützt von viel Humor und Schlauheit. Die Gestalt in ihrem Quäckercostüm ist nicht ohne eine gewisse chevalereske Ziererei. Man sieht es Vater Hopper, wie er gewöhnlich genannt wird, wohl an, daß er der streitenden Kirche angehört, und sein ganzes Leben war Zeuge davon. Er hat während seiner rastlosen Thätigkeit im Dienste der Unterdrückten mehr als tausend flüchtigen Sklaven aus den Händen ihrer Verfolger geholfen und dabei mehrere Male sein Leben gewagt, er ist mißhandelt, auf die Straße geschleppt, einmal vom dritten Stock eines Hauses zum Fenster hinausgeworfen worden; aber er ist immer wiedergekehrt, beharrlich, fest, munter, muthvoll und stets besonnen, wie er sein angefangenes Werk auszuführen hatte, mit einer gutmüthigen Hartnäckigkeit, die zuletzt selbst den Unwillen seiner Gegner besiegte. Auf seiner Tochter und meine Bitte erzählte er einige der Ereignisse aus seinem Leben, die mit seinen Bemühungen zur Rettung flüchtiger Sklaven zusammenhingen. Interessantere Auftritte erinnere ich mich selten gehört zu haben, und selten habe ich einen so genußvollen und anregungsreichen Abend zugebracht. Der alte Hopper hat zwölf Kinder und an seinem Tische saß in ihrer feinen weißen Quäckertracht seine schöne zweite Frau. Eine junge Tochter verschönte noch das Haus des alten Vaters. Es lebe Vater Hopper und seine Familie *).

---

*) Ueber diesen Menschenfreund in der edelsten und umfassendsten Bedeutung des Worts, der im Jahr 1852 starb, hat Maria Child ein höchst lesenswürdiges Werk herausgegeben, wovon in der Metzler'schen Buchhandlung zu Stuttgart eine Uebersetzung erschienen ist. Anm. d. Uebers.

Den 5. und 10. Septbr.

Tage am Hudson! Letzte Tage in meiner ersten schönen Heimath an seinem Ufer, schöne Tage, aber dennoch — bitter. Es überkommen mich sehr häufig mit einem Gefühl von herzzerreißendem Schmerz, das ich nicht beschreiben kann, Gedanken, daß der Augenblick der Trennung jetzt herannaht, daß ich wirklich und für immer dieses große herrliche Land verlassen soll, wo ich ein so genußreiches Leben gehabt, das mich mit einer Gastfreundschaft ohne Gleichen empfangen hat; diese edlen liebenswürdigen Menschen, die meine Freunde sind, an die ich mich so innig angeschlossen habe, mit denen ich immer leben und umgehen möchte. Nirgends habe ich solche Freunde gefunden! — — Glaube nicht, meine theure Agathe, daß ich darum minder gern nach Hause komme; glaube mir, ich könnte nirgends leben und wirken, als in Schweden, aber dennoch ist es mir bitter, von hier zu scheiden, und ich begreife manchmal gar nicht, daß es möglich, daß es wirklich sein kann! — Es kommt mir so ungereimt vor.

Mr. Downing, Andrew Downing, mein erster Freund auf Americas Erde, mein junger americanischer Bruder, wie ich ihn zu nennen liebe, welch eine Freude war es für mich, ihn wieder zu sehen! Der gute Marcus Spring hatte mich bis ans Dampfboot begleitet und wartete dort im Salon bei mir, bis Downing der Verabredung gemäß von Washington kam, worauf er mich seiner Obhut übergab. Es waren mehr als anderthalb Jahre verflossen, seit ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Er schien mir schöner, männlicher geworden zu sein; ich meinte, er sei gewachsen, er habe sich entwickelt; und so war es auch,

er hatte sich geistig entwickelt; er selbst und seine Welt. Seine schönen Augen strahlten von selbstbewußter Kraft.

Wir fuhren, wie schon früher vor etwa zwei Jahren, den Hudson hinan; er saß still, wie gewöhnlich, neben mir, nachdem wir die ersten natürlichen Mittheilungen zwischen Freunden gewechselt hatten; auch ich fühlte kein Bedürfniß zu sprechen, denn — — wir verstanden ja einander.

Es war der schönste Nachmittag und Abend. Der Wind war lebhaft und frisch, obschon warm; die mehr als gewöhnlich aufgeregten Wogen tanzten und sangen um uns her, die Natur war voll von einem unruhigen, aber lieblichen Leben. Kein Nachtfrost hatte noch die grünen Höhen angehaucht. Des Herbstsommers zauberhafter Schleier begann sich auf sie zu legen. Der Mond stieg auf und vermischte seine Lichtwellen mit denen des Windes und des Wassers. Ich saß stilllauschend und wehmüthig da. Ich fühlte, daß die Abschiedsstunde nahe war.

Caroline Downing empfing uns wie das erste Mal. Auch sie fand ich verjüngt, verschönt. Ich selbst fühlte, daß ich an Seele und Leib gealtert hatte; aber ich hatte auch in diesen zwei Jahren mehr erlebt, als sonst in zehn, und Vieles davon, und Dinge, die mich am innigsten berühren, kann ich Dir erst mündlich mittheilen.

Ich freue mich sehr, die Entwicklung von Leben und Wirksamkeit zu sehen, die bei Downing vorgegangen ist. Sein äußerer Wirkungskreis steht jetzt in der höchsten Blüthe. Präsident Fillmore nimmt ihn für große Parkanlagen um das Capitol in Washington her in Anspruch, und es sind jetzt zwei junge Architekten aus England da, die unter Downings Leitung Pläne zu den Häusern machen sollen, mit deren Aufführung ihn Privatpersonen beauftragt haben, die in

ihren Land- und Lusthäusern das Schöne mit dem Bequemen zu vereinigen wünschen. Downings Wirkungskreis und Correspondenz ist gegenwärtig unglaublich groß und erstreckt sich über die ganze Union. Gleichwohl besorgt er Alles so leicht, so con amore, wie Jenny Lind zu singen scheint. Aber was mich besonders erfreut, das ist die Richtung, die seine literarische Thätigkeit genommen hat. Ich habe ihm zuweilen halb im Scherz, halb im Ernst vorgeworfen, daß er in seiner verschönernden Thätigkeit exclusiver und aristokratischer sei, als es einem rechtschaffenen Republicaner anstehe. Und wir haben darüber verschiedenes freundschaftliches Gezänke mit einander gehabt. Man kann auch an Downings von Natur feinem Wesen wohl sehen, daß es ihm schwer sein muß, sich mit gewissen Grobheiten und Unmanierlichkeiten auszusöhnen, die sich bei einem Volk vorfinden müssen, wo Alle gleiche Rechte besitzen und sich als gleich gut betrachten, ehe sie noch den innern und äußern Bildungsgrad gewonnen haben, welcher allein die Gleichheit natürlich und das Gleichheitsleben angenehm macht. Er schien mir auch in seiner Stimmung gegenüber dieser Volksclasse allzu rückhaltend und indifferent dazustehen. Aber so dürfte er als christlicher Republicaner nicht bleiben. Deshalb habe ich auch mit herzlicher Freude jetzt einen Leitartikel von ihm über den New-Yorker Park in der letzten Nummer seiner Monatschrift, the horticulturist, gelesen, einen Artikel, worin er einen höhern Standpunct einnimmt, als er bisher innegehabt. Du, meine Agathe, mußt mit mir auch einige Worte von ihm lesen, denn sie verdienen gelesen zu werden und die letzten zu sein, die ich von der neuen Welt aus citire. Ich lasse Downing reden:

„Wir haben noch Nichts über den socialen Einfluß eines solchen großen Parkes für New-York ge-

sagt *). Aber dieß ist in der That selbst die interessanteste Seite der ganzen Sache. Es ist ein merkwürdiges Factum in America, daß, obschon seine politischen Tendenzen ultrademokratisch sind, seine intelligenten socialen Tendenzen beinahe in einer ganz entgegengesetzten Richtung liegen. Und unter den Gegenständen, welche die Redner für und gegen den Park in New-York verhandeln, scheint keiner so wenig verstanden zu werden, als das sociale Verhältniß der Sache. Es ist in Wahrheit sowohl sonderbar als lustig, den Standpunct zu sehen, der auf der einen Seite von Millionen eingenommen wird, nemlich, daß der Park für die wenigen Vornehmen bestimmt sei, die in glänzenden Equipagen fahren, und auf der andern Seite von den Vornehmen und Gebildeten, daß ein Park hier zu Lande sicher von der Canaille und dem Gesindel ruinirt werde. Schande über unsere republicanischen Landsleute, welche den erhebenden Einfluß des Schönen in der Natur und Kunst, wenn es von Tausenden und Hunderttausenden von Menschen aller Classen, ohne Unterschied, gemeinschaftlich genossen wird, so wenig verstehen. Sie können nicht gesehen haben, wie in ganz Deutschland und Frankreich die Bevölkerung ganzer Städte ihre Nachmittage und Abende in den schönen öffentlichen Pärken und Gärten zusammen zubringen, wie sie zusammen sich an derselben Musik erfreuen, dieselbe Atmosphäre von Schönheit und Kunst einathmen, dieselbe Scenerie genießen, und schon allein durch den Einfluß des freien, leichten Zusammenlebens in dem Raume und der Schönheit, wovon sie umgeben ist, an socialer Freiheit und Verfeinerung gewinnen. Sie können nicht

---

*) Er eifert nemlich in seinem Artikel dafür, daß der Park in einem weit größern Maßstab angelegt werden müsse, als man gegenwärtig beabsichtigt.

gesehen haben, wie in Deutschland besonders die Höchsten und die Niedrigsten dieselben Genüsse theilen u. s. w.

„Diese socialen Zweifler, die sich auf solche Art in der Burg der Exclusivität im republicanischen America verschanzen, täuschen sich in Betreff unseres Volkes und seiner Bestimmung. Wenn wir auf sie gehört hätten, so würden unsere prachtvollen Fluß- und Binnenseedampfboote, diese wahren Paläste für Millionen, keine Sammtsophas, keine großen Spiegel, keine reichen Teppiche bekommen haben. Solche kostbare Erzeugnisse der Civilisation — würden sie uns gesagt haben — könnten rechtmäßiger Weiße nur von den privilegirten Familien der Wohlhabenheit benützt und würden von der Demokratie des Landes, die hundert Meilen für einen halben Dollar reist, zertreten und gänzlich ruinirt werden. Und gleichwohl werden diese unsere schwimmenden Paläste und unsere großen Hotels mit ihrem Purpur und ihren feinen Leinen, von der Mehrheit derjenigen, welche sie benützen, ebenso wenig beschädigt, als andere Paläste von ihren rechtmäßigen Beherrschern.

„Ach über die Treulosigkeit der Wenigen, welche in Bezug auf die Mittel zur Bildung Vorrechte vor den Vielen besitzen, denen sie abgehen. Auf der niedrigern Plattform der Freiheit und Erziehung, auf welcher die Massen in Europa stehen, können wir die erhebenden Einflüsse sehen, welche durch den Zutritt des Volks zu Kunstgalerien, öffentlichen Bibliotheken, Pärken und Gärten ausgeübt werden, die das Volk in s o c i a l e r Civilisation und s o c i a l e r Cultur auf eine weit höhere Terrasse emporgehoben, als wir im republicanischen America bis jetzt erreicht haben. Und gleichwohl m u ß dieser breite Boden volklicher Verfeinerung im republicanischen America eingenommen werden, denn sie gehört hieher wesentlicher als irgend anders wohin.

Sie ist in ihrer innersten Idee und Tendenz republicanisch. Sie nimmt die Volkserziehung da auf, wo die öffentliche Schule und die Stimmurne sie verlassen; sie erhebt den Arbeiter auf gleiche Höhe mit dem Mann der Muse und der Talente. Die höheren socialen und artistischen Elemente jedes Menschen liegen schlummernd in ihm, und jeder Arbeiter ist ein möglicher Gentleman, nicht durch den Besitz von Geld oder feinen Kleidern, sondern durch den verfeinernden Einfluß intellectueller und moralischer Cultur. Oeffnet daher die Thüren zu euern Bibliotheken und Gemäldegalerien weit, alle die ihr wahre Republicaner seid. Erbauet Säle, wo die Wissenschaft sich frei unter den Menschen verbreiten kann.

— — — — — — — — — — — —

Leget großartige Pärke in euern Städten an und erschließet ihre Thore weit wie die Thore des Morgens für das ganze Volk. Wie es im Sonnenlicht des Mittags keine dunkle Stellen gibt, so soll Erziehung und Cultur — das wahre Sonnenlicht der Seele — die Strafruthe der Demokratie verjagen; und der unwissende Exclusive, der keinen Glauben an die Verfeinerung einer Republik hat, wird im nächsten Jahrhundert vor einem ganzen Volke dastehen, dessen System freiwilliger Erziehung im Verein mit vollkommener individueller Freiheit nicht bloß öffentliche Schulen für vorbereitende Kenntnisse, sondern auch gemeinschaftliche Genüsse für alle Classen in den höchsten Sphären der Kunst, Literatur, Wissenschaft und der socialen Vergnügungen umfaßt. Wären unsere Gesetzgeber weise genug, um heute die künftigen Schicksale der neuen Welt zu verstehen, so würde man sich nach fünfzig Jahren nicht halb so sehr darüber verwundern, wenn jeder Mensch in America die Feinheit eines Sir Philip Sidney besäße, als man sich zu seiner Zeit in England über den Gedanken verwunderte, daß eine

ganze Nation von Arbeitern dereinst werde lesen und schreiben können."

So mein Freund Downing, der hierin von seiner Sphäre als christlicher Künstler und Denker aus die Aufgabe der neuen Welt ausgesprochen und selbst die Stellung eingenommen hat, die eines Sohnes der neuen Schöpfung würdig ist. Er ist vom Volke ausgegangen, um es von seinem Standpunct emporzuheben; er hat sich mit der großen, wahrhaft republicanischen Partei im Lande vereinigt, deren Bestreben dahin geht, nach Oben gleich zu machen, und deren Wahlspruch lautet: „Alles für Alle!"

Es ist mir eine besondere Freude zu sehen, wie nahe Downing von seinem Standpunkt aus jetzt demjenigen gekommen ist, den meine Freunde Springs eingenommen haben. Vermuthlich werden sie später auch in nähere persönliche Berührung kommen. Downing will das Phalanstère besuchen und wird sich vermuthlich mit seinen Kenntnissen und seinem artistischen Genie bei den Bauunternehmungen betheiligen, welche man dort vorhat.

So knüpft sich die geschwisterliche Kette, deren erstes Glied in der Hand dessen ruht, der zuerst auf der Erde ausgesprochen hat, daß alle Menschen Brüder seien. Seine Kraft möge sie bis zu ihrem letzten Gliede durchströmen! Ihm sei Ehre und Preis!

Am Abend.

Jetzt schreibe ich Dir wenig mehr von hier aus, es fehlt mir die Zeit, es fehlt mir das Herz dazu. Viele Briefe, die ich zu schreiben habe, Geschäfte des Augenblicks nehmen meine Stunden in Anspruch, und der Gedanke an den Abschied von diesem Land, diesen Freunden, diesem Volke ist mir wie ein Dorn im Herzen. Auch das Wetter drückt mich nieder; die Wä

ist erstickend; kein Windhauch, keine Luft, sondern eine Hitze wie in einem Ofen. Nur Abends, wenn der Mond aufgegangen ist und seine Silberfluthen unter die Schatten der Ufer und des Flusses ausgießt, dann ist es schön. Gestern Abend schlich ich mich allein und mit unsäglicher Wehmuth durch den Park. „Dieß Alles ist jetzt vorbei, diese Zeit, diese Bande der Freundschaft, diese großen Erscheinungen einer neuen Welt, diese schönen lebenswarmen Verhältnisse, vorbei, vorbei!" Ich benetzte das Gras mit meinen Thränen. Aber als ich emporschaute, da sah der Vollmond klar und groß auf mich herab und leuchtete mir in die Seele und sagte: „Nein es ist nicht vorbei. Stärke dein Herz mit dem Licht, das ewig währt. Was der Mensch so gefunden, so vernommen hat, das bleibt ihm für immer und kann nicht sterben. Das ist eine unvergängliche Saat, die sich in neuen reichen Ernten im Reiche des Lichtes erneuen wird." Siehst Du, das sagte der Mond, mein Freund, zu mir, und getröstet ging ich wieder hinein und war still und dankbar. Morgen reise ich nach New-York, wohin meine Freunde mich begleiten.

Manches inhaltreiche Wort habe ich in diesen Tagen von einem stillen Freunde gehört, der jetzt wie früher nur wenig sagt, aber in diesem Wenigen so viel. Er wünscht, daß ich das Gute und Böse in diesem Lande mit Klarheit auffassen und ohne Vorbehalt aussprechen solle, aber er überläßt es meinem eigenen Geist die Wahrheit und die Art und Weise zu finden. „Das Alles, sagt er, werden Sie wissen, wenn Sie einmal nach Haus und in Ruhe kommen." Sein ganzes Benehmen und seine vollkommene Zuversichtlichkeit entzücken mich. Downings Interesse für die intellectuelle Entwicklung der Frauenzimmer in Europa ist ein Kapitel, das mich besonders mit ihm verbindet. Dieser helläugige Beobachter sieht besser als irgend Jemand,

was darin fehlt. Mit großem Vergnügen hat er mir von Miß Coopers (einer Tochter des Romanschreibers) neuerdings erschienener Arbeit Rural hours (ländliche Stunden) erzählt, einem Tagebuch, worin sie einfach und wahrheitsgemäß alle Ereignisse schildert, die während eines Stilllebens auf dem Lande in der Natur um sie her eintreffen; man sieht die Jahreszeiten, das Gras, die Blumen, die Vögel kommen und gehen, und schöne Bilder der letzteren zieren die Arbeit. In seinem Journal The horticulturist spricht sich Downing mit großem Beifall über Miß Coopers Arbeit aus, sowohl wegen ihres wissenschaftlichen Werthes, als auch wegen des Vorbildes, das sie der weiblichen Aufmerksamkeit gibt, indem sie dieselbe auf die täglichen Wunder in der Natur und auf das Große auch im stillen Alltagsleben lenkt, wo die Biographien der Blumen, der Insecten, der Vögel von den Naturfreundinnen vorzugsweise aufgefaßt und gezeichnet werden sollten. Downing ist übrigens ein großer „Ladiesman (Weibermann),“ wie man es hier nennt, und ein Bewunderer des Eigenthümlichen am Weibe. „Die Weiber müssen uns social neugebären (socially regenerate),“ ist ein Ausdruck, den ich mehr als einmal von ihm gehört habe. O! — — daß ich von diesem Freunde scheiden soll, einem der trefflichsten, meiner Natur am besten zusagenden, welche jemals das Glück oder vielmehr Gottes Güte mir geschenkt hat!

Rosenhütte, den 12. September.

Noch ein paar Worte, aber bloß ein paar, denn ich bin überschwemmt von Briefen und Geschäften und

noch niedergedrückt von einer Migräne, welche die geistige und leibliche Ueberanstrengung mir zugezogen hat. Ehe ich von Downing schied, verbrachten wir einen Tag zusammen in Westpoint. Eine herrliche Aussicht, aber der Tag drückend heiß und ohne Luft. Die Segel glitten auf Hudsons spiegelglatter Fläche, ich weiß nicht von welcher Kraft getrieben, denn Wind war es nicht. An der Table d'hote Mittags saßen vor uns ein paar kleine, magere, schmächtige, blaßgelbe Mädchen allein und tranken Wein und aßen von allen Leckerbissen, wie wenn sie große Leute gewesen wären. Dieß entging Downings ernstem mißbilligendem Blicke nicht. Er sagte zu mir: „Dieß ist eines der Verhältnisse, von denen ich wünsche, daß Sie darauf aufmerksam machen." Man thut in diesem Lande so viel für die Kinder, man betrachtet sie beinahe als heilige Wesen, und gleichwohl verderbt man die Kindheit durch weichliche Vernachläßigung.

„Dieß müssen Sie Ihrer Schwester Agathe von mir bringen," sagte D., indem er mir einen großen, schönen Kupferstich von der Aussicht in Westpoint gab. Sein letztes Geschenk für mich waren Bartletts kostbares Werk American scenery (Americanische Landschaft) und Miß Coopers „ländliche Stunden." Dieß war in New-York. Im Astorhause, wo wir einander zum ersten Male getroffen hatten, trennten wir uns. — — Ich fühle, daß es für immer ist auf Erden. Marcus Spring, sehr blaß von der Hitze, aber stets freundlich und sorgsam, kam im Wagen, um mich nach seiner Wohnung abzuholen.

Jetzt ist es spät am Abend, mein letzter Abend in der neuen Welt. Die Hitze ist entsetzlich; die Nächte bringen keine Kühlung. Die Leute sehen aus, als wären sie mehlig im Gesicht. Alle leiden an Husten. Ich begreife nicht, wie ich bis morgen reisefertig werden soll. Gute Nacht! Bald werde ich Schweden wiedersehen. Ach, wenn ich dann, wie bei meiner Rück-

kehr aus Dänemark, Dein artiges Gesichtchen, Deine lieben blauen Augen am Ufer sehen dürfte!

Mein Herzchen, ich habe mich sehr gesehnt, vor meiner Abreise aus America noch einen Brief von Dir zu erhalten, welcher mir sagte, daß Du wieder sommerwarm geworden seiest; die beiden letzten waren so schrecklich kühl. Aber kein Sommerbrief ist gekommen und ich muß im Glauben und in der Hoffnung leben. Und in Liebe umfasse ich herzlich Mama und Dich.

N. S.

Auf dem Meer, September 1851.

Es ist vorbei. Ich habe es auf immer verlassen, das große Land, die lieben theuren Freunde! Es mußte einmal geschehen und es ist geschehen; aber ich fühle mich noch wie betäubt davon. Gott sei Dank jedoch, daß der schwerste Augenblick vorüber ist. Und der Morgen, wo ich abreisen sollte — das war ein wunderlicher Morgen. Ich war beinahe in Verzweiflung über die Menge kleiner Geschäfte, die ich noch besorgen mußte, und über das Kopfweh, das ich daneben hatte. Aber auf einmal wich es und Alles nahm eine heiterere Gestalt an; oben auf meinem Zimmer saß der gute Marcus und versiegelte meine Billete eins ums andre, sobald ich sie geschrieben hatte, und nahm meine Aufträge an und sagte dazwischen hinein ruhig und beruhigend: „Zeit genug, wir haben keine Eile!" Und es kam mir beinahe wunderbar vor, wie die Stunden und die Zeit sich streckten. Alles kam in Ordnung, Alles wurde licht und leicht, so wunderbar ruhig und auch so lieblich; — es war der Einfluß des milden Geistes, der mir nahe war. Ich war zur rechten Zeit fertig; Alles war fertig. Ich umarmte meine theure Rebecca, küßte Jenny und Baby und fuhr ab, begleitet von Marcus und Eddy.

Am Bord des Atlantic befand ich mich auf einmal in einem wahren Wirbel von alten und neuen Bekannten, Herren, die mir die Hand schüttelten und Abhandlungen schenkten, die sie geschrieben hatten; Frauen, die mir schöne Gaben überreichten; Bekannten, die mir Bekannte vorstellten; lieben Freunden aus dem Norden und Süden, die mich hier überraschen und mir Lebewohl sagen wollten, und wohin ich den Kopf drehte, wurde ich von Jemand geküßt. Ach, ich mußte froh sein, als die Glocke die Freunde vom Schiffe wegwies und ich mich in meiner Cajüte verbergen durfte. Die letzten Gesichter, die ich sah, waren die engelgleiche Eddy und der brüderliche, gute Marcus Spring. Hernach saß ich Stundenlang still und unbeweglich da, aber in meinem Zimmer hatte Marcus ein Bouquet von ewig grünen Pflanzen und rothen und gelben Immortellen aus dem Garten bei Rosenhütte aufgehängt und daran eine Karte mit einigen mit Bleistift geschriebenen Worten befestigt, und auf dieses Bouquet sah ich beinahe unverwandt, bis es gleichsam sein saftgrünes Laub um mein Herz schlang, und dann wurde Alles ruhiger in mir.

Es war um die Mittagszeit, als wir abreisten. Gegen Abend ging ich auf das Verdeck, um der großen neuen Welt noch einen Blick zuzuwerfen. Da lag sie am westlichen Horizont, dunkelgrün auf den blauen Wassern, in einem großen Halbkreis, wie ein offener Schooß, ein ruhiger einladender Hafen. Wolken mit pfirsichweichen Farbenschattirungen, vom dunkelsten Violett bis zum klarsten Gold und mildesten Rosenroth, lagen in pittoresken Massen über ihr; Regenschauer und Sonnenstrahlen ergossen sich befruchtend über sie; die Sonne befreite sich aus den Wolken und strahlte immer heller, je tiefer sie sich gegen den Rand des Himmels senkte, wo das große Land lag. Dieß war das

letzte Bild, das ich von ihm hatte; so werde ich es in der Tiefe meiner Seele immer sehen.

Jetzt sehe ich mit meinen Augen es nicht mehr, sondern nur noch Himmel und Meer. Ich durchlebe wieder eine Pause zwischen zwei Lebenszeiten und zwei Welten. Aber mein Herz ist voll. Und fragt man mich, was das Volk der neuen Welt vor dem Volk der alten voraus habe, so antworte ich mit dem in meiner Seele noch frischen Eindruck dessen, was ich in America gesehen und erlebt: „Einen wärmeren Herzschlag, ein energischeres, jugendlich kräftigeres Leben."

Unter den Briefen, die ich kurz vor meiner Abreise erhielt, befindet sich einer, den ich stets aufbewahren werde. Er ist nicht unterzeichnet, aber wüßte doch sein Schreiber (die Hand ist die eines Mannes), wie viel Freude er mir bereitet hat! Ich habe mitunter reizbar über Beweise von mangelndem Zartgefühl geklagt; aber ich habe nicht von den vielen mir zu Theil gewordenen Beweisen der einnehmendsten und zartfühlendsten Güte gesprochen, welche sich bloß näherte, um Vergnügen zu gewähren, und sich dem Danke entzog. Dieser Brief gehört dazu.

Das Wetter ist jetzt stürmisch und die See geht hoch. Ich lebe still in meinem Stübchen und betrachte das kleine Bouquet von grünem Laub und hellen Immortellen. Sie reden zu mir von America und von den Erinnerungen, die ich mitnehme. Ich werde keine theureren Gegenstände sehen, bis ich die schwedische Küste wiedersehe und Dich.

Nachwort im Mai 1853.

Sie, an welche diese Briefe geschrieben waren, durfte ich nicht wieder sehen. An der Schwelle meines Hauses kamen mir die Worte entgegen: „Sie ist nicht hier, sie ist auferstanden." In meinem verödeten Hause empfing mich meine alte Mutter mit Thränen. Sie, welche die Sonne und das Leben des Hauses gewesen, war dahin gegangen. Draußen fiel Schnee auf ihr Grab.

Wäre sie am Leben geblieben, so wären diese Briefe wahrscheinlich niemals gedruckt worden. Oder sie wären vorher einer Umschmelzung unterworfen worden und vermuthlich zu ihrem Vortheil. Denn ich hätte da eine Freundin zur Seite gehabt, in deren reinem Sinn ich, wie in einem klaren Spiegel, meine Fehler hätte sehen können. Jetzt bin ich allein gewesen.

Der Brief an Professor H. Martensen wurde in America ausgedacht, aber erst in Europa niedergeschrieben. Auf meiner Reise im großen Westlande fehlte es mir an Zeit und Ruhe zu einem klaren Ueberblick über die Gegenstände, von denen ich schreiben wollte. Ich konnte manchmal den Wald vor den Bäumen nicht sehen, und die Kirchen hinderten mich die Kirche recht aufzufassen.

Jetzt da die Wälder der neuen Welt fern von mir sausen und das große Bild ihres Gesellschaftslebens in stiller Klarheit diesseits des stürmischen Meeres vor mir steht, jetzt kann ich die hauptsächlichen, bestimmenden Züge besser unterscheiden als vorher. Einige von ihnen habe ich bereits gezeichnet. Einen der bedeutsamsten habe ich hier dem edlen und scharfsinnigen Denker zu schildern gesucht, den ich meinen Lehrer und Freund nennen zu dürfen das Glück habe.

Dreiundvierzigster Brief.

Brief an den Theol. Dr. und Professor H. Martensen in Kopenhagen.

Stockholm, im Mai 1853.

Von der glücklichen Zeit, wo ich mich jede Woche Ihres Umgangs und Ihres Gesprächs erfreute, sind es zwei Augenblicke, die hauptsächlich in meiner Seele zurückbleiben als Brennpunkte für das Licht, das durch Gottes Gnade von Ihnen in meinen Geist übergeflossen. Der eine war die späte Abendstunde, wo ich in Ihrem Studierzimmer kühn durch den Kampf meines Geistes wie durch Ihre Güte die Lehren des Heidenthums denen des Christenthums entgegenstellte und nach dem neuen Leben fragte, bis ich Sie ungeduldig machte, aber Ihren Lippen ein Wort entlockte, vor welchem meine Seele still wurde, denn sie gewahrte darin die rechte Lösung der Frage und den Aufgang des neuen Lebens. Der zweite Augenblick war die Vollendung des ersten. Manche Fragen waren in einen einzigen Knoten zusammengedrängt worden. Sie lösten ihn mit einem einzigen Hieb des geistigen Schwertes, welches das Schwert des Wortes (und damit der unterscheidenden Vernunft) ist, und welches das ewige Wort Ihnen in die Hand gegeben hat, wie selten einem Sterblichen. Die Macht dieser paar Worte von Ihnen, die noch in meiner innern Welt wiedertönen, war, daß Sie den Mittelpunkt in der Sache trafen und das Wesentliche, das Lebenskräftige hervorhoben.

Könnte ich doch jetzt dasselbe thun, jetzt, da ich

Ihnen über das neue Leben berichten möchte, das ich in zwei Jahren seit unserer Trennung in dem großen Westlande betrachtet habe, wohin ich, wie früher zu Ihnen, als eine Fragende, eine Suchende reiste.

Dieß ist mein Wunsch. Aber ich kann nur Eines versprechen, nemlich, daß ich Sie nicht mit vielen Worten aufhalten will.

„Was werden, was wollen Sie dort in America sehen?“ fragten Sie und manche Freunde in Dänemark mich vor meiner Abreise.

Ich wollte das Kommende sehen Denn Eines ist, das leise durch die Zeit gegangen kommt, vom Anfang der Weltgeschichte an. Blutige Zeitalter, glänzende, schöne Perioden sind bloß verschiedene Gemächer, durch welche sie schweigsam und still hinschreitet und immer heller aus der dämmernden Hülle hervortritt, bis zur Zeit, an deren Schwelle sie jetzt steht, von Vielen mit Entzücken, von Vielen auch mit Beben betrachtet. Und fragt man: „Welches ist diese Gestalt, vor der die Throne wanken, die Kronen fallen, und aller irdische Purpur erblaßt?“ so lautet die Antwort:

„Der Mensch! Der Mensch in ursprünglicher Wahrheit, geschaffen nach dem Bildnisse Gottes!“

In allen Reichen des Christenthums gewahrt man ihn, spricht für ihn, kämpft gegen ihn und bereitet ihm den Weg. Denn sein Tag ist gekommen und er muß mit ihm kommen *).

---

*) Ein schöner Beweis dafür scheint mir die freie und warme Huldigung zu sein, welche freie Völker in unsern Tagen edlen und freisinnigen Regenten, wie Leopold, Victoria und Oscar widmen. Welche Triumphzüge der Vorzeit können wohl mit den edelmenschlichen Dankfesten verglichen werden, die man heuer überall in Schweden und Norwegen für König Oscars Genesung gefeiert hat, Huldigungen, die ebensowohl dem Menschen als dem Regenten gelten?

Ich wollte den Menschen sehen, so wie er in der neuen Welt auftritt, nachdem er alle herkömmlichen Gewalten, Formen und Uniformen, die in der alten Welt zu drückenden Lasten geworden sind, abgeworfen, nachdem er auf der neuen Erde sich ein Reich und allen Völkern ein Weltasyl errichtet hat, nach keinem andern Gesetz als demjenigen, das in der christlichen Offenbarung gegeben ist, und demjenigen, das in seiner eigenen Brust liegt. Den Menschen wollte ich sehen, verstehen lernen, und mit ihm die neue Gesellschaft und das Leben darin.

Betrachten Sie einen Augenblick diesen Menschen mit mir, so wie er aus dem Schooße der Maiblume aufsteigt und die erste gesetzgebende Colonie auf die neue Erde verpflanzt; sehen Sie ihn in der kleinen Schaar der Pilger.

Sie sind als Apostel von der alten Welt ausgezogen, denn mitten unter den Verfolgungen wegen ihres Glaubens und den Kämpfen um das tägliche Brod, „fühlten sie sich berufen, das Reich Christi in der neuen Welt auszubreiten, selbst wenn sie auch bloß als Treppe für Andere dienen sollten.“ Sie nennen sich Unabhängige (Independents, nonconformists) und Puritaner, denn sie haben sich von der äußern Kirche und aller weltlichen Macht getrennt und verlangen das Recht, sich selbst einzig und allein nach Gottes Wort und dem Licht des Gewissens zu regieren. Das Vornehmste, was sie in die neue Welt mitbringen, sind die Bibel und Arbeitsgeräthschaften.

Sie wollen auf der neuen jungfräulichen Erde eine Kirche und einen Staat im reinsten Styl errichten, aus dem innern Menschen heraus, der vom Worte Gottes erleuchtet ist.

Jedermann in der kleinen Schaar ist ein Befreiter Gottes und ein freier Bürger. Und nicht bloß Bürger. Der Regent, der Priester, der Richter, der Be-

amte für alle Aemter ist in ihm; denn er kann und wird auch alles das sein, wenn er von der Gemeinde dazu ernannt wird. Der Mensch trägt die Fähigkeit dazu in sich. Jedermann fühlt sich als einen Mann für sich und dabei als innig in solidarischem Bund mit allen Uebrigen vereinigt. Die Gemeinde verwaltet sich selbst durch Einsetzung ihrer Beamten. Diese werden durch Abstimmung gewählt. Die Stimmen der Meisten sind entscheidend Alle verpflichten sich, die Gesetze oder Beamten, welche durch die Stimmen der Mehrzahl verordnet sind, zu respectiren und ihnen Gehorsam zu leisten.

Das Document über diese Uebereinkunft wird von den Auswanderern unterzeichnet, noch ehe sie die Maiblume verlassen und die neue Erde betreten haben. Als die kleine Gesellschaft ans Land steigt, ist sie in ihrem wesentlichen, ihrem schaffenden Prinzip bereits fertig. Es werden sich in ihr Beamte, Priester und Richter vorfinden, wie jede menschliche Gesellschaft dieß fordert, aber sie sollen von dem Volk gewählt werden. Weder Rang noch Reichthum soll dabei gelten; Nichts soll in der neuen Gesellschaft höher stehen, als die Eigenschaften, welche den Fischer Petrus und den Teppichmacher Paulus zu Aposteln in Christi Reich machten. Der in Christo freigewordene Mensch steht als der höchste auf Erden da; es gibt keinen höheren über ihm. Sein Rang und seine Würde sind absolut. Seine Arbeit bekommt dadurch auch einen höchsten Werth. Die Heiligung des Lebens und die Ehre der Arbeit sind Gesetze im Staate der Pilger, und der Inbegriff ihres Lebens in der neuen Welt während der ersten Decennien sind Gottesdienst und Arbeit.

So die kleine Colonie der Maiblume. Sie war der Same. Er fiel auf gutes Land und trug hundertfältige Frucht. Es war eine schaffende Kraft in diesem Saatkorn, und wir erkennen dieselbe noch heute

in allen Staatsverfassungen und in dem geistigen Leben der Vereinigten Staaten selbst da, wo es noch durch zufällige Fesseln gehemmt oder durch die alte Nacht verdüstert wird.

Der Mensch, der Gesetzgeber dieses Welttheils, trat da mit vollem Selbstbewußtsein als Diener Gottes und als Gesellschaftsmitglied auf. Die zwei sind bei ihm wie eins. Das ist seine Eigenheit, seine eigene Vollkommenheit. Seine Lebensregel ist: „Laß dein ganzes Leben Zeugniß bringen von deinem Glauben."

Viele von unsern Landsleuten erblicken in den Vereinigten Staaten nur ein Aggregat von unharmonischen Theilen, die zufällig zusammengekommen seien und zufällig, ohne innere Nothwendigkeit, ohne organischen Mittelpunkt zusammenhängen.

Aber demjenigen, der etwas länger in den Vereinigten Staaten gelebt und Muße gehabt hat, über das Innere ihres Lebens nachzudenken, kann es nicht verborgen bleiben, daß sie ein gemeinsam schaffendes und im höchsten Grad lebenskräftiges Princip in sich haben, und dieses ist: das religiös-bürgerliche Bewußtsein.

Dieses ist es, was überall die Kirche erbaut, die Staatsinstitutionen und die noch mächtigeren freien Vereine organisirt, dieses ist es, was der Erziehung ihre Richtung gibt, den Charakter des Familienlebens bestimmt, in der Literatur und in allen großen socialen Bewegungen sich Bahn bricht, Alles mit dem Losungswort der ältesten göttlichen Botschaft:

„Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten gleich dir selbst."

Nirgends auf Erden ist wohl das christliche Bewußtsein von wahrer Menschenfreiheit so vollständig zum Durchbruch gekommen, wie in den Vereinigten Staaten; nirgends ist die Lehre, daß die reine Reli-

gion der Grund und die Feste der reinen Moral, daß der wahre Gottesdienst die wahre Menschenliebe, daß das beste Opfer, welches man dem Vater der Völker darbringen könne, der Anblick eines freien, frommen und glücklichen Volkes sei, wo Alle gleiche Rechte und gleiche Gelegenheit haben, sich die höchste Menschenwürde, das höchste Menschenglück zu erwerben, so allgemein in Wort und Handlungen ausgesprochen worden und wird noch jetzt so ausgesprochen.

Dieses Bewußtsein ist der Schwerpunct der neuen Weltbildung in den nordamericanischen Staaten. Alles Andere, sei es Staatskunst, materielle Entwicklung, Wissenschaft oder schöne Kunst, ist ihm untergeordnet und muß ihm freiwillig oder unfreiwillig Gehorsam leisten. Es sind da verschiedene Corps mit verschiedenen Anführern und vielen Namen, aber Einer ist der commandirende Chef, dem Alle gehorchen und folgen müssen, und dieser ist der große Mensch, der Mensch in seiner höchsten persönlichen und gesellschaftlichen Entwicklung. Seine Idee ist der leitende Gedanke, dem Alles und Alle dienen müssen. Dieser ist es, der in jedem einzelnen Menschen und in der ganzen Gesellschaft verwirklicht werden soll.

Die Bibel und die Werkzeuge der Arbeit hatten die Pilger aus Europa nach der neuen Welt mitgebracht. Man könnte sagen, daß beide noch heutzutage die Großmächte in der neuen Weltbildung seien. Das religiös-geistige Leben entwickelt sich in gleichem Verhältniß mit dem materiellen Gedeihen. Der Mensch und die Menschheit werden vor allen Dingen in ihrem himmlischen und ihrem einfach irdischen Verhältniß betrachtet und gefördert. Alles Andere ist Nebensache.

Das geistige Leben muß hier ganz besonders im Kirchlichen betrachtet werden und in Demjenigen, was davon ausgeht.

In Europa wirft man Nordamerika gewöhnlich

seine vielen verschiedenen Religionssecten, seine vielen abgesonderten Kirchen vor. Dabei übersieht man jedoch, daß sie eine wesentliche Einheit in Lehre und Leben haben, obschon jede besondere Secte sich als solche um eine besondere Wahrheit versammelt hat, welche sie als ihre Fahne aufgepflanzt *). Dieß war

---

*) Auch die Mormonen? dürften wir mißtrauisch fragen. Ohne mit Bestimmtheit das Auszeichnende in der Lehre der Mormonen erklären zu können, muß ich doch auf den Grund der Notizen, die ich in America über diese Secte, ihre Führer und Lehrer einholte, erklären, daß ich die Beschuldigungen, die man gegen sie erhoben hat, zum großen Theil für falsch halte. Die Mormonen erkennen die Offenbarung und die Bibel der Christen als die ihrige an. Ihre letzten Propheten enthalten (ich habe selbst Gelegenheit gehabt mich davon zu überzeugen) nur nähere speziellere Prophezeiungen von Christus, aber keine neuen Lehren. Die Sitten unter dem Volke sind — so versicherte mich ein denkender Mann, der kein Mormone ist, sich aber zwei Jahre lang unter den Mormonen in Utah aufgehalten hat — ausgezeichnet rein, und die Weiber der Mormonen über alle Verläumdung erhaben. Der Stifter der Secte, Joe Smith, war ein Mann von einfacher Bildung, der aber einige ungewöhnliche Gaben gleichfalls von der secundären prophetischen Art, die man in Schottland unter dem Namen zweites Gesicht kennt, besaß. Er glaubte selbst an seine Offenbarungen — wenigstens an einen Theil von ihnen. Seit seinem Tod wird der Mormonenstaat von Männern regiert, welche Joe Smith zu seinen Nachfolgern verordnet hatte. Sie regieren wie Smith nach dem Bibelwort und den Eingebungen des Geistes. Der hierarchische Character der Regierung bildet gegenwärtig unter klugen Führern ihre Kraft und Macht den Staat zu schnellem Emporblühen zu bringen unter angloamericanischer Sitte und Ordnung, die auch in den großen Salzseethälern ihre schaffende Kraft bewei-

ihre Aufgabe, ihr Beruf, ihre Nothwendigkeit. Gott wollte es so, habe ich mir sagen müssen, als ich das Leben und die Geschichte der Menschen betrachtete, die in Nordamerica bedeutende Secten gestiftet haben. Roger Williams, Anna Hutchinson, der Quäcker Fox, Anna Lee und Andere wurden sämmtlich von einem Geist getrieben, der stärker war als ihr eigener Wille. Im Anfang widerstanden sie (wie Luther) der inneren Stimme, endlich aber mußten sie ihrem Gebot folgen. Diese göttlich Besessenen wurden von ihrem innern Dämon aus angenehmen und heitern Wohnsitzen in die Wildniß hinausgetrieben, in Gefängnisse, Verfolgungen und Martern aller Art, um die Wahrheit, welche sie umfaßt hatten, zu verkündigen, um für die Lehren, welche sie verkündeten, zu leiden, zuweilen sogar zu sterben. Sie konnten nicht anders, sie durften nicht anders, wenn sie würdig waren Gottes Diener zu sein.

„Bleibt nicht stille stehen bei Luther und Calvin," rief der geistliche Hirte, der Pilger Robinson, diesen vom Strande der alten Welt zu; „sie waren große und glänzende Lichter zu ihrer Zeit, aber sie durchdrangen nicht alle Rathschläge Gottes. Ich beschwöre

---

sen — er ist aber auch ihre Gefahr und wird vermuthlich eines Tags ihren Fall bereiten. Dieser Tag wird dann kommen, wenn die Regierung in das Heiligthum des Privatlebens eingreift. Sollten die Eingebungen der Regierung Polygamie gestatten, so wird die angloamericanische Heimath dieß niemals erlauben.

Anmerkung aus dem Jahr 1854.

Von einem vortrefflichen Mann und Freund in America erfahre ich, daß dieser Fall in der Mormonensecte wirklich eingetreten ist. Die Einführung der Polygramie und die Erniedrigung des Weibes sind eingetreten und prophezeien die Auflösung der Secte.

euch, bedenket wohl — das ist ein Artikel der Kirche eurer Gemeinde, — daß ihr euch bereit halten müßt, jede Wahrheit zu empfangen, die vom geschriebenen Wort Gottes zu euch kommen wird; auf den Grund dieser fortwährenden Mittheilungen Gottes an den Menschen appellirte Luther von den Bullen des Papstes an die Bibel; auf den Grund derselben Lehre beriefen sich die Puritaner von der Staatskirche Englands auf das Recht des menschlichen Gewissens nach dem Worte der Schrift über ihren Glauben und Gottesdienst zu bestimmen. Auf den Grund derselben Lehre appellirten später Anna Hutchinson und Henry Vane, von denen man sagte, daß der Calvinismus bei ihnen Keime treibe, vom Bibelwort und von der despotischen Orthodoxie des Calvinismus an den Richterstuhl des eigenen Gewissens und Gottes Stimme in demselben. Gottes Licht in der Schrift in Verbindung mit Gottes Offenbarung im Gewissen des Schriftforschers konnte, mußte allein bestimmen. Verfolgung und Landesverjagung bestärkten bloß den Ruf aus dem Innern.

Aus seiner Wohnung und seinem Heimathland vertrieben, von Jedermann verlassen, von seinen Freunden und selbst seiner Frau wegen verbrecherischer Eigenmächtigkeit angeklagt, mußte der milde aber feste Roger Williams um der Lehre von der Gewissensfreiheit willen in die Wüste fliehen. Aber Gott war mit ihm, und um ihn her erwuchs eine große Stadt, Providence, und später ein Staat, Rhode Island, zur Heimath der religiösen Toleranz und der Menschenliebe.

Das Freiheitsprinzip, welches die Pilger zuerst auf die neue Erde verpflanzten, wurde immer inniger und forderte, daß der Mensch mit Gott allein gelassen werden solle.

Sie wissen wohl, mein edler Freund, welchen Gefahren der Selbsttäuschung und des Hochmuths der

Mensch auf diesem Standpunkt ausgesetzt ist. Aber jeder Standpunkt hat seine Gefahren, wenn das Zeitalter finster und der Mensch schwach oder eingebildet ist. Einen höheren und innigeren Standpunct gibt es jedoch nicht als diesen: der Mensch allein mit Gott. Gott sprach in früheren Tagen mit den großen Gesetzgebern, mit Moses und den Propheten. Das ist unser christlicher, unser beseligender Glaube, daß Gott noch heute zu jedem einzelnen seiner Kinder spreche, wie er in Christo zu Johannes und zu Maria sprach; daß Jeder von uns in unsern heiligsten Augenblicken seine Stimme vernehmen und Ohr und Zunge für seine Wahrheit werden könne. Alles hängt dabei von der Reinheit und Folgsamkeit des einzelnen Menschen ab. Es kann unverzeihliche Dummdreistigkeit sein mit Ansprüchen auf ein höheres Wissen hervorzutreten. Es kann verbrecherische Feigheit sein stille zu schweigen. Gott allein kann darüber urtheilen. Der Mensch steht zuletzt allein mit Gott und Niemand ist da zwischen ihm und Gott. Viel kann die Kirche lehren, viel kann sich der Staat bilden; — zuletzt genügen sie dennoch nicht. Der Mensch muß mit Gott allein sprechen. Darin liegt eine große Gefahr, aber auch eine große Stärke und ein großer Trost. Die Sectenstifter Americas haben beide Theile gekannt.

Und wenn sie nicht vollkommen der ersteren entgingen, wenn sie zum Theil geblendet wurden von dem Licht, zu dessen Verkündigung sie sich berufen fühlten, so haben sie dennoch jeder für seinen Theil die Arbeit ausgeführt, wozu sich die neue Welt in der Weltgeschichte berufen fühlt, nemlich die Freiheit in den innersten Grund des Gewissens zu setzen und das Gewissen frei in Gott zu machen, jeden Menschen frei in ein directes Verhältniß zu Gottes Stimme in seinem Innern zu bringen und folglich seine höchste persönliche Entwicklung vorzubereiten. Die Lehre von der Höhe

dieses Standpunctes ist alt auf Erden. Socrates und Seneca kannten ihn. Der Erlöser der Welt machte ihn zum Leben in der Menschheit. Die Secten wiederholen sein Freiheitsmoment. Ihre schönste Lehre an das Menschengeschlecht ist die: „Bekenne laut, was du glaubst. Sei wahr vor Gott, vor dir selbst und vor deinem Nächsten. Mag sich auch die ganze Welt wider dich setzen, bleibe fest bei deiner Ueberzeugung und deinem Bekenntniß.“ Das Gewissen des Einzelnen ist für sie der höchste Gesetzgeber.

Möge es auch gesagt und frei zugestanden werden, daß diese Quelle nicht unfehlbar ist, so muß auch zugestanden werden, daß nur in dieser gereinigten Quelle das Ursprungswort des Lebens, Gottes Wort rein empfangen werden und wieder aus ihr hervorquellen kann *).

---

*) Anmerkung vom Mai 1854.

Zu einer religiös wissenschaftlichen organischen Ansicht von Gottes Offenbarungen in der Geschichte und in der Bibel, derjenigen ähnlich, die in der Schweiz unter dem Einfluß deutscher Speculation und französischer Präcision entstanden und in dem edelsten Geist A. Vinet und seinen Nachfolgern incarnirt ist, hat es die Kirche in America nicht gebracht. Blinde Bibelanbetung tritt da in Opposition gegen eine Bibelkritik, die selbständig und moralisch edel ist, wie bei den Unitariern, aber eines tiefern Sinnes ermangelt. Die Entwicklung des Begriffs und der geistliche Lebensproceß, werden bei der Bibel und der Offenbarung übersehen Man hält sich mehr an Worte und Einzelheiten, als an das Leben. Die Kirche im Geist und in der Wahrheit ist auf der neuen Erde noch nicht aufgetreten. Wenn sie kommt, so werden die vielen Secten gleichsam Vorsäle des innersten Tempels werden, und aus ihnen allen werden Bekenner hervorgehen, die dann im gleichen Glauben und in der gleichen

Würden Sie fragen, wozu die Zersplitterung der Kirche in viele Secten in der neuen Welt augenscheinlich geführt habe, so antworte ich: fürs Erste zu einer großen allgemeinen Kirchlichkeit und einer mächtigen kirchlichen Disciplin. Die Zahl der Kirchen, welche stets gut und zierlich gebaut sind, in den größeren und kleineren Städten, muß jedem Reisenden in America auffallen. Gewöhnlich findet sich eine Kirche für tausend Personen, manchmal auch für fünfhundert, zuweilen für noch weniger. Jede kirchliche Gesellschaft verwaltet sich selbst, sorgt für alle ihre Mitglieder, für ihre Armen und führt eine nützliche Aufsicht über Sitten und Ordnung.

Der Priester ist der ausschließliche Seelenhirte und befaßt sich mit nichts Anderem als der Seelsorge, die er in öffentlichen Predigten und in theilnehmenden Ermahnungen an Einzelne bestehen läßt. Die Gemeinde, die ihren Priester gewählt hat, ist ihm gewöhnlich sehr ergeben und hält ihn aufrecht, wenn er es verdient. Man hat in Europa viel von der Glücksritterei in America gesprochen. Aber ich muß sagen, daß nach meinen Wahrnehmungen die Priester, die großen christlichen Werth und große Selbständigkeit besaßen, von ihren Gemeinden stets mit großer Liebe umfaßt und beibehalten, geschätzt und bis in ihre letzten Tage verpflegt worden sind. Die Priester bilden einen Theil der Aristokratie Americas, und ich habe unter ihnen die interessantesten und intelligentesten Persönlichkeiten gefunden.

Liebe anbeten. Die Entwicklung des kirchlichen Lebens in den Vereinigten Staaten geschieht noch mehr in der Breite, als in der Tiefe und Höhe. Das Freiheitsmoment herrscht; aber es ermangelt des positiven Inhalts, den er im Lande der Alpen gewonnen hat.

Eine weitere Folge der Sectenfreiheit thut sich in einer großen Entwicklung religiösen Denkens kund. Jede bedeutende Secte hat ihre eigene religiöse Zeitung, in welcher ihre Lehren in der Erörterung mit Andern entwickelt und die Verhältnisse der Kirche vielseitig betrachtet werden. Daher kommt ein sehr allgemeines Denken und Verständniß in solchen Dingen. Und daher kommt es auch, daß man von dem americanischen Volk sagen kann, wie einst Swedenborg in seiner Vision über das jüngste Gericht von den Engländern sagte:

„Die Besten dieser Nation sind im Mittelpunct aller Christen, und die Ursache, warum sie im Mittelpunct sind, liegt darin, weil sie das Licht der innern Vernunft entwickelt haben. Dieses Licht kommt von der Freiheit, welche sie im Denken und daher auch im Sprechen und Schreiben genießen. Unter andern Nationen ist dieses Vernunftlicht verborgen, weil es keinen Ausweg hat."

Sie kennen sicherlich den Character und die Anzahl der bedeutenderen Religionssecten in den Vereinigten Staaten. Ich will hier bloß von dem sprechen, was sie gemeinschaftlich auszeichnet und ihr inneres Zusammenleben characterisirt. Einige von ihnen sprechen mehr zu dem unmittelbaren Gefühl, andere zu der Vernunft, alle jedoch legen das größte Gewicht auf das Werk der Liebe. Katholiken und Quäcker reichen einander hierin die Hand. Zu einem universellen kirchlichen Bewußtsein, das mit dem politischen Bewußtsein der Vereinigten Staaten auf gleicher Höhe stände, scheint mir keine Kirche gekommen zu sein, außer in ihren edelsten Repräsentanten. Ich habe geistreiche Priester, Baptisten, Calvinisten, Unitarier u. s. w. gehört, welche die Kirche Christi für die ganze Welt öffneten. So besonders die älteste presbyterianische, congregationelle, welche ich auch die Kirche der Pilger nennen möchte, denn in ihr

nehmen alle Laien Antheil an den Angelegenheiten der Kirche. Die Predigt, die von ihr ausgeht, steht fest auf dem alten Fels, breitet sich aber von da aus, um das ganze Weltleben zu umfassen. Auch die Natur, die Kunst und das materielle Leben tauft sie zu Gottesdienst.

Zu den Erscheinungen, die mehreren protestantischen Kirchen in den Vereinigten Staaten gemeinschaftlich sind und auf das Lebensprincip derselben hindeuten, gehören die sogenannten revivals, Perioden, wo Leute, die mit ungewöhnlichen Gaben ausgerüstet und von brennendem Eifer getrieben sind, als Missionäre in den Städten und auf dem Land umherziehen und von Neuem den Ruf des Täufers Johannes an die Menschen: „Bekehret euch!" erschallen lassen. Solche Perioden gehen durch das Leben der Kirche wie tiefe, frische Athemzüge aus der religiösen Lebenssphäre, und Tausende datiren von ihnen an ihr neues besseres Leben.

Eine der schönsten Unternehmungen der gemeinschaftlichen Kirche in den Vereinigten Staaten scheint mir die große Anstalt zur Verbreitung von Volksschriften in religiös-moralischem Sinn, aber ohne Sectengeist zu sein, die vor ungefähr zwanzig Jahren in New-York errichtet wurde, und wozu die Anhänger mehrerer verschiedener Secten einander die Hand reichten und noch heutigen Tags einträchtig und kräftig zusammenwirken. Zwanzig Pressen, sämmtlich mit Dampf getrieben, senden von da täglich 25,000 Druckschriften und 3000 Bücher aus, die darauf berechnet sind die Kenntniß von unserem Herrn Jesu Christo als Erlöser der Sünder zu verbreiten und lebendige Gottseligkeit und gesunde Moral durch die Circulation von Schriften zu befördern, welche geeignet sind die Billigung aller evangelischen Christen zu gewinnen.

Die „americanische Tractätchengesellschaft" hat auf solche Art die Kräfte der Presse in ihren Dienst genom-

men, um „America zu evangelisiren." Die Perlen der religiösen und moralischen Literatur Englands und Americas in Versen und Prosa werden in diesen Volksschriften gesammelt, welche man hübsch druckt und mit schönen Holzschnitten versieht. Mehrere hundert Colporteurs werden jährlich ausgesandt, um sie über die ganze Union bis in ihre entlegensten Theile unter den Fremden und in den Wildnissen zu verbreiten; und so fährt die evangelische Kirche noch heute fort, einen sanften Mannaregen wie eine Saat aus der Hand des großen Sämanns über das Land fallen zu lassen, und das Gute, das dadurch geweckt wird, und namentlich in den Herzen der Kinder und Jugend aufsprießt, ist unberechenbar.

Und blickt man von dieser großen Pflanzanstalt, die in mehreren der nördlichen Staaten Nachahmung gefunden hat, weg auf die Volksschulen, auf die Anstalten für Verwahrloste, für Verbrecher, auf die Asyle für die Wahnsinnigen, die Unglücklichen in der Gesellschaft und vor Allem auf die stets zunehmende Aufmerksamkeit, die man ihnen widmet, überhaupt auf die Bemühungen aller Art, wodurch man in den Vereinigten Staaten die Nachtseite des Gesellschaftslebens aufzuheben sucht, so läßt sich nicht läugnen, daß sie vor allen Staaten den Namen christlicher Staaten verdienen.

Aber Sie werden sagen, dieß sei bloß eine Seite des Gemäldes und man wisse recht gut, daß auch ein andres Leben in diesen Staaten wachse, eine Verehrung und eine Kirche, die nicht Gottes ist. Ich weiß das wohl. Die alte Schlange lebt auch auf der neuen Erde. Und nenne man es Mammonsverehrung, Sklaverei, Despotie, Pöbelherrschaft, oder welchen Namen man für das Princip der Selbstsucht oder Lüge am bezeichnendsten finden mag, es lebt, es wächst, wie das Unkraut neben dem Waizen. Ja es scheint mir, daß die wesentlichsten Richtungen im Menschengeist im Guten und im Bösen, welche im Verlauf der Geschichte in Asien und Europa

aufgekommen sind und geblüht haben, in America Keime treiben und zur Ernte heranreifen werden. Oft während meines Aufenthaltes in America mußte ich an die Worte Ihrer Dogmatik in dem Artikel über die *Zukunft des Herrn und die Vollendung aller Dinge* denken, worin Sie sagen:

„Je mehr die Geschichte sich ihrem Schlusse nähert, mit um so größerer Eilfertigkeit bewegen sich die Räder der Zeit, mit um so größerer Plötzlichkeit und Raschheit, um so hastigerem Wechsel verschiedener Zustände eilt die Entwicklung voran, und derjenige dürfte sich sehr täuschen, der da glaubt, daß, weil in unserem gegenwärtigen Weltzustand noch so Vieles zu thun übrig bleibt, was der Arbeit von Jahrhunderten bedarf, darum das Ende noch sehr fern sein müsse. Denn wenn der Herr will, kann dieß an einem inhaltreichen Tage gethan werden, und ohne einen solchen würde es nie gethan werden. Darum widerstreitet es auch nicht der Schriftlehre, wenn wir uns das tausendjährige Reich als einen ganz kurzen Zeitraum denken, als einen Tag, welcher in sich eine Fülle und Herrlichkeit concentrirte, die sonst über die Dauer von Jahrhunderten verbreitet ist *)."

---

*) Man findet auch in Nordamerica, besonders in den freien Staaten, allgemein die Ahnung und den Glauben verbreitet, daß die Bevölkerung ein tausendjähriges Reich auf Erden erleben werde, und Andeutungen darauf trifft man oft in Reden, Schriften und Bildern, die von der Zeit sprechen, „wo das Lamm ruhig liegen wird neben dem Löwen, wo Jedermann friedlich im Schatten seines eigenen Weinbergs und Feigenbaums sitzen wird u. s. w." Denn daß dieses tausendjährige Reich einen Zustand des höchsten materiellen Wohlstands wie auch des höchsten innern Friedens und Vergnügens darstellen werde, scheint allgemein angenommen zu sein. Der Glaube daran ist die Feuer= oder Wolken=

Das Leben Nordamericas deutet auf eine solche Beschleunigung, eine solche Concentration der Fülle der Entwicklung im Guten und im Bösen. Die Größe und der Umfang dieses Welttheils, der alle Zonen und Producte der Erde umfaßt, die Mannigfaltigkeit und Raschheit der Communicationsmittel, welche dieselben in Jedermanns Besitz bringen, die Unbeschränktheit der persönlichen Freiheit, gränzenlose Bahnen des Wetteifers, ja selbst der nervöse Character des Klimas und seine anspornende Wirkung auf eine Volksrace, die sich durch ihre angeborne Energie vorwärts treiben läßt und alle andern Völker auf ihrem Wege mitreißt, alles das beschleunigt ihr lavinenartiges Fortschreiten bis zum Tage des Gerichts. Denn ich habe es bereits gesagt, muß es aber hier noch einmal sagen, wir haben von America kein Utopien, sondern vielmehr einen Tag des Gerichts zu erwarten, eine Näherrückung der

---

säule, welche das Volk während seiner Wanderung und Arbeit leitet.

Die Mormonen legen unter allen Secten Americas das größte Gewicht auf die Erwerbung des „irdischen Paradieses," und der Glaube an diese ihre Zukunft dürfte ihre wahre Eingebung ausmachen, wie auch den Schlüssel zu ihrem Einfluß selbst in fremden Ländern bilden.

Mir will es scheinen, als ob das tausendjährige Reich nicht da oder dort auf Erden, sondern über die ganze Erde kommen müsse, wenn einmal alle Länder der Erde Oceaniens zauberhafte Inseln wie Sibiriens wilde Steppen und Wüsten durch Geist und Dampf so verbunden werden, daß kein Platz mehr fremd und unzugänglich bleibt, daß der große Mensch über alle herrschen und auf jedem Punct das höchste Menschliche in der Menschheit hervorrufen kann. Inzwischen mag Americas Volk seinen Glauben behalten.

Erntezeit für das Menschengeschlecht. Und zu keinem Volk wie zu diesem scheint mir des Herrn Mahnruf: Wachet! zu ertönen. Sehe ich gleichwohl auf das Leben, das zu dieser Zeit in den Vereinigten Staaten am kräftigsten wächst, emporkommt und überhandnimmt, so muß ich sagen, daß mein Herz von Hoffnung erfüllt ist. Denn würden die Vereinigten Staaten — und ich glaube, daß sie es thun werden — aus ihrer gegenwärtigen Gesetzgebung ihren größten Widerspruch streichen; würden sie in der Sklaverei das Recht der Befreiungsarbeit einräumen, eine stufenweise Emancipation gesetzlich feststellen und in Bezug auf die Kinder der Sklaven dem Worte des Göttlichen gehorchen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen," so ...

Sehen Sie, ich denke mir, daß irgend eine große Naturrevolution auf einmal diesen ganzen Welttheil vernichten würde, ich denke mir, daß er mit seinen sternbesäten Flotten und Eisenbahnen, seinen großen Städten und stimmberechtigten Volksmengen, seinen stolzen Capitolen und seinen schönen, schönen Wohnungen plötzlich in die Tiefe des Meeres versänke; ich denke mir, daß alles das verschwände, in der Tiefe, wie in einem ungeheuern Grab verstummte, daß die Wellen darüber hinbrausten, daß der Raum öde und leer wäre, daß aber der Engel des Gerichts allein über die vergangene Welt hinflöge, mit der Schrift über ihre Thaten in seiner Hand, um sie im Buch des Lebens vor dem Thron des allmächtigen Richters vorzulegen — dann würden wir auf dem Blatt lesen:

„Dieses Volk machte Ernst damit, das Reich Gottes auf Erden zu begründen."

Sehen Sie hier, mein theurer Freund und Lehrer, mein Glaubensbekenntniß über das Leben der neuen Welt; lassen Sie mich hoffen, daß ich es dereinst mündlich vor Ihnen in Ihrer Wohnung oder in meiner eigenen vertheidigen dürfe. Es war einer meiner lebhaftesten Wünsche in den Vereinigten Staaten sie mit Ihnen und Ihrer theologischen Denkweise bekannt zu machen; es liegt mir jetzt am Herzen, Sie näher mit den Vereinigten Staaten bekannt zu machen, denn ich bin überzeugt, daß Scandinaviens christliche Denker und das Volk Americas innig verbunden sind durch ihre Arbeit im Dienste desselben Herrn, und daß sie einander viel zu sagen haben.

Lassen Sie mich in Ihre gütige, freundliche Erinnerung eingeschlossen sein.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Anhang.

Es war meine Absicht beim Beginn dieser Arbeit in einem besondern Anhang am Schlusse derselben einiger Ereignisse zu gedenken, die mir in den Sklavenstaaten Americas und auf Cuba vor die Augen gekommen sind, und deren Bekanntmachung ich für zweckmäßig hielt, von denen ich aber doch in meinen Briefen nicht sprechen wollte, weil ich Orte und Personen nicht bezeichnen mochte. Mrs. Harriet Beecher Stowes bekanntes Buch: „Onkel Toms Hütte" und noch mehr ihre kürzlich erschienene Arbeit: „ein Schlüs-

sel" u. s. w. haben mich dieser unangenehmen Veröffentlichung überhoben. Denn meine Erzählungen würden nichts wesentlich Neues, nichts von dem Inhalte ihrer Arbeit Abweichendes geben, und ich will daher nicht durch solche mein bereits allzulanges Buch noch mehr verlängern, sondern nur noch bemerken, daß die betreffenden Erzählungen ganz besonders meine oft ausgesprochene Bemerkung über den demoralisirenden Einfluß des Sklavereiinstituts auf die weiße Bevölkerung bekräftigen mußten. Als ich einen jungen Mann von beinahe seraphischer Schönheit, einen Edelmann von Geburt und Aussehen, seine Seele mit vollem Bewußtsein dafür verkaufen sah, daß er als Sklaventreiber bezahlt wurde; als ich ihn gestehen hörte, daß er es nicht wage die Bibel zu lesen; als ich ihn sagen hörte, daß er im Anfang seines Geschäftes um keinen Preis hätte einen Neger mit der Peitsche berühren wollen, jetzt aber im Stande wäre, ohne alles Bedenken einen Neger des Beispiels wegen peitschen zu lassen, ihn mit Bluthunden zu hetzen u. s. w; als ich einen der reichsten Plantagenbesitzer und galantesten Gentlemen Louisianas naiv sich selbst und sein System auf seinen Sklavenpflanzungen preisen hörte, ohne die erbärmliche Prahlerei und Tyrannei, welche dieses ganze System verrieth, auch nur zu ahnen; als ich eine christliche Frau und Mutter ihrer Tochter verbieten sah am Sonntag zu tanzen, während sie nichts Anstößiges darin fand, daß ihre Sklaven am ganzen Sonntag unter der Musik von Peitschengeknall *) für sie arbeiteten; als ich angenehme und liebenswürdige junge Leute, die gegen einander sehr zärtlich waren, mit vornehmer Kälte die grobe Mißhandlung eines jungen Negerweibes durch ihren Herrn betrachten sah — da habe

*) Dieß war nicht in den Vereinigten Staaten.

ich mit meinem Freund, dem Pflanzer am Missisippi, sagen müssen: „Das System, das System ist es, was solche Folgen herbeiführt.“

Ehre der edlen, warmherzigen Americanerin, die in unsern Tagen gegen das Sklavereisystem aufgetreten ist und, wie in der Literatur noch kein Weib, für die Sache der Menschheit und die Ehre ihres Vaterlandes mit einer Kraft gesprochen hat, welche ihr das Ohr der ganzen Menschheit gewann. Ehre und Segen über sie! Was muß nicht das Volk werden, das solche Töchter hervorbringen kann!

Von der edlen Verfasserin des Onkels Tom welche ich bloß in meiner Ueberzeugung über die Art und Weise der Emancipation aus der Sklaverei ab. Es ist meine Ueberzeugung, daß die Sklavenstaaten Americas das Werk weise begonnen haben, indem sie damit anfingen die Negersklaven sich zu christlichen Gemeinden bilden zu lassen, wie auch darin, daß sie die Emancipation mit der Colonisation der Neger in Africa verbanden. Nur von wohlgeordneten christlichen Negerstaaten kann eine gute Befreiung ausgehen. Der Zustand der Neger in Africa und auf Jamaica deutet darauf hin, was dieses Volk ohne ein gründliches christliches Leben und eine christliche Gesellschaftslehre werden muß. Da ist nichts, was man loben oder wozu man einladen könnte. Ich wiederhole es, in mehreren Sklavenstaaten ist bis jetzt ein Anfang gemacht, um die Negersklaven aus ihrem Zustand emporzurichten, und mein herzlicher Wunsch wie auch meine Hoffnung geht dahin, daß bald noch mehr geschehen möge, sowohl durch befreiende Gesetze, als auch durch die Unterweisung der Negerkinder. Die eigenen Predigten der Sklaven, die ich in mehreren Sklavenstaaten Americas gehört habe, beweisen am besten, wie lebendig sie das Christenthum auffassen. Sie haben eine eigenthümliche Fähigkeit sich das innerste Leben und die

Vernunft desselben anzueignen. Gott gebe, daß sie das Evangelium überall in den Sklavenstaaten zu hören bekämen! Aber dazu fehlt noch viel, unverzeihlich viel.

Meine gewisse Hoffnung steht jetzt wie früher auf dem edleren Süden; mein warmer Wunsch ist, daß er die Emancipationsfrage in seine Hand nehmen möge. Er allein, nicht aber England und auch nicht die nördlichen Staaten Americas, kann die ganze Frage in ihrer vollen Bedeutung einsehen. Der Süden allein kennt die Last, die Gefahr, die Verantwortung, all die großen Schwierigkeiten; er allein hat die Arbeit und die Mühe. Wenn es ihm gelingt die Ketten der Sklaven zu brechen und sein herrliches großes Land von der Sklaverei zu erlösen, dann gebührt ihm unverwelkliche Ehre.

Stockholm im Mai 1853.

Bremer, Fredrika,

Die Heimath in der neuen Welt ein Tagebuch in Briefen, geschrieben auf zweijährigen Reisen in Nordamerika und auf Cuba

Bd.: 3

Stuttgart 1854